
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

Dreiunddreißigster
und vierunddreißigster



Jahrgang:
1923/24.

Mit drei Abbildungen im Text.

BERLIN.
BEHREND & Co.
1924.

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Nachrufe.

Berichte und Bücheranzeigen.

Zur Volkskunde Argentiniens.

Von Robert Lehmann-Nitsche.

II. Der Schomberghut.

Zu weiteren Einzeldarstellungen aus dem Gebiete der argentinischen Volkskunde[1]) wähle ich die Volkstracht. Zwei Stücke derselben, Hut und Stiefel, erscheinen besonders einer näheren Betrachtung würdig.

Der gewöhnliche vom Volk getragene Hut heißt heute in Argentinien ganz allgemein chambergo. Dieses Wort mit seinen verschiedenen Endungen auf -a, -illa, -ito, -o und -ar als Substantiv, Adjektiv, Verbum und adverbial gebraucht, hat im Laufe der Zeit recht verschiedene Bedeutungen erhalten, die wir kurz durchgehen wollen.

Chamberga, Subst. fem., bezeichnet oder bezeichnete in Spanien ein bestimmtes Regiment der königlichen Garde, welches von 1669 bis 1677 bestand; den von den Angehörigen dieses Regiments getragenen nach Kosakenart geschnittenen Rock (casaca); eine Art Tanz und die dazu gehörige lebhafte und freudige Instrumentalmusik; eine Krankheit der Schafe und Ziegen; in Andalusien eine Art sehr schmales Seidenband; in Alava, in der Verbindung ferrería de chamberga (auf deutsch wohl mit 'Kleinschmiede' wiederzugeben), Pfannen und ähnliche vom 'Kleinschmied' gefertigte Geräte; in Cuba eine Pflanze und deren Blüte; in Honduras eine Kletterpflanze vielleicht mit der vorigen identisch; in Columbien ein Horngefäß; in Brasilien[1]) in der Form xumberga Rausch, Trunkenheit; ebendaselbst hat sich die Form Uxumbergas[2]) oder Xumbergas als Spottname für einen Gouverneur von Pernambuco, Jeronimo de Mendonça Furtado, welcher 1664 sein Amt antrat, aber wegen Mißbrauch bald vom Volke gefangen genommen und wieder nach Lissabon zurückbefördert wurde, heute noch im gleichen Sinne in einem kurzen Liede erhalten (wie auch der General Marlborough in spanischen und argentinischen Kinderversehen als Mambrú weiterlebt).

xumbergar, Verbum, bedeutet in Pernambuco: sich betrinken.

---

1) Vgl. oben 24, 240: Volksrätsel aus dem La Plata-Gebiete. — Eine ausführlichere Darstellung des folgenden bietet R. Lehmann-Nitsche, Folklore Argentino, III: El chambergo. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba 21, 1—99 (1916).

2) Rod. García, Diccionario de brasileirismos (peculiaridades pernambucanas). Revista do Instituto Histórico e Geographico Brasileiro 86, 947, Buchausgabe p. 291 (Rio de Janeiro, 1915). — A. de Carvalho, Phrases e palavras. Problemas historico-etymologicos 1, 74—80 (Recife, 1906). — Wegen der Seltenheit dieses Buches wiederhole ich hier die auf Seite 75 stehenden zwei Strophen:

O Mendonça era Furtado
Pois dos paços o furtaram;
Governador governado
Para o reino o despacharam.

A peste já se acabou:
Alviçaras, ó gente bõa!
Uxumbergas embarcou,
Eil-o vai para Lisbõa.

chamberguilla, Subst. fem., bedeutet in Andalusien eine Art sehr schmales Seidenband.
chambergo, Subst. masc., bezeichnet oder bezeichnete in Spanien den Soldaten oder Offizier des schon genannten Garderegiments, welches von 1669—1677 bestand; den Hut, welcher von Soldaten und Offizieren dieses Regiments getragen wurde; in Argentinien den weichen Filzhut, welcher vom Volke und auf dem Lande getragen wird; in Cuba den Vogel Dolichonyx orizyvorus Swains, welcher die Reisfelder verwüstet.
chamberguito, Subst. masc., in Argentinien gelegentlich gebrauchte Verkleinerungsform von chambergo im Sinne von Hut.
chambergo, -a, Adj., in Spanien verbunden mit regimiento, oficial, soldato, casaca, sombrero, seguidilla; in Argentinien mit sombrero.
a la chamberga, adv., bedeutet in Spanien: nach Art der einzelnen Stücke der Uniform des Schombergregiments; pintura a la chamberga eine besondere Art, Holzschnitzereien, Türen, Fenster, Wände und andere nicht der freien Luft ausgesetzte Gegenstände mit Farben zu bemalen, die mit Firnis von griechischem Pech und Terpentin zubereitet werden.

Es kommen somit 18 oder 19 verschiedene Bedeutungen zusammen, welche sich alle von dem Namen des berühmten Feldmarschalls Schomberg ableiten. In dieser Form nämlich wurde Friedrich Hermann von Schönberg in der romanischen und englischen Welt weit berühmt; im spanischen Sprachgebiet findet sich auch die Anpassung Chamberg. Er wurde in Heidelberg 1615 geboren und fiel in Irland in der Schlacht an der Boyne 1690.[3]) Seine direkte Nachkommenschaft starb mit seinem Enkel aus, aber das Geschlecht, welchem er entsprossen, blüht noch heutzutage und führt den ursprünglichen Namen Schönburg. Unser Schomberg war einer der berühmtesten Heerführer seiner Zeit, der sich im Dienst verschiedener Fürsten in Schweden, Frankreich, Portugal, England und Brandenburg hohe Ehren und Auszeichnungen erwarb. Hier interessiert uns vor allem sein Aufenthalt in Portugal, wohin er 1661 auf Befehl Ludwigs XIV. ging und welches er bis 1668 gegen Spanien verteidigte, speziell gegen Juan de Austria; Spanien mußte Frieden schließen und Portugals Unabhängigkeit sowie die Herrschaft des Hauses Braganza anerkennen. In dieser Zeit war er naturgemäß auf der iberischen Halbinsel hochberühmt; dazu kam seine glänzende Erscheinung, die er durch peinlich saubere und sorgfältige Kleidung noch zu heben verstand. In Portugal war er in Modesachen bald tonangebend, und sogar die Statuen der Heiligen beiderlei Geschlechts wurden für Prozessionen a la chamberga aufgeputzt, nämlich mit gestickten Wämsern, blonden Perrücken und französischen Spitzen, was schließlich die Kirche verbieten mußte. Sein hochgezwirbelter Bart wurde vorbildlich und von dem Lissaboner Dichter Antonio Serrâo de Castro 1665 in einer Dévima verherrlicht;[4]) auch der schon erwähnte Gouverneur trug seine Kleider und seinen Schnurrbart a la chamberga, weswegen er in der Kolonie Brasilien (die Kolonien sind ja immer in diesen Sachen Jahre zurück) den Spitznamen 'Uxumbergas' oder 'O Xumbergas' bekam; da Furtado de Mendonça außerdem trank, wurde xumberga ein Ausdruck für Rausch und xum-

3) Allgem. deutsche Biographie 32, 260; Kneschke, Adelslexikon 8, 281.
4) Carvalho 1, 78.

bergar für: sich betrinken. In Portugal hat allem Anschein nach Schomberg die gleiche Infanterieuniform eingeführt, wie vordem in Frankreich. Wahrscheinlich wurde das portugiesische Modell in seinen Hauptstücken für ein spanisches Garderegiment kopiert, welches im Jahre 1669 zu Madrid gebildet wurde, als Karl II. noch minderjährig war und Mariana von Österreich regierte, um eine wirksame Waffe gegen Don Juan de Austria zu haben, falls dieser gegen die regierende Königin auftreten sollte. Dieses Garderegiment aber betrug sich recht ungebührlich, das Volk von Madrid reimte Gassenhauer darauf, und als es Juan de Austria gelang, den jungen König in seine Gewalt zu bekommen, entfernte er es aus Madrid. Am 28. Januar 1677 zog es von Getafe nach Alicante, von wo es nach Sizilien verschifft, aufgelöst und auf die dortigen italienischen Regimenter verteilt wurde. Dieses Garderegiment hieß nun in Madrid 'La Chamberga' oder 'Regimiento de la Chamberga', eine Art Spitzname wegen der Uniform, an welcher der Kosakenrock und der breitkrämpige, mit Federn besetzte Filzhut besonders in die Augen stachen. Der Marschall Schomberg kämpfte selber 1675 bei Monjui auf Seiten Frankreichs gegen das Regiment, das seinen Namen als Spitznamen führte.

Es mag auffallen, daß damals zur militärischen Uniform ein großer Filzhut getragen wurde. Wenn man aber die Hutmoden in Spanien seit dem 16. Jahrhundert verfolgt, wird dieses verständlich. Der dreißigjährige Krieg hatte alles verwildert; der Hut des gemeinen Mannes vom Lande wurde auch von den besseren Kreisen getragen, welche dann die Krämpe vergrößerten und eine Straußenfeder, die bis in den Nacken fiel, ansteckten. Diese Art Hut, den das Schombergregiment zu Madrid bekam, trug den Namen Chambergo; in dieser Bedeutung kam das Wort nach dem La Plata; wann, ist nicht festzustellen. In Madrid wollten zwar gesetzliche Vorschriften den großen Mantel und Schlapphut sowie die französischen Moden verbieten; doch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdrängte in den besseren Kreisen der Dreispitz den runden Chambergo, der nach jenen Vorschriften 'unanständig war und mit der gebührenden Würde der Leute nicht im Einklang stand'.

Das Studium der Hutmoden und Kopfbedeckungen in Argentinien gibt übrigens interessante Aufschlüsse für die Trachtenkunde der alten Welt. Früher wurde auf dem Kamp gelegentlich eine Art Mütze getragen, die weiter nichts als die mit den Ohren abgezogene kappenförmige Kopfhaut eines Fohlens oder Esels war. Die Frage ist nun, ob es sich um selbständige Erfindung oder um Wiederaufnahme eines uralten europäischen Gebrauchs handelt, der den Leuten ja nur durch Überlieferung bekannt gewesen zu sein brauchte. Ich persönlich glaube das letztere; glaube außerdem, daß im alten Europa diese primitive Kopfschutzform längst verschwunden war, als sie im europäischen Kolonialland noch weiter getragen wurde. Es ist ja bekannt,[5]) daß die alten Germanen z. B. wie gewiß die primitiven Völker der alten Welt überhaupt, sich in Tierfelle kleideten, und zwar derart, daß der Kopfteil des Tieres über den Kopf des Menschen gestülpt wurde; das übrige Fell hing den Rücken herunter und konnte durch die Stücke, welche den vorderen Extremitäten entsprachen, oberhalb der Schultern oder unter den Armen bequem über der Brust zusammengehalten werden. Je nach

5) Girke, Die Tracht der Germanen 1922 1, 92 spricht von der Kopfbedeckung durch Kopfstücke von Tierfellen, 'welche mehr zur Amts- oder Kulttracht gehörte'.

der Größe des betreffenden Tieres genügte seine Haut zur vollständigen oder teilweisen Bedeckung eines menschlichen Körpers. Die Kappe aus Pferde- oder Eselsstirnhaut mit daransitzenden Ohren ist also nur eine Teilerscheinung einer in früheren Zeiten allgemein üblichen Urbekleidung. Wenn z. B. als Helmzier des Wappens der Grafen von Salm Eselsohren auftreten, wie in der späteren Wappenbeschreibung besonders angegeben wird, so handelt es sich hier um jene Kappe, die, aus der Kopfhaut des Esels geschnitten mit den Ohren daran, den späteren Heraldikern unbekannt war. Bauernhüte u. dgl. wurden ja in der Heraldik viel als Helmzier benützt, wie es sich aus der Entwicklung dieser Einzelheit aus dem wirklichen Leben der Ritter ergab (die Helmdecken z. B. sind aus den Tropenschleiern hervorgegangen, welche der Gewappnete über seinen Helm oder auch zwischen Helm und Kopf tat, um die Sonnenstrahlen zu mildern, genau so wie man in Argentinien mit dem Schomberghute ein Taschentuch festklemmt, welches auf den Nacken herabfällt und durch das Flattern beim Reiten Kühlung bringt).

Wie jene Kappe ein Überbleibsel aus der 'Fell- und Rohlederzeit' darstellt, welche in der Kulturgeschichte der alten Welt eine noch gar nicht genügend betonte Wichtigkeit besaß,[6]) so auch ein regelrechter Hut, welcher in Argentinien noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts getragen wurde und 'panza de burro' hieß, nicht etwa wegen seiner Form, sondern weil er aus dem Bauchfell des Esels hergestellt wurde; an dieser Stelle ist jedes Leder bekanntlich am dünnsten. Das kreisförmig herausgeschnittene Stück Fell wurde nun über eine massive Holzform gespannt, getrocknet, und die Kopfbedeckung war fertig. Später bekam auch der aus Tierhaaren oder Wolle hergestellte Hut jene konische Form und infolgedessen auch den Namen 'Eselsbauch'. Der Ausdruck 'Panza de burro' ist in Argentinien in gebildeten Kreisen noch bekannt, wird aber wohl bald vergessen sein; im niederen Volk von Buenos Aires ist er im Lottospiel Spitzname für die Zahl 30.

Unsere Beobachtung, daß zum Hute zuerst Tierfell, dann nur Tierhaare ohne das Leder benutzt werden, und daß der ursprüngliche Name dieser Kopfbedeckung der Körpergegend entspricht, von welcher das Fellstück herstammt, findet v i e l l e i c h t eine Parallele in dem Hut des klassischen Altertums. Die alten Griechen und Römer hatten nämlich zwei Arten Kopfbedeckung, den P e t a s u s und den P i l e u s. Nun ist es den Lexikologen schon immer aufgefallen, daß petasus oder vielmehr petaso, also das gleiche Wort mit anderer Endung, auch Tierschulter, speziell Schweineschulter bezeichnet, und F o r c e l l i n i suchte diese Übereinstimmung durch die Ähnlichkeit der Schultergegend mit einem flachen Hute zu erklären. Ich glaube nun, daß jener petasus (Hut) nichts anderes war als ein rundes Stück, das aus dem Schulterfell der Haustiere geschnitten wurde. Wie man sich leicht überzeugen kann, ist diese Stelle bei Pferden gewölbt und kann für einen Menschenkopf gewiß leicht zurecht gemacht und angepaßt werden. Wer den griechischen Merkurhut, der als eines der Symbole des Handels noch heute alten Vorlagen nachgebildet wird, betrachtet, muß zugeben, daß dieser Petasus flach war und der Schultergegend großer Haustiere gleicht. Der Pileus dagegen war, wie jedes Wörterbuch belehrt, aus Tierhaar oder Wolle, also eher eine Art Filzkappe. Jedenfalls haben wir den gleichen Entwicklungsprozeß vor uns wie am La Plata: zuerst

6) Man unterscheide zwischen Fell und Leder; letzteres ist enthaartes Fell.

wird zur Kopfbedeckung Fell, dann Filz verwandt: der ursprüngliche Name dafür ist von der betreffenden Körpergegend hergenommen, Schulter oder Bauch; daß die ursprüngliche Form noch eine Zeitlang beibehalten wird, wenn das Material wechselt, ist eine in kulturgeschichtlichen Dingen ganz bekannte Erscheinung und jedenfalls für die 'panza de burro' nachzuweisen.

Als weitere Kopfbedeckungstypen der La Plata-Länder, die zur Kolonialzeit unter dem einfachen Volke üblich waren, nenne ich folgende: Schirmmützen aus Tierfell, vielleicht Affenfell; dann vom Norden importiert Ärmelmützen (gorros de manga), heute noch in Catalonien gebräuchlich und als 'phrygische Mütze' das berühmte Symbol der Freiheit; große Zylinderhüte, die von der Stadt aus sich auf das Land verbreiteten und von ländlichen, der Mode huldigenden Stutzern getragen wurden (die sog. Volkstracht ist ja vielfach nichts als die vor Jahrzehnten üblich gewesene städtische); schließlich wurde bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Hut aus Strohgeflecht getragen, der als 'sombrero de pajilla' oder nur pajilla bekannt war und vielleicht vom Norden her, aus Corrientes, Paraguay und Bolivien eingeführt wurde. Nebenbei sei bemerkt, daß der Indianer ursprünglich keinen Hut trug, sondern seine Haare mit einer schmalen, bunten, gewebten Binde (huincha) umwickelte.

Als Name für den Hut der einfachen Bevölkerung am La Plata, sei es Stadt oder Land, findet sich bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts nur das Wort sombrero. Gewisse Einzelheiten werden von den betr. Schriftstellern regelmäßig hervorgehoben, so das Hutband, welches den Hut unter dem Kinn oder der Unterlippe oder unter der Nase festhielt und mitunter in eine Troddel auslief; in diesem Fall befand sich über der Troddel ein Ring, der bis zu Kinn, Unterlippe oder Nase hochgeschoben werden konnte, während die Troddel natürlich nach unten hängen blieb (an mittelalterlichen Bildern aus Europa kann man diese Art Hutband auch beobachten); die Volksdichter vergleichen in ihrer blumenreichen Sprache die Geliebte mit ihrem Hutband oder ihrer Troddel.[7] Auch die Art, die vordere Krämpe des Hutes aufzurichten und den Hut selber nach hinten in den Nacken zu schieben, ist charakteristisch für den Mann aus dem Volke; Schriftsteller und Dichter erwähnen und benützen diese Eigentümlichkeit sehr häufig. Wer sich daher den Hut tief ins Gesicht zieht und die Krämpe nach unten hängen läßt, von dem heißt es spöttischer Weise: er läuft herum wie ein krankes Maultier.

Der Name chambergo zur Bezeichnung des einfachen weichen Filzhutes scheint bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts nur in der Stadt Buenos Aires gebräuchlich gewesen zu sein; erst seit etwa 1880 wird auch der Gauchohut chambergo genannt, und die eben geschilderten Besonderheiten, sei es des Hutes selber, sei es der Art ihn zu tragen, finden wir nun seitdem auch vom Schomberghut berichtet.

---

7) Ich kann es mir nicht versagen, eine Probe dieser Dichtungsart wiederzugeben, welche allerdings, aus ihrer Umgebung herausgerissen, lächerlich wirkt; aber ist es vielleicht mit manchen Zeilen des Hohen Liedes oder anderer orientalischer Poesie anders? Das Lied verherrlicht eine Kampschönheit folgendermaßen:

Vos sos el reluciente sol
Que alumbra en mi guarida,
Sos la calandria que anida
En mi ranchito de terrón;
Sos la sentida canción
Que canta el triste matrero,
Sos barbijo de mi sombrero,
Vincha, pañuelo y rebenque,
Y sos el fuerte palenque
Ande maniato mi overo.

Während der Gaucho und seine Tracht fast ganz verschwunden sind, was in der argentinischen Volkspoesie oft beklagt wird, ist der Schomberghut Wahrzeichen einer bestimmten sozialen Klasse in Buenos Aires geworden, nämlich des sogenannten 'Compadrito'; diese Großstadtpflanze bildet ein wunderliches Gemisch von südländischer Arroganz, Maulheldentum und Feigheit und unterscheidet sich von der sogenannten jeunesse dorée nur dadurch, in der Wahl der Väter nicht so vorsichtig gewesen zu sein. Es darf nicht Wunder nehmen, daß auch die Kleidung des professionellen Verbrechers, des sogenannten 'Lunfardo', durch den dunklen Filzhut ein besonderes Abzeichen bekommt; die Volkspoesie hat diesen Typus vorzüglich zu schildern verstanden.

Doch die Extreme berühren sich. War der Schomberghut im 17. Jahrhundert Uniformstück gewesen, so trugen zur Zeit der Freiheitskriege argentinische Militärs einen weichen Filzhut statt des Helms; schon von San Martin wird solches berichtet; ebenso von dem Uruguayer Lavalleja und späterhin von Lucio V. Mansilla, der ehemals argentinischer Minister in Berlin war. Besondere Volkstümlichkeit erlangte der Schomberghut des Generals Bartolomé Mitre, ähnlich dem Schlapphute Bismarcks. Mitre war nämlich in dem Gefechte bei Langdon im Jahr 1853 an der Stirn verwundet worden und trug seitdem fast immer einen schwarzen Chambergo. Seine große Popularität wurde durch diese Tracht zweifellos erhöht, und die ihm ergebene Presse trug nicht wenig dazu bei, seinen Hut bekannt zu machen und ihn zum Symbol 'wahrer Demokratie' zu stempeln. Dieser Kultus trieb wirklich wunderbare Blüten; um 1898 gab es eine Zigarettenmarke 'Don Bartolo', auf deren Verpackung ein Filzhut neben brennender Zigarette dargestellt war. Nach Mitres Tode waren neben dem Sarge auf einem kleinen Tisch sein Generalshut, auf einem andern sein Schomberg aufgebahrt, welcher auch auf dem Sarge zur letzten Ruhestätte mitgeführt und später an das historische Museum überwiesen wurde; eine besondere Bronzemedaille zeigt auf der Vorderseite den leeren Hut, von Strahlen umgeben, darunter das Wort Silencio; die Rückseite der Medaille ist leer; ganz zu schweigen von Dichtungen, welche Mitres letztem Schomberghute gewidmet wurden.

Der Kultus, welcher dem Chambergo des uruguayischen Politikers Aparicio Saravia, Führers der sog. weißen Partei, gewidmet wurde, ist nur Nachahmung und schwacher Abglanz des vorigen; ebenso ein besonderer Aufsatz, der den schwarzen Hut des italienischen Sozialisten Ferri behandelt. Übrigens ist in Uruguay der Ausdruck Chambergo wenig gebräuchlich; statt dessen sagt man gewöhnlich 'gacho'.

In Argentinien aber gehört heute der Chambergo zur Nationaltracht; niemand weiß, daß das Wort eine Korruption des Namens eines berühmten deutschen Heerführers ist; vielmehr hält man Hut und Wort für 'genuinamente criollo', und die Redensart 'ponerse chambergo' (sich den Schomberghut aufsetzen) bedeutet soviel wie 'sich argentinisieren'.

II. Der Gauchostiefel.[8])

Auch der Stiefel des Gaucho gestattet uns kulturgeschichtlich wichtige Rückblicke. Er heißt allgemein 'Bota de potro'; denn er wird oder wurde fast ausschließlich aus dem rohen Felle oder Leder eines

8) Vgl. Robert Lehmann-Nitsche, Folklore Argentino, IV: La bota de potro. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba 21, 183—300 (1916).

jungen Pferdes hergestellt, manchmal auch einer Kuh; dann heißt er 'bota de vaca'. Da aber vorzugsweise das Pferd der Lieferant für das Rohmaterial dieser Fuß- und Beinbekleidung war, wurde der Ausdruck 'bota de potro' ein feststehender, bei welchem niemand mehr an das Material dachte, so daß auch, wenn gelegentlich einmal anderes Material verwandt wurde, es doch immer hieß: 'botitas de potro, de cuero de gato'.

'Bota' heißt jenes Stück Fell des Rindes und des Pferdes, welches den Oberschenkel bedeckt und bis zur Hacke herabreicht (s. Abb. 1). Diese Bedeutung von bota, offenbar aus dem Alt-Spanischen, steht in keinem Wörterbuche, ist aber auf dem argentinischen Kamp, speziell im Süden der Provinz Buenos Aires, ganz allgemein geläufig. Beim Brennen der Tiere (was auf dem linken Oberschenkel vorgenommen wird), muß dafür Sorge getragen werden, daß die Marke nicht zu tief zu sitzen kommt; sonst gibt es Vernarbungen, welche das Fellstück zu einem derartigen Stiefel ungeeignet machen. In übertragenem Sinne bedeutet 'bota' dann auch den Stiefel, welcher aus dem betreffenden Fellstück hergestellt wird, und diese zweite Bedeutung ist die allgemein bekannte.

Die Herstellung ist recht einfach: Nach den entsprechenden zirkulären Schnitten inmitten des Oberschenkels und unterhalb der Hacke wird das Stück Fell, welches eine Art Trichter darstellt, von oben nach unten abgezogen, so daß dabei die behaarte Außenseite nach innen, die blutige Innenseite nach außen kommt. Letztere wird mit einem Messer von anhaftendem Binde- und Muskelgewebe gereinigt, was 'descarnar' heißt. Nur der Teil, welcher später der menschlichen Fußsohle entspricht, also am Pferdebein die hintere Seite von der Hacke an nach unten, wird nicht weiter gereinigt, denn die betreffenden Weichteile dienen, wenn sie zusammengetrocknet sind, zur Verstärkung und bilden eine Art natürlicher Sohle. Dann wird der Felltrichter wieder umgestülpt, so daß nun wieder das Haar nach außen schaut. Dieses wird hin und wieder belassen, gewöhnlich aber entfernt. Nun wird der Fell- oder Ledertrichter über den menschlichen Fuß gezogen, damit der Trichter Form bekommt, aber bald wieder ausgezogen; auf keinen Fall läßt man ihn über der menschlichen Haut festtrocknen; denn der unfertige Stiefel muß zunächst noch weich gemacht und der Teil, in welchen der Fuß zu stecken kommt, ausgeweitet werden. Zu diesem Zwecke wird alles einige Tage in Wasser gelegt oder in feuchter Erde vergraben. Falls die Haare noch nicht entfernt wurden, kann das jetzt



Abb. 1.

geschehen: die Haare werden mit Asche eingerieben und mit einem Stück Holz oder Rohr, das wie ein Stemmeisen breit ausläuft, in Richtung des Striches abgeschabt (lonjear). Dann kommt aber die mühsamste Arbeit, nämlich den Stiefel mit den Händen zu bearbeiten, zu kneten, zu reiben, zu walken, wie wenn man ein mit beiden Händen gepacktes Stück Leder zerreißen wollte; das heißt 'sobar', ermüdet bald die Hände und kann nur mit Unterbrechungen, einige Tage hintereinander ausgeführt werden. Auch wenn der in Gebrauch genommene Stiefel eine Zeit lang nicht getragen wurde oder naß geworden ist, muß sofort diese Operation wiederholt werden, sonst drückt er fürchterlich auf den Fußrücken. In Santiago del Estero kennt man noch eine andere gleichzeitig angewandte Art, den Stiefel geschmeidig zu bekommen: er wird über ein Stück Holz gezogen und mit einem andern geklopft, was macetear heißt; dieses Wort gibt es in gleichem Sinn auch in Spanien. In einigen Gegenden Argentiniens wird der naß gewordene und zusammengetrocknete Stiefel mit ungesalzenem Fett eingeschmiert und dann mit den Händen gewrungen (sobar).

Nun ist der Stiefel fertig und wird angelegt; die große Öffnung des Trichters kommt bis ans Knie, die Hacke entspricht der menschlichen; durch die kleine Öffnung des Trichters schauen die Zehen hervor. Die Metatarsalgegend des Pferdebeins ist nämlich sehr eng, besonders bei feinrassigen Tieren, und drückt infolgedessen den menschlichen Fuß gerade am Zehenansatz, wo dieser am breitesten ist. Außerdem kann sich der Gaucho beim Reiten mit den freien Zehen besser im engen Steigbügel halten, durch den er manchmal nur die große Zehe steckt; in Ermanglung eines Steigbügels steckt die große Zehe in der festen Schleife eines Lederriemens, oder der letztere endet mit einem Knoten und wird dann mit großer und zweiter Zehe festgehalten, so daß sich diese beiden Zehen auf Knoten stützen. Diejenigen Stiefel, welche vorne offen sind, so daß die Zehen hervorsehen, heißen 'botas de medio pie'. Stecken die Zehen ganz im Stiefel, so wird dieser vorn entweder einfach mit einem Rohlederriemen zusammengebunden oder -genäht.

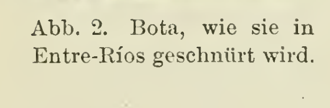


Abb. 2. Bota, wie sie in Entre-Ríos geschnürt wird.

Die obere Öffnung jenes Trichters, welche der Kniegegend des Mannes entspricht, ist sehr weit und das Material sehr dünn und schlapp; unter dem Knie muß daher der Stiefel mit einem Riemen aus Rohleder zusammengehalten werden, welcher 'tiento' oder auch 'correón', mitunter auch 'pegual' genannt wird und vorn unter dem Knie zusammengeknotet wird; das Wort 'pehual' stammt wohl aus dem Latein des einfachen Mannes (pediola). In einigen Gegenden von Santa Fé und Entre Ríos nimmt man dazu aber einen anderthalb Meter langen Riemen, dessen Mitte zunächst vorn zwischen die Knöchel gelegt wird; dann kommen die Enden nach hinten, werden dort gekreuzt, dann wieder nach vorne genommen und so fort, bis sie schließlich unter dem Knie in

einem Knoten zusammengedunden werden; das ganze Unterbein wird auf diese Art zwischen Knöchel und Knie verschnürt. Für den Sonntagsstaat dient im allgemeinen statt des Riemens ein aus bunten Fäden gestricktes Band; ein Exemplar, welches ich besitze, ist etwas über einen Meter lang, abwechselnd grün und gelb gestreift und hat an jedem Ende vier rote kugelige Bommeln; der Stiefel wird damit derart unter dem Knie zusammengebunden, daß die Bommeln vorn herunterhängen. Zur Herstellung einer Bota werden mit Vorliebe Tiere gewählt, deren Haar in der betreffenden Stelle gleichmäßig weiß ist; dann ist es nämlich nach Entfernung der Haare auch das Leder.

Wie ich aus praktischer Erfahrung versichern kann, ist das Tragen einer Bota für den Rücken des Fußes, gerade dort, wo das Schienbein anfängt, wenig angenehm, da die Bota hier sehr viele Falten schlägt, welche die Haut drücken. Diese Falten sind eine Folge der gewaltsamen Beugung der Bota; beim Tiere bildet diese Stelle nämlich einen Winkel, der beim Pferde z. B. allerdings sehr verschieden sein kann und etwa von 140 bis 175 Grad schwankt. Aber immerhin ist das kein Vergleich mit den 120 bis 50 Grad, zwischen welchen die Stellung von Fuß und Unterschenkel beim Menschen je nach extremer Streckung oder extremer Beugung wechselt. Beim Gehen des Menschen muß die Bota sich also stärker beugen als zur Zeit, wo sie den Tierkörper bedeckte; sie schlägt infolgedessen immer Falten, und diese drücken recht lästig. Daher auch das Sprichwort 'No es para todos la bota de potro'.

Um dieses Übel zu mildern, schlitzen daher die Gauchos gelegentlich mal ihre Bota der Länge nach dort auf, wo sie den Rist des Fußes bedeckt, machen dann beiderseits des Schlitzes mit einem Pfriemen Löcher und ziehen durch diese einen feinen Rohlederriemen, mittels dessen sie nach Belieben die Bota an der betreffenden Stelle lockern oder festschnüren können. Andere Gauchos behaupten dagegen, das sei nicht praktisch, da zu leicht Wasser hereinkomme. Um die Sohlengegend zu verstärken, wird in einigen Gegenden (Süden der Provinz Buenos Aires) ein Stück rohes Leder in Sohlenform untergenäht. Das sind aber auch die einzigen Abweichungen von der natürlichen Form, welche gelegentlich unter den argentinischen Gauchos beobachtet werden können.

Die Bota ist eine Fußbekleidung von kurzer Lebensdauer; wird sie wie unser gewöhnliches Schuhwerk getragen, so ist sie in wenigen Monaten verbraucht; außerdem muß sie alle Augenblicke mit der Hand gewalkt werden. Nur wenn sie von den Schafscherern während der Arbeit getragen wird, wird sie vom Wollfett durchzogen und dann weich wie Handschuhleder. Außerdem wird die Tierhaut, von welcher die beiden Botas abgeschnitten werden, stark entwertet, wenigstens heutzutage; früher wurde öfter ein Tier getötet, nur um ihm die Botas abzuziehen, und alles andere liegen gelassen. So ist es verständlich, daß im Jahre 1785 der Rat von Montevideo den Gebrauch von Rinderbotas verbot. Im Altertum scheint wenig Unterschied zwischen Pferde- und Rinderbotas gewesen zu sein; aber heute ist, jedenfalls in Argentinien, das Fohlen der bevorzugte Lieferant dieser Art Schuhwerk.

Die Rinderbota wird gerne von großen Leuten getragen, denn ihr Trichter ist weiter, also bequemer, wie man sich ohne weiteres überzeugen kann, wenn man einmal ein Pferde- mit einem Rinderhinterbeine vergleicht. Der Kenner sieht einer Bota sofort an, ob sie vom Pferde oder Rinde stammt; das Leder der letzteren ist dicker und schwam-

miger; außerdem wird es beim Gebrauche weicher und braucht nicht alle Augenblicke gewalkt zu werden. Ein solcher Stiefel soll auch haltbarer sein. Aber ein untrügliches Kennzeichen ist die sogenannte Kastanie, jene mandelartige Hornplatte am hinteren Teile des Beines unterhalb der Hacke, welche beim Pferde, aber nicht beim Rinde vorkommt; bei der als Schuhwerk getragenen Pferdebota kommt sie ziemlich mitten unter die Sohle zu liegen.

Auf die Wahl zwischen Pferde- und Rinderbota hat wohl nur die Gelegenheit Einfluß. Daß besonders Kühe dazu genommen werden, ist darauf zurückzuführen, daß Kälber, junge Stiere und Ochsen als Schlachtvieh nach der Stadt verkauft werden, Kühe aber in großer Zahl auf dem Kamp zurückbleiben.

Der Gebrauch der Bota de potro ist dem Aussterben nahe; noch sieht man sie hin und wieder in abgelegenen Gegenden von Corrientes, Santiago del Estero, Entre Ríos, Río Negro und Pampa Central; äußerst selten in der Provinz Buenos Aires. Ich selber habe sie in zwanzig Jahren nur dreimal richtig gebraucht gesehen. In den Karneval-Maskenzügen von Buenos Aires, bei denen ja die Verkleidung als Gaucho sehr beliebt ist, wenigstens war, ja ganze Gauchotruppen zu Fuß und zu Pferd auftreten, sieht man selten einen jungen Mann, der auch in dieser Einzelheit ein korrektes Kostüm aufweist. Die Karnevalindustrie liefert als Ersatz dafür einen schlechten Schaftstiefel mit Sohle aus gegerbtem Leder. Auch in den zahlreichen Theaterstücken, in welchen der Gaucho verherrlicht wird, wird die Bota kaum noch getragen und durch einen kräftigen Schaft oder Militärstiefel ersetzt, wobei aber der sog. Chiripá beibehalten wird. Einige professionelle Zureiter (domadores) tragen wohl dann und wann Botas de potro, aber mehr bei den öffentlichen Schaustellungen, um ihr Kostüm ganz korrekt aufweisen zu können; im allgemeinen lieben sie die Botas nicht, denn diese sind zu glatt, und der Reiter kann sich mit einem modernen hohen Stiefel besser auf dem Pferde halten (Abb. 3).

Der Gebrauch der Bota am La Plata wurde bereits kurz erwähnt. Man verwandte dazu anscheinend mit Vorliebe Kühe und Kälber, bis 1785 der Rat (Cabildo) zu Montevideo dies untersagte, und als Ersatz dafür die Bota de potro empfahl. In dem Edikte wird darauf hingewiesen, daß das Rind gewöhnlich nur getötet werde, um ihm die Botas abzuziehen; daß, wenn z. B. tausend Landleute Rinderbotas trugen, da diese nicht einmal zwei Monate gebraucht werden könnten, jährlich zwölftausend Stück Vieh ohne anderen Zweck geopfert würden, als Botas zu liefern; der Farmer selbst trage niemals Botas, da er sehr wohl den Schaden berechnen könne, der ihm aus solcher Verwüstung seines Viehbestandes entstünde; man könne ja Pferdebotas tragen und auf diese Weise gleichzeitig die der Viehzucht so schädlichen verwilderten Pferde ausrotten; die Kampkommissare sollten also die entsprechenden Strafen für Nichtbefolgung dieser Vorschrift erlassen und selber darauf achten; denn es sei für sie leicht, eine Pferde- von einer Rinderbota auf den ersten Blick zu unterscheiden; außerdem sollten sie sofort alle Rinderbotas einsammeln und nach Montevideo abliefern, wo sie öffentlich außerhalb der Mauern der Stadt verbrannt werden sollten. Ob dies ausgeführt wurde, erfahren wir nicht.

Auf dem Markte zu Buenos Aires war übrigens noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Bota de potro einer der Handelsartikel, welchen die Indianer nebst andern Lederarbeiten feilhielten; sie war hart und

trocken, und der Käufer mußte sie sich vor dem Gebrauche durch Einfetten zurechtmachen. Schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erwähnen die Reisenden den Gebrauch der Bota de potro als allgemein in den La Plata-Ländern verbreitet; aber auch das Rind, ja gelegentlich die Wildkatze wurde dazu verwandt.[9])

Von den Gauchos ging der Gebrauch der Bota zu den Indianern über, welche ihn vordem nicht kannten; für die Indianer südlich der Stadt Buenos Aires läßt sich die Bota seit der Mitte des 18. Jahrhunderts



Abb. 3. Zwei Domadores.

nachweisen. Für eben diese Zeit auch für die eigentlichen Patagonier, welche Magallanes entdeckte und welche heutzutage Tehueltsche genannt werden; diese tragen sie noch heute ganz allgemein, gewöhnlich mit dem daran gelassenen Haare; zu Musters Zeiten (um 1869) war das Stiefelband des Kaziken ein Lederriemen mit Silberschnalle, offenbar eine Erinnerung an den altspanischen Reiterstiefel. Die Araukaner benützen seit ihrer Berührung mit den Europäern ebenfalls die Bota, sowohl die Araukaner Chiles wie diejenigen der Pampa.

In Nord-Amerika trugen die als Huronen bekannten Eingeborenen das betreffende Fellstück des Elches; ich vermute, daß sie

9) In einem Falle vom Jahre 1770 auch der Puma (Collección Angelis, 2. Aufl. 4, 554). Damals machten sich viele Soldaten der Expedition und der Führer selber solche Stiefel.

diesen Gebrauch von den weißen Trappern übernommen haben, welche durch den Gebrauch des 'Lederstrumpfes' ja weltberühmt und die Helden unserer Schuljugend geworden sind. Was den Namen für die Bota in andern Ländern anbelangt, so heißt diese Art Stiefel in Chile sowohl bei den Araukanern wie bei dem chilenischen Volke 'zumeles, chumeles, jumeles, umeles', bei den Araukanern der argentinischen Pampa [10]) 'shumel'; dieses im Spanischen nur pluralisch gebrauchte Wort ist eine Verdrehung des altspanischen 'jumeles' (masc. plur.), welches diese Bedeutung gehabt haben muß. Jedenfalls bezeichnete im alten Spanien 'jumelas' (fem. plur.) ein Paar Holz- oder Metallstangen zu verschiedenen Zwecken; im Französischen heißen 'jumelles' vier- oder fünferlei Gegenstände, welche immer paarig vorkommen; die Auffassung von altspan. 'jumeles' (masc. plur.) als ein 'Paar' Stiefel, ergibt sich daher von selbst; der Wechsel des j in s im Anlaut ist im amerikanischen Spanisch häufig (z. B. silguero statt jilguero). In Brasilien, in dessen südlichen Gegenden unser primitiver Stiefel gleichfalls getragen wird, heißt er portugiesisch 'perneira' von perna, das Bein.

In Argentinien kennt man folgende Sprichwörter und Redensarten, in denen die Bota de potro ihre Rolle spielt: 'No es para todos la bota de potro' (eines schickt sich nicht für alle); 'Ya no se dan potrillos para botas' (die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber); 'más criollo que la bota de potro' (um etwas als typisch argentinisch zu kennzeichnen); 'flojo como bota de potro bien sobodas'. Der Ausdruck 'ponerse las botas' (Glück haben ohne eigenes Verdienst) hat vielleicht seinen Ursprung im latein. 'calceos poscere', was 'vom Tische aufstehen' bedeutet, natürlich mit gesättigtem Magen! In der Volkspoesie des La Plata werden die Bota de potro und der gleich zu besprechende Chiripá vielfach als Motive verwertet, namentlich um die gute alte Zeit, das Kampleben, den Gaucho und dessen Lebensweise zu verherrlichen, und häufig sind die Klagen der Dichter über das Verschwinden der alten Tracht; in meiner Originalarbeit habe ich zahlreiche Beispiele dieser Dichtungen mitgeteilt.

Der Ursprung der Bota de potro hat bereits einige argentinische Schriftsteller beschäftigt; Leguizamon hielt sie für Erfindung der Gauchos des La Plata-Stromes; Segovia für Erfindung der Tehueltsche-Indianer; Sarmiento kam der Lösung nahe, als er äußerte, der Moses des Michelangelo trage Botas, hat aber diese Spur nicht weiter verfolgt. Über die Ergebnisse meiner Studien machte ich 1908 in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage (oben 19, 128) eine kurze Mitteilung.

Bereits die alten Griechen kannten und trugen als Fußbekleidung u. a. die Bota, welche sie *ἐμβάς, ἐνδρομίς, καρβατίνη* oder *πέδιλον* nannten; die vielen Namen dürfen uns nicht verwundern, da sie für ihr Schuhwerk überhaupt eine umfangreiche Wörterliste besaßen. Die klassischen Archäologen [11]) konnten aber damit nichts Rechtes anfangen, da ihnen die in Südamerika aus europäischer Vorzeit weiterlebende Bota nicht bekannt war; die betreffenden Stellen der griechischen Schriftsteller sowie die Skulpturen und Vasengemälde gestatten indessen eine Identifizierung; leider war es nicht möglich, alle einschlägische ikonographische Literatur einzusehen. Was nun die

10) Federico Barbará, Manual o vocabulario de la lengua pampa, Buenos Aires 1879, p. 43.

11) Becker-Göll, Charikles 3, 267 (1878); Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der klass. Altertumswissenschaft 5, 2482. 2555. 10, 1929.

Karbatine anbelangt, so erzählt Xenophon (Anab. IV, 5, 14) von den Leiden der Griechen, die von ihrem Zuge heimkehrten: des vielen Schnees wegen mußten sie die Nacht mit bloßen Füßen verbringen; bei denjenigen, welche die Stiefel nicht auszogen, schnürten die Riemen den Fuß zusammen und die Stiefel wurden hart; es waren nämlich Karbatinai, die sich die Leute selber aus frisch abgehäutetem Rindsleder herstellen, wenn die alten verbraucht sind. Hesychius erwähnt, daß die Karbatine, die Fußbekleidung der Leute, aus einem einzigen Stück Tierhaut hergestellt wurde. Auch im klassischen Rom kommt die Bezeichnung vor, wird aber nirgends näher erklärt; Catull spricht einmal (97,3) von der 'crepidae carbatinae' ohne weiteren Zusatz.

Der Charakter der Embas genannten Fußbekleidung ist unsicher; einmal heißt es, daß sie aus rohem Rindsleder hergestellt wurde (Epigr. adesp. 176 = VI, 21); auch in der 'Reitkunst', welche dem Xenophon zugeschrieben wird, werden (c. 12, 10) embatai aus Leder empfohlen, welche für die Unterschenkel Schutz und gleichzeitig für die Füße eine Bekleidung darbieten; die Stelle ist allerdings nicht klar.

Die Angaben über die Endromis sind ungenau. Das Pédilon genannte Schuhzeug der Griechen wurde bisher von den Archäologen als Sandale aufgefaßt, doch sagt Herodot, daß es bis zum Knie reichte (7,67) und daß es Fuß und Unterschenkel bedeckte und daß dazu das entsprechende Stück des jungen Hirsches genommen wurde (also eine 'Bota de ciervo') (7,75); Hesiod (Opera et dies 541) gibt an, es sei aus dem Felle eines frisch geschlachteten Rindes hergestellt und mit dem Haare nach innen getragen worden. Nun hat F. Kauffmann (Zs. f. dt. Phil. 40, 394) nachgewiesen, daß das gleiche Wort pédilon im Deutschen weiterlebt und als 'Fessel' einen Teil des Pferdebeines, als 'Pfösel' der Bayern aber den röhrenartigen Wadenstrumpf bezeichnet. Für mich ergab sich ferner, daß die von der Hufkrone bis zum Oberschenkel abgezogene Haut des Hinterbeines der Tiere, die ja in ihrer mittleren Partie zur Bedeckung der entsprechenden Teile des menschlichen Körpers benützt wird, keinen besonderen Namen hat, sondern daß die einzelnen Gegenden derselben, nämlich die des Ober-Unterschenkels, die der Hacke und die Metatarsalknochen, spezielle Bezeichnungen führen, die offenbar willkürlich, bald die eine, bald die andere, auf das Ganze ausgedehnt werden, falls daraus ein Bekleidungsstück gemacht worden ist. So heißt also in dem einen Falle das Ganze nach dem Worte, womit die Ober-Unterschenkelgegend bezeichnet wird, nämlich 'huesa, Hose, bota' (s. weiterhin); in dem andern nach dem Worte, welches der Meatatarsalgegend entspricht, also 'Fessel' oder griechisch 'pédilon' (Füßchen), wodurch die zweite Stelle des Herodot ja aufs beste erklärt ist; deutsch 'Fessel' und griechisch 'pédilon' bezeichnen aber nicht die gleiche Stelle des Pferdebeins, sondern benachbarte; bei den Pföseln der Bayern, welche ja nur die Wadengegend röhrenartig umschließen, hat dann noch eine weitere Bedeutungsverschiebung stattgefunden. Jedenfalls benutzten die alten Griechen unsere Bota in deren primitiven Form recht wenig, vielmehr, wie man aus den Bildwerken ersehen kann, entwickelten sie dieselbe weiter, und zwar durch Aufschlitzen vorn auf dem Riste und dem Schienbein entlang und Zusammenschnüren; durch Untersetzen einer Sohle (was beides auch noch gelegentlich die argentinischen Gauchos tun); außerdem noch durch Zerschlitzen ('Zaddeln' heißt es bei den Wappendecken der Heraldik) der weiten oberen Trichteröffnung in zahlreiche herabhängende Streifen.

In letzterem Falle wurde natürlich der Stiefel unter dem Knie zusammengebunden und über dieses Band fielen dann jene Zaddeln; manchmal ist aber das einfache Band mit seinen herabhängenden Troddeln deutlich zu erkennen. Um den lästigen weiten Stulp los zu werden, wurde er auch in der Mitte in Wadenhöhe abgeschnitten, so daß eine Art Halbstiefel zustande kam; oder man verfuhr noch radikaler und schnitt ihn in der Höhe des menschlichen Knöchels ab; oder man benutzte nur die Hackengegend des Tierfelles mit der ganzen Metatarsalgegend, so daß eine Art 'Hackenschuh' entstand, ähnlich unseren heutigen Filzpantoffeln. Übrigens zeigt die altgriechische aus der Bota entstandene Fußbekleidung alle möglichen Entwicklungen, von denen hier nur die Haupttypen angegeben wurden.

Zum Studium der Fußbekleidung der alten Römer konnte ich leider nur die Literatur, nicht bildliche Darstellungen benutzen, wie sie in Tafelwerken veröffentlicht worden sind. Die Römer trugen verschiedene Art Schuhwerk, darunter unseren Urstiefel. Er hieß Carbatina, wie bereits erwähnt wurde; das Wort stammt aus dem Griechischen und kommt im Lateinischen nicht häufig vor. Der übliche Ausdruck für unsere Bota war Pero, und dieser Pero wird an verschiedenen Stellen der lateinischen Literatur so beschrieben, daß keine andere Diagnose in Betracht kommt. So erfahren wir denn (ich gebe nur die Hauptstellen wieder), daß der Pero die Fußbekleidung der einfachen Leute vom Lande war (peronatus arator bei Persius 5, 102; perones... rustica calceamenta sunt bei Isidor, Orig. 19, 34, 13); daß er aus rohem Leder gemacht wurde (crudus pero bei Verg, Aen. 7, 689, falls diese Stelle nicht verderbt ist, s. weiterhin); daß die Haare daran gelassen wurden (pero pilosus bei Isidorus, gloss.); daß er hoch hinauf ging (pero altus bei Juvenal 14, 185—187). Eine Stelle bei Vergil (Aen. 7, 689) beschreibt den Pero bei den Hernikern, einem italischen Volke, ist aber vielleicht verstümmelt, denn man versteht nicht, warum diese Leute die Sohlen des linken Fußes nackt ließen, aber die des anderen mit einem crudus pero schützten; schon der alte Balduinus in seinem Buche über das Schuhwerk des Altertums (De calceo antiquo, Amsterdam 1667, p. 169) hat sich darüber gewundert; vielleicht ist der betr. Vers etwa: 'vestigia nuda imosque Instituere pedes, crura tegit altior pero'[12]) oder so ähnlich zu lesen, wonach also die Zehen und der (entsprechende) Teil der Sohle nackt blieben, aber (der übrige Fuß und) die Unterschenkel bedeckt würden; es sich also um eine 'Bota de medio pie' handeln würde.

Auch bei den germanischen Völkern wird der Pero von den (lateinisch schreibenden) Historikern erwähnt. Über die Goten berichtet Sidonius Apollinaris (carm. 7, 456), der aus Pferdehaut hergestellte Stiefel (pero equinus) würde am nackten Knie durch einen armseligen Knoten (pauper nodus) zusammengehalten. Eine andere Stelle bei Sidonius (Epist. 4, 20), die noch von Marquardt (Privatleben der Römer 2, 573. 1882) auf die Goten bezogen wurde, gilt nach Kauffmann (Zeitschr. f. deutsche Philol. 40, 390, Anm. 4) vielmehr den Burgundern. Von diesen heißt es hier, daß die Füße mit einem haarigen Pero bis zu den Knöcheln umschlossen waren, aber Knie, Unterschenkel und Waden nackt blieben (pedes primi perone saetoso talos adusque vinciebantur, genua crura suraeque sine tegmine). Offen-

12) [Das wären aber drei Verstöße gegen das Metrum. Die Red.]

bar ist also der hier beschriebene Pero eine Halb-Bota, deren Stulp über den Knöcheln abgeschnitten war, wenn nicht überhaupt eine Flüchtigkeit im Ausdrucke von Seiten des Sidonius vorliegt.

Genaueres wissen wir über die Fußbekleidung der Langobarden, welche, wie wir gleich sehen werden, weißhaarige von Stuten abgezogene Botas trugen, was bisher falsch verstanden worden ist. Als Alboin (erzählt Kauffmann nach Paulus Diaconus 1, 24) zu dem Gepidenkönig Turisind gekommen war, dessen Sohn Turismod er im Kampfe getötet hatte, mußte er sich und seine Landsleute von dem zweiten Sohne des Gepidenfürsten mit den Worten höhnen hören: 'Fetilae sunt equae, quas similatis!', d. h.: 'Weißbeinig sind die Stuten, denen Ihr gleicht!' (fetilus ist das schon behandelte griech. Pédilon, deutsch Fessel, aber hier adjektivisch; zur Bedeutung 'weiß' ist es erst auf einem Umwege gekommen, da gerade ein weiß-gefesseltes oder weißbeiniges Tier bevorzugt wurde, weil dessen Fell besonders schöne Botas abgab). Aber einer der anwesenden Langobarden gab dem Spötter sogleich die kräftige Antwort: 'Da auf dem Asfeld hast du ja erfahren, wie diese weißbeinigen Stuten ausschlagen können! Da liegen die Knochen deines Bruders zerstreut wie mitten im Kamp die Knochen eines gewöhnlichen Gauls!' — Die Sache wäre ohne weiteres klar, wenn Paulus Diaconus sie nicht kommentiert hätte; er bezieht nämlich die Anspielung des Gepidenprinzen auf die weißen (Leder-) Riemen, mit welchen sich die Langobarden die Unterschenkel nach unten zu umwickelten, nicht auf die weißen Stiefel selber; diese Riemen hießen 'fasceolae', im Altdeutschen 'wintinga' und wurden offenbar genau so gewickelt wie heute noch in Entre Ríos usw. die anderthalb Meter langen Rohlederriemen um die Bota de Potro (oben S. 9). Allein wenn ich auch die von Kauffmann angeführte philologische Literatur hier zu Lande im Original nicht einsehen kann, so muß ich doch darauf bestehen, daß jene Verhöhnung des Gepidenprinzen sich zunächst auf die Stiefel und erst in zweiter Linie auf die kreuzweise Verschnürung derselben bezog, und bei den Stiefeln besonders auf deren weiße Farbe; es ist von vornherein anzunehmen, daß die Langobarden bei ihrem Besuche am Hofe des Gepidenkönigs die schönsten Stiefel trugen, welche sie hatten, nämlich weißhaarige hohe Botas; begreiflicher Weise mußte eine Schar gleichmäßig weißgestiefelter Männer die Aufmerksamkeit dort erregen, wo solche Tracht nicht durchgehends Mode war.

Vom 9. Jahrhundert ab können wir an Bilderhandschriften u. dgl. den allgemeinen Gebrauch der Bota im Mittelalter bis Ende des 16. Jahrhunderts nachweisen. So trägt Karl der Kahle beim Empfange einer Delegation niedrige 'Botas de medio pie' (welche die Zehen frei lassen); die Herren seines Gefolges verschieden hohe Botas, welche ebenfalls die Zehen frei lassen, z. T. kreuzförmig mit roten oder grünen Wickelbändern umschnürt, z. T. mit Goldlitzen an der oberen und unteren Öffnung eingefaßt sind. In einer französischen Malerei vom Ende des 9. Jahrhunderts trägt Äskulap 'Botas de medio pie' mit einer besonders untergebundenen Sohle. Und so finden wir denn in den alten Trachtenwerken, z. B. im Trachtenbuche von Weigel (Nürnberg 1577) Abbildungen der Bota als Fuß- und Unterschenkelbekleidung des niedrigen Volkes in Mitteleuropa.

Die Durchsicht der einschlägigen Bilderwerke, wie sie den Berlinern in der Lipperheide-Bibliothek bequem zugänglich sind, lehrt nun, daß die Bota, sei es in primitiver Form, sei es etwas entwickelt, durchgehends

von allen Völkern der alten Welt getragen wurde, von den alten Hebräern, Medern, Trojanern, Griechen, Etruskern, Römern, Galliern, Skythen, Persern, Franken der Karolingerzeit, Skandinaviern[13]) bis 1200 n. Chr., Deutschen bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Franzosen und Engländern bis Ende des 15. Jahrhunderts, Schotten und Iren bis Anfang des 17. Jahrhunderts, Polen bis Anfang des 16., Griechen aus den Klöstern bis zum 16., Italienern bis Ende des 14. Jahrhunderts. Die Bota verschwindet also in ihrer Urform in der alten Welt ungefähr am Ende des 16. Jahrhunderts, wurde aber noch kurz vorher durch die Eroberer nach Amerika gebracht und hat sich hier an einigen Stellen als Überbleibsel aus grauester altweltlicher Vorzeit erhalten. Das Verschwinden der Urform in der alten Welt ist auf Weiterentwickelung zurückzuführen; diese Weiterentwickelung wiederum ist durch ökonomische Gründe bedingt; das Tragen der Urform ist nämlich kostspielig, denn sie ist wenig haltbar und entwertet auch das übrige Leder. Infolgedessen begann die Weiterentwicklung damit, nicht einen aus einem einzigen Stücke de natura geformten Stiefel zu tragen, sondern einen aus mehreren einzelnen Stücken zusammengenähten, welche von verschiedenen Stellen der Tierhaut hergenommen sind. Aber immer, bis in unsere Tage hinein, bleibt der Typus der Urform gewahrt. Die weite obere Trichteröffnung entwickelt sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu den abenteuerlichsten Formen, welche wir alle vom Theater her kennen; wird später umgestülpt getragen und sogar mit Spitzen besetzt und lebt heute noch in den großen Kürassierstiefeln weiter. Zu der untergenähten Sohle kam bald ein besonderer Absatz, welcher sich zu der lächerlichen Form des Stöckelschuhes auswuchs. Auch die enge untere Öffnung der Bota, welche vielfach offen gelassen wurde, erlitt Veränderungen; die interessanteste findet sich sicherlich beim Schnabelschuh, der so entstanden sein muß, daß man den der Metatarsalgegend entsprechenden Teil der Tierhaut nicht in der Nähe des Hackens quer durchschnitt wie bei der gewöhnlichen Bota oder beim Hackenschuh, sondern an der Hufkrone, so daß also, wenn solche Bota angezogen wurde, der ganze Fuß einschließlich Zehen in der Lederröhre steckte und von letzterer noch ein langes ungefülltes Stück vorstand, dessen Spitze späterhin sogar mit einem besonderen vom Knöchel abgehenden Bande nach oben hin festgehalten wurde. Auch die Art des Aufschlitzens der Bota auf dem Fußrücken und das Wiederzusammenhalten derselben vermittelst Schnürriemen wurde natürlich bei dem weiter entwickelten Schuhwerke beibehalten, welches

---

13) Wahrscheinlich benutzten auch die nordischen Germanen die Bota. Im Harbardslied der älteren Edda (35) entgegnet Thor dem Harbard: ‘Bin ich denn so ein Fersenzwicker wie ein alter Schuh im Frühjahr?’ als Antwort auf die Frage, ob er ihn nicht betrogen hätte. Thors Antwort benutzt zweifellos einen sprichwörtlichen Vergleich, welcher auf die Eigenschaft der Bota anspielt, besonders an der dicklederigen Hacke während des Winters zusammenzuschrumpfen, wo sie als zu dünn nicht getragen werden konnte und durch eine wärmere Fußbekleidung ersetzt werden mußte Zu Frühjahr wurde die Bota dann wieder hervorgeholt, und bis sie erst wieder ordentlich weich gewalkt war, drückte sie gerade gehörig an der Ferse; unser moderner Schuh drückt bekanntlich mit Vorliebe an den Zehen. — Eine Stelle aus der jüngeren Edda (51) dagegen bezieht sich auf den Sohlenschuh (Mokassin-Typus). Es handelt sich hier um den beschuhten Fuß des Widar, welchen dieser während der Götterdämmerung dem Wolfe in den Unterkiefer setzt. ‘An diesem Fuße hat er den Schuh, zu dem man alle Zeiten hindurch sammelt, die Lederstreifen nämlich, welche die Menschen von ihren Schuhen schneiden, wo die Zehen und Fersen sitzen. Darum soll diese Streifen ein jeder wegwerfen, der darauf bedacht ist, den Asen zu Hilfe zu kommen’.

aus einzelnen Stücken zusammengenäht wurde; an unseren modernen Schnürstiefeln ist das immer noch der Fall. Wahrscheinlich hat bei diesem aber eine Verbindung zweier Typen stattgefunden, welche ihrer Idee oder 'Keimanlage' nach verschieden sind (s. unten), nämlich zwischen dem flachen Schuh, welcher aus einem rechteckigen Stück Fell entstanden ist, das unter die Sohle getan und dessen Ränder daran heraufgebogen und um die Knöchel zusammengeschnürt wurden, ein Typus, welchen wir als Alpargata in einer etwas entwickelten Form so gut kennen und welcher als Opanke im Orient, als Mokassin in Nordamerika allgemein getragen wird, und zwischen unserer Bota; das mit der Bota beschuhte Bein wurde, um speziell die Ränder und Unterseite des Fußes besser zu schützen, dann noch in eine solche Art Mokassin gesteckt, ein Vorgang, den wir z. B. auch noch bei den Patagoniern beobachten können: ihre ursprüngliche Fußbekleidung ist ein ganz bestimmter Teil des Guanakofells, welcher wie ein Tabaksbeutel mit einem entsprechenden Lederriemen über Fuß und Knöchel festgebunden wird (solchen Schuh tragen noch die südlichsten Vertreter der Patagonier, die sog. Ona auf Feuerland); seitdem die Patagonier mit den Weißen in Berührung sind, haben sie aber diese universelle Art Fußschutz aufgegeben und die Bota adoptiert, und nur bei Kälte wird der mit der Bota überzogene Fuß außerdem noch in jenen Guanakoschuh gesteckt. In diesem Falle sind die zwei verschiedenen Ideen entsprungenen Fuß- und Beinhüllen zeitweise miteinander kombiniert, aber jeden Augenblick wieder voneinander zu trennen. Tritt durch Vernähen eine feste Verbindung ein, so haben wir unseren modernen Schnürschuh vor uns, dessen zwei heterogene Bildungselemente man deutlich an der Naht erkennt, welche hoch am Fußrande rund herumläuft und die Grenze für sie darstellt.

Der Lederriemen schließlich, mit welchem die Urform der Bota unter dem Knie zusammengehalten wurde, hat sich als funktionsloses Ornament fast überall an den hohen Stiefeln noch erhalten, ja sogar die beiden Bommeln finden sich noch als Schmuck bei den Reiterstiefeln mancher Kavallerieregimenter, auch die gekreuzte Ziernaht an den Lackschäften der hohen Stiefel, wie sie die Slaven gern tragen, hat ihren Ursprung in den kreuzweise geschnürten fasceolae, die noch in Entre Ríos angewandt werden. Es ist interessant, daß jener Riemen, welcher die Bota unter dem Knie zusammenhält (als Strumpfband allgemein bekannt, nachdem die Bota in Wolle nachgebildet wurde), zu einem Ordensabzeichen geworden ist und als Hosenbandorden in England die höchste Auszeichnung darstellt.

Der Hosenbandorden bringt uns auf ein Gebiet, welches interessante Aufschlüsse ergeben hat, nachdem einmal die Bota als Teil einer altweltlichen Urbekleidung erkannt worden war. Es lag nahe, an die Wortvergleichung heranzugehen, und die Ergebnisse derselben müssen von denjenigen, die sich besonders dafür interessieren, im spanischen Originale eingesehen werden. Hier kann ich nur eine recht gedrängte Übersicht bieten.

Die Haut des Hinterbeins eines Tieres hat, wie wir schon sagten, keinen besonderen Namen, wohl aber ihre einzelnen Abschnitte, welche natürlich auch auf die betreffenden Gegenden der Extremität selber angewandt werden; diese Bezeichnungen sind bota, Hose, stifle, Socke, calx. Sie beziehen sich in weiterem Sinne auch auf die

Gegenstände, welche aus den betr. Fell- oder Lederteilen angefertigt werden, und zwar ergibt sich folgendes:

Die Bezeichnung für das Rind ist ein Urwort, von seiner Stimme hergenommen; unsere Kinder nennen es Muh, die alten Griechen βοῦς, die Römer bos. Die gleiche Bezeichnung diente auch für die abgezogene Rinderhaut, z. B. bei den Griechen, welche damit ihren Schild überzogen. So kam es, daß auch andere Sachen βοῦς, bos oder in der Wurzelform but-, bot- benannt wurden.[14]) Bei dem voluminösesten, aus einer Tierhaut hergestellten Dinge wurde diese so ziemlich in toto dazu verwandt. Dieser Gegenstand ist das primitive Wasserfahrzeug, wovon es zwei Haupttypen gibt: erstens die in toto abgezogene und dann aufgeblasene Tierhaut, welche heute noch in Albanien einzeln als Riesenschwimmblase zum Übersetzen von Gewässern benutzt wird, oder aber, in mehreren Exemplaren unter einem Floß befestigt, diesem größere Tragfähigkeit verleiht (Orient); der zweite Haupttypus besteht aus einem halbkugeligen, mit Leder überzogenen Holzgerüste, welches in Irland coracle heißt (dieses Wort ist mit irl. curach, griech. chorion, lat. corium, das Leder verwandt; das Tier, von welchem dieses stammt, ist also damit nicht bezeichnet, auch nicht im südamerikanischen, aus Altspanien stammenden Worte pelota (von piel Haut abgeleitet), während mit dem nordamerikanischen Ausdrucke bull boat das Rind als Lieferant der verwandten Haut angegeben wird); in einer anderen, viel weiter verbreiteten Form des zweiten Haupttypus des Wasserfahrzeuges hat das Holzgerüst unsere bekannte Schiffsform, wurde dann aber, wie aus den betr. Bezeichnungen hervorgeht, nur mit Rinderhaut überzogen; diese Bezeichnungen sind nämlich angels. bát, celt. bad, bata, altengl. boot, neuenglisch boat, isl. bátr, schwed. bat, holl. und deutsch Boot, russ. bot, span. bote, um die Hauptrepräsentanten anzuführen. Die Etymologie aller dieser Ausdrücke war bisher durchaus unklar. Davon leiten sich zwanglos zahlreiche Verbalformen ab, z. B. span. botar, ital. bottar, altd. bozen (was boot-s-en zu schreiben wäre, von boot-en mit eingeschaltetem -s- zur Bezeichnung kleiner ruckweiser Bewegungen, vgl. schieben - schiebsen; Schub - Schubs); diese Verben, bisher unbekannten Ursprungs, welche massenhafte Weiterbildungen hervorgebracht haben, bedeuten ursprünglich: eine zu einem Wasserfahrzeug benutzte bzw. verarbeitete Rinderhaut (ein Boot) vorwärts bewegen. Durch die Verwendung einzelner Teile einer Rinderhaut entstanden natürlich zahlreiche verschiedenartige Dinge, welche zunächst in großem Umfange entsprechend der Menge oder entsprechend der Ausschließlichkeit der dazu verwendeten Rinderhaut, 'Rind', also bot-, but- genannt worden sein müssen, wenn sich das wohl auch in vielen Fällen nicht mehr wird nachweisen lassen. Im Altgriech. z. B. hieß so, wie wir bereits sahen, der rindlederne Schild, wahrscheinlich aus dem widerstandsfähigsten Rückenstücke hergestellt. Auch die trichterförmige Haut der hinteren Extremität, spez. um die Kniegegend, hieß so (wie ja heute noch in Argentinien), also auch die daraus gemachten Dinge. Bei Verwendung des betr. Fellstückes verfuhr man nun folgendermaßen:

a) Das ganze Stück blieb oben und unten offen; es diente dann als Fuß- und Unterschenkelbekleidung, wobei die Zehen herausschauten.

14) [Die Stämme bov- und bot- sind schwerlich ohne weiteres gleichzusetzen. D. Red.]

b) Die untere enge Öffnung wurde zugenäht. Dann entstand ebenfalls ein derartiges Trachtenstück, welches sich in der Weise weiter entwickelte, wie wir bereits dargestellt haben. In den romanischen Sprachen gibt es massenhaft von bot-, but- abgeleitete Ausdrücke zur Bezeichnung von Schuhwerk (z. B. botin im Span.), auch in den germanischen Sprachen (z. B. engl. boot), wobei es wohl nicht nötig ist, eine Entlehnung aus jenen andern anzunehmen, denn bot-, but-, die Wurzel, ist eben als Laut des Rindes ein Urwort des menschlichen Wortschatzes, wurde also bereits in jenen frühsprachlichen Zeiten, von denen wir natürlich etwas direktes nicht wissen, überall von denjenigen Menschen gebraucht, welche zu dem Rinde, ursprünglich durch Jagen, später durch Domestizieren, in besonders enge Beziehung traten, mögen sie im übrigen irgend welche Sprache gesprochen haben. Die heutigen Sprachen also, in welchen sich Ableitungen jener Wurzeln bot-, but- finden — und das ist manchmal in hohem Maß der Fall — müssen also ursprünglich von Völkern gesprochen worden sein, bei denen das Rind als Haustier eine große Rolle spielte.

c) Die obere weite Öffnung jenes abgezogenen Felltrichters wurde zugenäht. Dann gab es einen ausgezeichneten Behälter für Flüssigkeiten, dessen untere enge Öffnung beliebig verstopft und geöffnet werden konnte. Überall in den Mittelmeerländern und in den Zonen, in welche sich bestimmte Kulturen ausbreiteten, finden wir bot-, but- mit den verschiedensten Endungen zur Bezeichnung eines Lederschlauchs für Flüssigkeiten; gewöhnlich hat er noch die charakteristische Form des Tierschenkels, nämlich ein flaches Oval, und diese findet sich natürlich anfänglich auch dann, wenn das Material zu jenem 'Schlauche' gewechselt, also nicht mehr Fell oder Leder, sondern Glas, Holz oder Ton dazu verwandt wurde. Bei diesem Wechsel des Materials blieb also die ursprüngliche Bezeichnung sowie die ursprüngliche Form des Tierschenkels noch lange bestehen; was letztere anbelangt, so kennen wir alle jene bekannten Glasflaschen aus Südeuropa mit langem Hals und flach-ovalem Bauche. Was die Bezeichnung anbelangt, so hießen also auch Holz-, Ton- und Glasbehälter für Flüssigkeiten ursprünglich und noch lange weiterhin und heute noch bot-, but- mit entsprechenden Endungen; ich will nur einige Beispiele dafür anführen: Butte, Bütte (im deutschen) ist eine Art Holzkübel; botija (span.) ein Gefäß aus Ton, bote (span.) ein solches aus glasiertem Ton u. dgl.; auch pote (span.), niederdeutsch Pott, hochdeutsch durch Konsonantenverstellung Topp, Topf, bezeichnen ein Gefäß, ursprünglich natürlich aus einfachem, gebranntem Ton; und ein Glasgefäß schließlich heißt span. botella, franz. bouteille usw. Nochmals sei darauf aufmerksam gemacht, daß alle diese Ableitungen von dem Urworte bot, but- unabhängig voneinander entstanden sein können.

Das andere große Tier, welches ursprünglich wild und später gezähmt die Lebensbedingungen des Menschen der alten Kulturländer so wesentlich bestimmte, ist das Pferd. Sein Name im germanischen Sprachkreise ist nordisch hroß, altd. hros, mhd. ros, ors, angels. hors,

engl. horse, holl. ros, mod. deutsch Roß; wie diese Konsonantenvertauschungen sich zu einander verhalten, ob eine von beiden Formen älter ist, darauf kommt es hier nicht an. Uns interessiert festzustellen, daß auch hier die gleiche Wortentwicklung wie bei der Bezeichnung für das Rind stattgefunden hat: der Name für das Tier wird auch auf seine Haut, deren Teile und die daraus gefertigten Gegenstände angewandt.[15]) So heißt denn tatsächlich deutsch H o s e (noch heute wird im Westen der Union das engl. horse wie hoß ausgesprochen) der mit gröberen Haaren besetzte Unterschenkel des Pferdes, also ursprünglich, nicht in übertragenem Sinne, wie Grimm angibt. Die daraus hergestellten Gebrauchsgegenstände heißen natürlich ebenfalls Hose, und zwar sind dies, wie vorhin bei der Bota, entweder Behälter für Wasser oder Bekleidungsstücke für Unterschenkel: hose heißt im englischen ein biegsamer Schlauch, aus Leder oder jetzt auch aus Kautschuck hergestellt, um größere Mengen Wasser transportieren zu können; hose-carriage usw. ist der Wasserschlauchwagen, hose-company die Kompagnie Feuerwehrleute. Viel häufiger indessen ist die Bedeutung von Hose, nun gewöhnlich Plural, im Sinne von Fuß- und Unterschenkelbekleidung, und diese Bedeutung läßt sich in allen germanischen Sprachen in den entsprechenden Varianten nachweisen, ist auch in die romanischen Sprachen, so altfranz. hose, heuse, mod. franz. house, houseau, mittelalt. lat. hosa, osa, ital. uosa mit Dimin. usatto, prov. oza, altport, osa, altspan. huesa übergegangen. Im 15. Jahrhundert aber beginnt sich die Bedeutung dieses Wortes zu ändern; es bezeichnet nicht mehr den hohen Lederstiefel, sondern das bekannte Beingehäuse des männlichen Geschlechts; nur in einigen Gegenden Deutschlands ähnelt die Bedeutung von Hosen (Westfalen und Holstein), Hoesen (Helgoland), Hossen (Umgebung von Koblenz) gleich Wollstrümpfen oder von Hosen gleich Wadenstrümpfen (Bayern und Tirol), noch der alten Vorlage aus Pferdehaut oder Pferdeleder.

Die eben angedeutete Verschiebung der Bedeutung des Wortes H o s e n muß noch genauer auseinandergesetzt werden. Die alte Bekleidung von Lenden und Oberschenkel ist ein Stück Tuch, rund um die Hüften befestigt, von welchen es glatt herunterhängt; also ein (bis obenhin geschlitzter) Rock, der von beiden Geschlechtern getragen wird (die in den Straßen von Buenos Aires herumziehenden Malaienmänner tragen ihn lang, die bekannten schottischen Hochländer kurz); auch in Amerika wurde vielfach ein Stück Zeug als Rock von beiden Geschlechtern getragen; der bequemeren Beweglichkeit wegen oder auch um 'gegen Kälte' besser geschützt zu sein, wurde der hintere Rand dieses Rockes zwischen den Beinen und Oberschenkeln nach vorn und dann nach oben gezogen und am Gürtel befestigt; eine sorgende Mutter macht diese Operation täglich mehrere Male mit dem sog. 'Windelhöschen' ihres Säuglings. In Südamerika z. B., in den Andengegenden usw., wurde dieser 'Urrock' von den Indianermännern gelegentlich in der gleichen Art von hinten hochgehoben und vorn am Gürtel befestigt, gewöhnlich wenn es sehr kalt war, oder nach Einführung des Pferdes, um besser darauf sitzen zu können. Nun ist aber das indianische Wort für diesen 'Urrock', welches je nach den Sprachen verschieden ist, nicht in das Spanische derjenigen Leute übergegangen, welche diese Tracht von den Indianern übernommen haben, sondern der Kitschuaausdruck für

15) [Die Ableitung von Hose aus germ. hros, Ross stößt auf erhebliche Bedenken. Die Red.]

die nach vorn hochgeraffte Art des Tragens dieses Urrocks; dieses Raffen geschah 'gegen Kälte', und nun heißt im Kítschua 'Kälte' tschiri, 'gegen' (postponiert) pak; wie wir also vor mehreren Jahren im reinsten Deutsch einen gegen Sonne und Regen gleichmäßig verwendbaren Schirm Entonteas nannten, bezeichneten die Spanier jenen Urrock, welchen sie gewiß vorwiegend gerafft trugen, einen 'Gegen-Kälte', einen Tschirí-pak oder in spanischer Schreibung und Aussprache einen Chirípa, mit dem Ton auf der vorletzten Silbe. So wird dieses Wort auch noch überall im alten Sprachgebiete des Kítschua, in Argentinien vom Westen an bis nach San Luis ausgesprochen, während im Litoral durch den Einfluß der Guaraní (dessen Worte so oft auf der Endsilbe betont werden) der Ton auf das a gewandert ist, man in Buenos Aires also ausschließlich chiripá sagen hört; (dagegen hält die gleiche Bezeichnung chirípa im Sinne von Glücksfall in einem Spiele, 'Fuchs', beim Billardspiel z. B., noch die richtige, der Kítschuasprache entsprechende Betonung, wenn man auch nicht weiß, wie diese merkwürdige Bedeutungswandlung zustande gekommen ist). Das Aufraffen des Urrocks nach vorn 'gegen Kälte' bei Männern läßt sich nun auch in der alten Welt nachweisen (unsere Mütter tun es ja heute noch mit ihren Kleinen!), es ist also eine Urbesonderheit der Urkleidung, und die Idee, nun jenes nach vorn und dann nach oben gehobene Stück dauernd an der Stelle zu befestigen, wo es sonst nur vorübergehend festgesteckt usw. wurde, lag nahe. Diese Idee ist auch in einem Kleidungsstück verwirklicht worden, welches nur von Männern getragen wird und im germanischen Sprachgebiete Bruch, gewöhnlich plur. Bruchen, im romanischen braga, plur. bragas genannt wird, ein und dasselbe Wort, dessen Ursprung vorderhand nicht festzustellen ist. Das Wort ist mit der betreffenden Tracht im Absterben, und beides hat sich nur in einigen Gebirgsgegenden erhalten, allerdings hat auch hier der modern-städtische Ausdruck 'Kniehose' den ursprünglichen vielfach verdrängt; aber wenigstens ist der ursprüngliche Schnitt geblieben, und das 'Hosentür'l', wie es die Bayern nennen, die vier- oder rechteckige Klappe vorn, welche nach unten zu herunterklappt und oben beiderseits mittels je eines Knopfes mit den entsprechenden Enden der Bruchen zusammengeknöpft wird, ist weiter nichts als jenes hintere Randstück des Chiripá der argentinischen Gauchos, welches gelegentlich 'gegen Kälte' nach vorn und dann nach oben hochgezogen und unter den Gurt gesteckt wird.

Das Material, aus welchem der Urrock (und die späteren Bruchen) hergestellt wurden, war in jener grauen Vorzeit, als der Mensch das vom Tierfell entnommene Haar noch nicht zu verarbeiten verstand, geschweige denn auf die Benutzung pflanzlicher Produkte gekommen war, selbstverständlich Tierfell oder Tierleder; noch heutzutage werden die Bruchen der Gebirgsvölker aus Gemsenleder angefertigt. Später natürlich wurden sie aus tierischem oder pflanzlichem Gewebe hergestellt, ja zum Zwecke einer Rüstung auch aus Metall. Man vergesse nie, daß der Schnitt die Bruchen ohne weiteres kennzeichnet.

In der germanischen Vorzeit sind also ebenfalls Bruchen und Botas de potro die Urbekleidung für die untere Partie des männlichen Körpers von den Hüften an nach abwärts gewesen. Nun kam aber, wie es die Kostümforscher festgestellt haben, etwa im 4. Jahrhundert nach Christus ein anderes Kleidungsstück nach Mitteleuropa, und zwar aus dem Orient, welches auch zur Bedeckung des Unterkörpers bestimmt war,

aber einen anderen Schnitt als die Bruchen hatte. Es sind die heute 'Unterhosen' genannten Beinröhren; ob es ein orientalisches Wort dafür gibt, ist mir nicht bekannt. Aber die ständige lächerliche Figur in der alten venezianischen Komödie, eine Art alter verliebter Hanswurst, der P a n t a l o n (jedenfalls Entstellung aus Pantaleon, dem Schutzpatron von Venedig), hat dieser Beinbekleidung zu dem Namen ihres populären Trägers verholfen, speziell im italienisch-französischen Gebiete. Diese orientalischen Beinhüllen waren damals schon aus Stoff gefertigt, aber das primitive Kleidungsstück der Vorzeit, aus welchem sie sich entwickelt haben, und dieser Prozeß selber ist nicht so ohne weiteres festzustellen; man könnte vermuten, aus dem Urrocke, dessen oberer Rand um die Hüfte gelegt wurde, der aber nur so lang war, daß sich die beiden Enden dieses oberen Randes gerade vorne auf der Unterleibsgegend berührten und hier zusammengeknöpft wurden; der hinten herunterfallende Teil des Urrocks müßte dann in der Mitte senkrecht aufgeschlitzt und dann jeder Rand dieses Schlitzes mit dem entsprechenden, vorne heruntergehenden Rande des Urrocks zu einem Beinrohre zusammengenäht worden sein; indessen ist eine zweite Erklärung viel ungezwungener und natürlicher: ein großes getötetes Tier wurde die Mittellinie des Bauches entlang bis zur Analöffnung aufgeschlitzt, dann wurde etwa in Nabelhöhe ein rund um den Rumpf herumlaufender Schnitt gemacht, das betreffende Fell über die Hinterbacken und Beine abgestreift, die Hufe usw. abgetrennt, die abgezogene Haut nach dem Trocknen wieder umgekrempelt, so daß das Haar wieder nach außen sah, und fertig war eine Urbekleidung für Bauchgegend, Hüften, Ober- und Unterschenkel, die vorn nur zusammengenestelt zu werden brauchte. Daß dieses Urmodell später auch in anderem Materiale ausgeführt wurde, ist ohne weiteres zu verstehen. Leider ist mir eine Nachprüfung dieser Hypothese an der Hand bildlicher Darstellungen und lexikologischer Forschungen von hier aus nicht möglich. Wir vermögen nur festzustellen, daß dieses orientalische Kleidungsstück nach Mitteleuropa kam und eine zeitlang unter den Bruchen getragen wurde; dazu kam dann noch für die Füße und Unterschenkel die Bota de potro oder de vaca. Mit dem Absterben dieses Urstiefels wurde nun der bei Pferde züchtenden Völkern, wie den Germanen, dafür übliche Ausdruck 'Hose' anderweitig verwandt, sowohl für die Bruchen wie für jene orientalischen, im romanischen Sprachgebiete 'Pantalons' genannten Beinröhren. Was die Bruchen anbelangt, so heißen sie ja heute gewöhnlich Kniehosen. Jenes orientalische Kleidungsstück aber ist von den Bruchen genetisch verschieden und durch seinen Schnitt sofort festzustellen; es erhielt später ebenfalls den frei gewordenen Namen Hosen.

Wir haben also, um auf unser argentinisches Thema zurückzukommen, in der Tracht des Gaucho um 1810, was die untere Körperhälfte anbelangt, folgende Kombination: Botas de potro; bis an die Knöchel reichende 'calzoncillos cribados', weite leinene Beinröhren nach orientalischem Zuschnitt (wie ihn unsere modernen Unterhosen aufweisen); darüber bis an die Knie gehende Bruchen mit Klappe. Letztere verschwanden recht bald und verwilderten wieder zu der Urform, aus welcher sie entstanden waren, nämlich dem Urrock, der gewöhnlich 'gegen Kälte' hochgerafft wurde und daher Chiripa genannt wurde. In Mitteleuropa bemerken wir etwas anderes; auch da haben wir, wie bereits gesagt, die Kombination Urstiefel, orientalische Beinröhren und Bruchen. Die Urstiefel entwickelten sich hier weiter, um mit dem ent-

wickelten Urmokassin teils getrennt, teils mit ihm verbunden, unser modernes Schuhwerk zu ergeben. Die Bruchen verschwanden. Zu jenen orientalischen, bald Hosen genannten 'Pantalons' kam nun noch ein zweites, nach ebensolchem Schnitte aus Leinen oder Tuch gearbeitetes, darüber getragenes Kleidungsstück, welches heute allgemein Hosen heißt, während das dem Körper anliegende Stück Unterhosen benannt wird; jenes andere sollte man zum Zwecke einer kostümgeschichtlichen Darstellung Oberhosen nennen.

Während also die von dem Roß hergenommene Bezeichnung für den Urstiefel (Hosen) auf die Bruchen und die orientalischen Pantalons überging und heutzutage speziell für die Nachkömmlinge der letzteren gebraucht wird, ist es auffallend, daß der analoge, von dem Rinde (bos) hergenommene Ausdruck für den Urstiefel später nicht ebenfalls zur Bezeichnung jener beiden Sorten von Kleidungsstücken benutzt worden ist; wenigstens ist mir nicht bekannt geworden, daß irgendwo in der Welt das Wort Botten, Butten, Bütten (wie es im Deutschen lauten würde) im Sinne von Beinkleidern verwendet wird.

Betonen möchte ich nochmals, daß die von der Bezeichnung R o ß für unser großes Wirtschaftstier abgeleiteten Ausdrücke auf Völker hinweisen, für welche das Pferd die gleiche wirtschaftliche Rolle spielte, wie anderswo das Rind. Bekannt ist ja, daß die alten Germanen das Pferd auch zur Nahrung benutzten und die volle Ausnutzung dieses Haustieres erst durch das Christentum eingeschränkt wurde. Ursprünglich haben Pferd und Rind gewiß die gleiche wirtschaftliche Rolle gespielt, wohl nicht beide Tiere zusammen, sondern entweder das eine oder das andere. Nach den heute noch existierenden Worten der Urtracht zu schließen, war im Mittelmeergebiet das Rind das bevorzugte Haustier, im europäischen Norden aber das Pferd. Wie weit diese Ansicht mit den Ergebnissen andersartiger Forschungen im Einklang steht, vermag ich von hier aus nicht zu entscheiden.

Die alte Urstiefeltracht hat übrigens auch auf die Namenbildung eingewirkt. Wenigstens erkläre ich mir den Familiennamen R a u c h - f u ß als ursprünglichen Spitznamen eines Mannes, welcher mit Vorliebe unenthaarte Urstiefel trug, und R a u h b e i n, die Bezeichnung für einen ländlichen Rüpel, hat meines Erachtens den gleichen Ursprung. Aber auch der enthaarte Urstiefel, wenigstens in den Gebieten, wo das Roß das Material dafür abgab, wirkte namenbildend; so ein Ding war eine L e d e r h o s e, und dieses Wort, wohl mehr noch seine Zusammenziehungen wie Lêrse, Lierse, Laars, Lars, Larsen (= Sohn des Lars) sind häufige Namen; Larsner, also ein Lederhosenhersteller, ist ebenfalls Familienname, sogar mit adeligem Prädikat.

Noch weitere Worte, deren Etymologie bisher unklar war, möchte ich auf die bisher behandelten beiden Stellen der Tierhinterbeine und die diesen entsprechenden Fellstücke beziehen. Einer dieser Ausdrücke ist englisch s t i f l e, womit die Gegend des Oberschenkels bis zur Hacke, hauptsächlich des Pferdes, bezeichnet wird. Das dieser Gegend entsprechende Fell ist nun eben unsere primitive Fuß- und Beinbekleidung, die im Deutschen ebenso heißt, nämlich Stiefel! Die Etymologen haben unseren guten Freund, der spanisch als estibal, prov. und altfranzösisch als estival, ital. als stivale, altd. als stiful, mhd. als stival auftritt, sogar von den Lateinern abgeleitet, in deren Sprache aestiva Sommer heißt; 'Stiefel' sollte Schuhwerk aus leichtem Leder für den Sommer bedeuten.

Ebenso ist es mit dem Wort Socke gegangen; noch heute bedeutet es in manchen Gegenden Deutschlands bei der Ziege und dem Fuchs nicht den Fuß, wie Grimm meint, sondern sicherlich das manchmal recht langhaarige Fell, besonders der Hinterbeine (bes. der Hacke) dieser und gewiß auch anderer kleinerer Tiere, welches in Röhrenform abgezogen, eine sehr gute Fußbekleidung abgeben mußte. So ist denn auch lat. soccus oder dimin. soculus nach Isidorus (Etym. 19, 34) ein Schuh ohne Sohle, der bis zum Knöchel reichte, der nicht zugebunden wurde, in den man mit dem Fuße hineinschlüpfte. Das adj. luteus, mit welchem zusammen der soccus häufig von den lateinischen Schriftstellern erwähnt wird, scheint sich auf das Ledergelb des enthaarten Fellstückes zu beziehen. Später wurde dann das Modell des soccus in Holz gearbeitet, und so bezeichnet denn das spanische zueco, galiz. zueca, ital. zóccolo, port. socco, prov. zocs einen Holzschuh. Auf dem Umweg über das zu Schuhen verwendete Holz muß das Wort die Bedeutung von Baumstamm (ital. Ravenna zocco, prov. soc, prov. und katal. soca, franz. souche), und von da aus wieder den Sinn von unserem Sockel (span. zócalo, ital. zócolo, franz. socle) bekommen haben. Schon im Altdeutschen aber und bis in unsere Zeit hinein hat sich die zweite Bedeutung unseres Wortes als Fußbekleidung erhalten, wenngleich unsere Socken schon damals aus Wolle hergestellt wurden; immerhin sind derartige kurze Wollstrümpfe der natürlichen Vorlage (abgezogene Tierhaut) ähnlicher als die hölzernen Nachbildungen. Dieses Wort Socke wird für lateinisch gehalten und soll von da aus in andere Sprachen eingedrungen sein.[16])

Der in den romanischen Sprachen am meisten verbreitete allgemeine Ausdruck für die Fußbekleidung leitet sich vom lat. calx her, das die Hacke von Tieren wie von Menschen bedeutet; das von der Tierhacke abgezogene und der Menschenhacke wieder übergezogene Fell (oder Leder) war also der calceus, ein Wort, welches eine Unmenge Ableitungen in den romanischen Sprachen hervorgebracht hat. Ich hebe nur wenige hervor: im (primitiven) Sinn einer Fußbekleidung span. calzado, prov. caussa, franz. chaussure; im übertragenen Sinne (wie es mit dem Worte Hose auch geschah) auf die Bekleidung bezogen, z. B. arg. span. calzones (Unterbeinkleider für Damen), calzoncillos (ebensolche für Herren).

Zum Schluß möchte ich noch einmal meine Ansicht über die Urtracht der altweltlichen Menschheit zusammenfassen. Das Material dazu war das abgestreifte Fell der gejagten, später der gezüchteten Tiere. Da der primitive Mensch das Tier als eine andere Ausgabe von seinesgleichen betrachtet, bezog er sich mit jenem Felle gerade so, wie es dessen anatomischem Bau entsprach: er kroch entweder in das (ganz gelassene) Fell hinein oder zog sich dessen Teile so über, daß die anatomische Zugehörigkeit gewahrt blieb, daß also die Kopfhaut (oft noch mit den Ohren, s. oben) als Mütze diente, und die Haut der hinteren Extremitäten für die unteren des Menschen benutzt wurde.

Von der Fuß- und Beindeckung gibt es anscheinend zwei Urtypen, welche zwei verschiedenen Urideen entsprechen: der erste Urtypus, welchen ich Bota-Typus nennen will, ist die direkte Auswechslung der Tierextremität durch die Menschenextremität, wobei die dem Felle entsprechenden Skeletteile die gleichen bleiben; in meiner Monographie,

16) Seiler, Die deutsche Kultur im Spiegel des Lehnwortes 1, 214 (1913); M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer 3, 265 (1903). Sollte es nicht mit Sack, lat. saccus, griech. σάκκος verwandt sein, das freilich Kluge aus hebräisch-phönizischem sak ableitet?

von welcher vorliegende Zeilen einen kurzen Auszug bilden, habe ich diesen ersten Urtypus eingehend untersucht.

Der zweite Urtypus ist ein Stück Fell, bezeichnender Weise in den primitivsten Fällen, z. B. bei den Onas auf Feuerland, vom Fußende des Tieres entnommen. Darauf tritt der Mensch mit der Sohle, so daß die Haare des Fells nach außen bleiben, durchsticht den Rand mit einem Pfriemen und zieht durch diese Löcher einen Riemen, mit welchem dann jenes Leder (wie ein Tabaksbeutel) um die Knöchelgegend zusammengefaßt werden kann. Dieser zweite Urtypus hat sich ebenfalls (wie die Bota) dadurch weiter entwickelt, daß er späterhin nicht aus einem einzigen, sondern aus mehreren (zusammengenähten) Stücken Fell hergestellt wurde; ich nenne ihn den Mokassintypus, obwohl der Mokassin eine schon sehr vorgeschrittene Entwicklung darstellt. Die Sandale ist eine spätere Abzweigung dieses zweiten Urtypus, nicht etwa eine ältere Form. Es ist merkwürdig, daß zur Zeit, als ich den ersten Urtypus studierte und veröffentlichte, ein dänischer Forscher[17]) den zweiten untersucht hat, ohne all die eben aufgedeckten Ursprünge und Beziehungen zu erkennen.

Daß durch Kombination jener beiden Urtypen ein Teil unseres modernen Schuhzeuges entstanden ist, wurde schon im Laufe der vorliegenden Übersicht auseinandergesetzt. Möge sie zur Erforschung unserer eigenen Vorzeit anregen![18])

IV. Tierchirurgisches.[19])

Daß nicht alle Forscher ein Thema, wie es in folgenden Zeilen behandelt wird, zur Volkskunde im eigentlichen Sinne rechnen, ist mir sehr wohl bekannt. Da aber eine Beschränkung oft nur störend wirkt, habe ich mich entschlossen, über eine langjährige Untersuchung aus dem Gebiete der Tierchirurgie hier kurz zu berichten. Wer sich für die Sache interessiert, mag das Original einsehen.

Jedermann weiß, daß neuerdings die Sterilisierung rückfälliger Verbrecher in Fachkreisen ernstlich erwogen und z. T. ausgeführt wird. Nun konnte ich feststellen, daß der gleiche Gedanke in der Tierzucht längst in Spanien und im spanischen Amerika verwirklicht ist; männliche Tiere, von denen keine Nachkommenschaft gewünscht wird, die aber den dafür bestimmten Hengst aneifern sollen, werden in einer der zahlreichen Weisen sterilisiert, welche am Schlusse zusammengestellt sind. Hier sind auch die Länder angegeben, wo der Gebrauch bekannt ist oder war; denn überall ist er jetzt wohl im Verschwinden begriffen. In Spanien wissen heute nicht einmal mehr die Lehrer der Tierzucht an der Hochschule zu Madrid etwas davon; aber im ehemaligen spanischen Kolonialreiche hat er sich erhalten und konnte nach literarischen Quellen bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts verfolgt werden; sicher ist er viel älter und reicht bis ins graueste Altertum zurück, bis zum Beginn der Maultierzucht, für die er wohl ersonnen worden sein dürfte;

---

17) Gudmund Hatt, Arktiske skindragter i Eurasien og Amerika. En etnografisk studie. København, 1914.

18) Leider ist auch G. Girke, der 1922 die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit (Mannus-Bibliothek 23–24) behandelte, meine Arbeit unbekannt geblieben.

19) Robert Lehmann-Nitsche, Folklore Argentino, II: El retajo. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba 20, 151—234 (1915). — Eine ausführliche deutsche Überarbeitung bildet mein Aufsatz: Die Sterilisierung des Probierhengstes im lateinischen Amerika. Archiv f. wissensch. u. prakt. Tierheilkunde 42. 223—242 (1916).

denn bekanntlich hat es seine Schwierigkeiten, artenfremde Tiere, wie Pferd und Esel, miteinander zu kreuzen. Zum Zwecke der Pferdezucht ist die Sterilisierung des Probierhengstes wohl erst in zweiter Linie aufgekommen; da aber die praktischen Resultate sehr günstig sind und der Züchter auf diese Weise die Nachkommenschaft seines Zuchthengstes numerisch bedeutend vermehrt, hat Dr. Rivas in La Plata, angeregt von Dr. Chilotegui, eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage vorzunehmende Operation erdacht und häufig ausgeführt, welche am besten als Urethrektomie zu bezeichnen ist.

Übrigens kommt eine beabsichtigte Sterilisierung auch unter Naturvölkern vor, bei denen sich auch sonst die wunderlichsten Verstümmelungen der betr. Organe nachweisen lassen; auch dieses Kapitel ist in der Monographie übersichtlich mit Angabe der Originalquellen behandelt.

Übersicht der Operationsmethoden.

Amputatio glandis: México, Córdoba, San Luis, Pampa Central. — Amputatio penis, partis anterioris: Córdoba. — Amputatio totius penis: Córdoba. — Scissio horizontalis glandis: Argentina, Corrientes (?), Córdoba. — Scissio glandis, horizontalis et verticalis i. e. cruciformis: Chile, Córdoba. — Ligatura glandis (vermittelst einer Gummischnur): Pampa Central. — Excisio unius sive trium lobulorum ex corpore glandis: Argentina. — Infibulatio praeputii pilis caudae equinae sive fibris agavae: México. — Infibulatio glandis pilis caudae eiusdem animalis: México. — Infibulatio glandis annulo ferreo: Buenos Aires. — Infibulatio praeputii et glandis catena ferrea: Corrientes. — Incisio glandis longitudinalis et inferior, ab orificio retro: Santo Domingo (saeculum XVIII), Argentina — Incisio glandis longitudinalis et inferior, 10 cm ab orificio retro: Santa Fé. — Incisio urethrae longitudinalis et inferior ab orificio usque ad basim: Chile, Córdoba. — Incisio urethrae longitudinalis et inferior, partis anterioris: Buenos Aires. — Incisio urethrae longitudinalis et inferior, partis medianae: Santa Fé. — Incisio urethrae longitudinalis et inferior, partis basalis: La Rioja, Córdoba, Buenos Aires. — Incisio glandis transversalis et inferior, 10 cm ab orificio, et incisio longitudinalis ab ea protinus, non attingens praeputium: Paraguay (saeculum XVIII). — Incisio glandis transversalis et inferior, 10 cm ab orificio, et incisio longitudinalis ab ea retro: Argentina. — Incisio urethrae longitudinalis et inferior ab orificio usque ad basim et excisio eiusdem partis urethrae: Córdoba. — Incisio longitudinalis et quadruplex laterum penis: Córdoba. — Excisio partis urethralis orificio finitimae: Argentina. — Excisio partis urethralis basi finitimae: México, Argentina, Buenos Aires. — Excisio longitudinalis et inferior particulae interstitialis glandis: Córdoba. — Excisio perpendicularis particulae centralis glandis: Buenos Aires — Deviatio penis per perforationem artificialem praeputii ante scrotum factam: Perú, Chile, Corrientes, Entre Rios, Buenos Aires. — Deviatio penis per perforationem artificialem perinei sub ano factam: Chile, Argentina, Córdoba, Buenos Aires. — Deviatio urethrae per perforationem artificialem perinei sub ano factam (Urethrectomia secundum Chilotegui-Rivas): Buenos Aires. — Ablatio unius sive duorum testiculorum non laedens epididymin: México, Córdoba.

V. Die Sage von Santos Vega.[20])

In der argentinischen Volkssage spielt der Sänger Santos Vega eine große Rolle, der als eine Art Nationalheld betrachtet wird. Die erste Aufzeichnung über ihn bildet das im Jahr 1838 entstandene Gedicht von Bartolomé M i t r e 'A Santos Vega'. Mitre erzählt von einem ungebildeten Barden der Pampa, der unter einem großen Ombubaum zu Gitarre zu singen pflegte und dessen Gesänge sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzten. Dieser Barde habe Santos Vega geheißen und sei aus Trauer gestorben, weil er in einem zweitägigen Wettgesange mit einem Unbekannten unterlegen sei, wobei ihm die Saiten der Gitarre sprangen. Jener Unbekannte war aber der Teufel, nur dieser konnte den Sänger besiegen. Seine Gefährten brachten die Leiche zu Pferde zur letzten

20) Robert Lehmann-Nitsche, Folklore argentino, V: Santos Vega. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba 22, 1-436 (1917).

Stätte unter einem Talabaum und bezeichneten sie später mit einem Kreuze; aber des Barden Geist schweift umher als Irrlicht, und in der Nähe des Grabes hört man bisweilen seine Gitarre ertönen. All das soll nach Mitres Dichtung im Süden der Provinz Buenos Aires passiert sein, in jenem wilden, öden Winkel, welcher unter dem Guaraninamen Tuyú (Gegend mit schlammiger Erde) bekannt ist.

Mitres Gedicht, literarisch unbedeutend, hat keinen Einfluß in der argentinischen Literatur, geschweige denn im Volke gehabt; aber für uns ist es als die erste Aufzeichnung einer Sage wichtig, welche sich in kurzen Andeutungen hier und da in der argentinischen Literatur nachweisen läßt. Diese Angaben sind aber äußerst dürftig; kaum daß darin auf 'Santos Vega, den 'Payador' (Troubadour) der Pampa', angespielt wird. Auch in dem langen, 'Santos Vega' betitelten Epos des Hilario Ascasubi erfahren wir nichts Näheres über unseren Helden; er betrachtet ihn als 'especie de mito de los paisanos' und gibt den Namen 'Santos Vega' einem alten Gaucho, welcher die Mordtaten eines Banditen erzählt, also nicht etwa zur Gitarre besingt, wie man es von einem Troubadour erwarten sollte. In einer anderen Dichtung Ascasubis, einer kurzen 'Trova' politischer Natur, die nichts mit dem eben erwähnten langen Epos zu tun hat, tritt ein Payador auf, der sich als José Santos Vega aus Entre Ríos dem Leser vorstellt; leider sagt Ascasubi nicht, welche Beziehung dieser José zu jenem anderen Santos Vega hat; es scheint aber tatsächlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Volkssänger dieses Namens gegeben zu haben, von welchem bis jetzt weitere Spuren nicht nachzuweisen sind. Ascasubis Schriften haben die argentinische Literatur insofern beeinflußt, als sie dem Gauchostil Eingang verschafften, und der Titel seines vielgenannten und wenig gelesenen Epos 'Santos Vega' trug dazu bei, diesen Namen bekannt zu machen; die Sage selber blieb nach wie vor verschleiert.

Einer Dichtung Rafael Obligados war es vorbehalten, sowohl etwas Genaueres über den Inhalt der Sage mitzuteilen wie dieser selbst eine ganz außergewöhnliche Volkstümlichkeit zu verschaffen. Sein Gedicht gliedert sich in vier verschiedene, nach und nach entstandene Teile. Der erste, 'El alma del payador', schildert, wie nach dem Aberglauben des Landmannes der Geist des toten Sängers gegen Abend über die weite Pampa huscht; wie er an den stillen Lagunen Halt macht, um dem Wellenschlage zu lauschen; wie hin und wieder nachts die Saiten der Gitarre erklingen, welche jemand im Freien hat liegen lassen; wie man in nebligen Nächten des Troubadours Geist als Irrlicht herumtaumeln sieht oder flüchtend als Reiter, welcher mit der Gitarre über dem Rücken im Wasser eines Flusses oder Sees verschwindet. Alles also verschiedene Einzelheiten über ein Gespenst.

Im zweiten Teile, 'La prenda del payador', schildert der Dichter, wie das Liebchen des Sängers ihn vor ihrem Häuschen erwartet; wie er kommt und singt... doch alles das nur im Glauben der Leute, in Wirklichkeit finden sich unter dem betr. Baume kaum Reste eines Rancho.

Als dritten Teil hat Obligado leider zu guter letzt zwischen den zweiten und den gleich zu besprechenden vierten, einen freien Zusatz eigener Erfindung eingeschaltet, welcher den Troubadour als wirkliche Persönlichkeit aus der Zeit der politischen Unabhängigkeitskämpfe bei Beginn des 19. Jahrhunderts agitieren läßt; vorgeführt wird uns hier das Patospiel, wobei zwei Parteien zu Pferde gegeneinander auftreten

(ähnlich dem modernen Polo); da plötzlich erscheint Santos Vega mit seiner Gitarre und feuert die Leute an, sich der Revolutionsbewegung in Buenos Aires anzuschließen. Wie man sieht, ist damit der mythische Faden durchgerissen, welcher im vierten und letzten Teile wieder angesponnen wird.

In diesem ist das Hauptfragment der Sage enthalten; es muß deswegen als erstes Kapitel aufgefaßt werden, der erste Teil dagegen als letztes. Wir sehen hier den Santos Vega unter einem Ombú schlafen; die Landleute kommen und gruppieren sich um ihn, ohne ihn zu wecken. Plötzlich erscheint da zu Pferde ein Unbekannter, schüttelt den Schläfer wach und fordert ihn zum Wettgesange, der sogleich beginnt. Verwundert lauschen die Leute der Kunst des Fremden, nur schrecken sie zusammen, wenn gelegentlich ein Flämmchen aus den grünen Zweigen schießt, falls sie jener zufällig berührt. Die Motive der beiderseitigen Lieder sind von Obligado frei erfunden, nur da, wo er sagt, sie seien 'voll von Weisheit' gewesen, benutzt er ein Trümmerstück der mündlichen Überlieferung, wie er sie selber am Paraná gehört hatte. Schließlich erklärt sich Santos Vega für besiegt; aus den Ästen zischt eine Flamme hervor, der Fremde windet sich als Schlange den Baum herauf und wirft Feuer herunter, welches den Besiegten verzehrt, ohne von ihm auch nur den geringsten Rest zurückzulassen. Der Fremde war eben der Teufel gewesen, nur dieser konnte einen Santos Vega bezwingen!

Das ist der Inhalt der Sage, wie sie Obligado als Jüngling am Paraná gehört hatte und zu einer Dichtung verarbeitete, deren Einfluß auf das argentinische Volk ganz außerordentlich war. In zahlreichen Urteilen wird der hohe poetische Wert derselben hervorgehoben; in der Tat ist es sehr erfreulich, daß endlich einmal ein Sohn seines Landes dessen landschaftliche Schönheiten und Eigenarten empfindet und auszudrücken weiß. Ein anderer Faktor für den großen Erfolg von Obligados Santos Vega ist die Neuheit des Stoffes: ein volkstümliches Phantasiegebilde in landschaftlichem Rahmen war dem Argentinier etwas durchaus Ungewohntes; dies und dazu der stark patriotische Hauch, welcher durch alle Strophen zieht, mußten mit Recht der Dichtung zur höchsten Anerkennung verhelfen. Solche zeigt sich weniger in der schon erwähnten Kritik literarisch-wissenschaftlicher Natur, sondern eher in der musikalischen Komposition einiger Teile, in der Aufnahme solcher in die Lesebücher für Schulen und Anthologien und in dem Übergang von einzelnen Versen oder Stücken des Gedichtes, oder von Anspielungen auf solche in die argentinische Volkspoesie, wofür sich zahlreiche Belege aufweisen lassen; namentlich sind es diejenigen Stellen des Gedichtes, welche vom Ombú, von der Pampa und von der holden Weiblichkeit schwärmen. Auch auf der spanischen Halbinsel und den canarischen Inseln ist Obligados Schöpfung nicht unbekannt geblieben. Ich selber habe versucht, die drei ursprünglichen Teile, mit absichtlicher Weglassung der nur störenden späteren Einschaltung, dem deutschen Leserkreise in vollkommen freier Übersetzung näher zu bringen.

In eigenartiger Weise hat weiterhin ein Roman des Eduardo Gutierrez dabei mitgeholfen, den Namen unseres Helden und seinen Sängerstreit bis in die tiefsten Volkschichten hineinzutragen. E. Gutierrez mißbrauchte unter dem Zwange der Not sein reiches Talent für mehr denn dreißig wilde Räuber- und Diebesgeschichten, welche zuerst als Feuilleton einer viel gelesenen Zeitung von Buenos Aires und später-

hin als viel aufgelegte Bücher einen ganz außerordentlich zahlreichen Leserkreis fanden. Es ist wirklich schade, daß sich ein so reiches Talent verpuffen mußte; aber seine Schilderungen vom wirklichen Leben sind, wenn man das Romantische und Pseudoheldenhafte des Verbrechers davon abstreift, so lebenswarm richtig, daß sie schon jetzt als Dokumente für die Kenntnis einer bestimmten Epoche der sozialen Entwicklungsgeschichte Argentiniens gelten können. Einer dieser sog. Romane heißt nun 'Santos Vega' nach dem vom Verfasser so benannten Helden, einem jugendlichen Barden, welcher durch die Tücke des Schicksals zum Banditen wird und zahlreiche Mord- und Liebesabenteuer zu bestehen hat. Eine Anspielung an unsere Sage wird dadurch versucht, daß der Held eine sog. 'Payada de contrapunto' mit einem Neger, welcher den Spitznamen 'El diablo' führt, zu bestehen hat, aber siegt, und daß er zum Schlusse seiner Laufbahn als Vagabund auf dem Grabe seines von ihm selber irrtümlicherweise erstochenen Kumpanen in Delirien gerät: er meint, der wirkliche Teufel fordere ihn zum Wettstreite heraus!, — und eines schönen Tages findet man ihn tot auf dem Grabhügel. . . .

Wiederum außerordentlich ist der Einfluß von Gutierrez' Hintertreppenroman; in der Volksliteratur finden sich zahlreiche Anspielungen darauf, sowohl in der prosaischen wie in der poetischen: in acht Dichtungen dieser Art ist mehr oder weniger die ganze Geschichte behandelt worden, in vierzehn solcher Reimereien einzelne Episoden!

Auch im Volksdrama zeigt sich der Einfluß des Romanes von Eduardo Gutierrez; nachdem ich die Entstehung des sog. 'Teatro Criollo' geschildert, konnte ich innerhalb desselben drei verschiedene Dramatisierungen und sogar eine Kinematographierung von Gutierrez' Romane nachweisen. Die Fassung der beiden ersten 'Dramen', von Juan Carlos Nosiglia und von Domingo Spindola, ist die für ein Schauerstück à la Rinaldo Rinaldini typische; nur die sog. ‚Evocación poética' des Luis Bayón Herrera, eines jungen Spaniers, welcher schon einige Jahre in Buenos Aires lebt, bemüht sich, die Fessel des Gemeinen abzustreifen und hat eine größere Zahl poetisch schöner und empfundener Verse aufzuweisen.

In der übrigen argentinischen Literatur, naturgemäß der volkstümlichen, tritt nun außerdem die Figur des Santos Vega auf, ohne daß sich der Einfluß von Obligado oder von Gutierrez direkt nachweisen ließe. So hören wir ihn in 19 Gedichten auf dem Grabe der Geliebten klagen oder unter dem Ombú seine Leiden bejammern, hören ihn die Vögel zum Wettsingen herausfordern oder sehen seinen Abschied von dem geliebten Mädchen oder einen unbekannten Sänger, welcher im Delirium den Teufel ruft oder hören das Seufzen der Pampa, welche nun keinen Sänger mehr hat; nur hin und wieder erinnert ein 'Irrlicht' an ihn; oder in jenen stillen Stunden, wenn um das Feuer geschart die Gauchos im Freien zur Gitarre singen, erscheint ungesehen unter ihnen der Geist des alten Santos usw. Kurz, alles dies ist volkstümliche Lyrik, welche manchmal sich aufzuschwingen versucht; aber von der Sage selber erscheint nur eine kurze Anspielung, und auch diese durchaus verschwommen, aber jedesmal in einem besonderen Gedichte ausgeführt. Zahllos sind demgemäß die gelegentlichen Anspielungen auf unseren Sänger in Gedichten, welche andere Themata behandeln. Hier tritt er uns als Ideal männlicher Schönheit entgegen oder als Figur all jener Dichtungen, welche die Pampa, den Ombú, die Geliebte, die Gitarre,

die gute alte Zeit und den Troubadour überhaupt verherrlichen. So wird Santos Vega schließlich zum Symbol des Gesanges, und viele der heutigen Volkssänger vergleichen sich mit ihm; einige zwar, bescheidener, lehnen derartige 'Erfrechung' ab und wünschen sich bloß, dem großen Meister nahekommen zu können...

'Santos Vega' ist schließlich das Pseudonym mancher Schriftsteller; auch ein Rennpferd wurde so genannt; verschiedene Clubs junger Leute, welche sich die Pflege nationaler Überlieferung angelegen sein lassen und die man mit den 'Vereinen zur Erhaltung der Volkstrachten' in unserem Deutschland vergleichen kann (ich konnte über 260 für Buenos Aires nachweisen), nennen sich: Tradición de Santos Vega, u. dgl. Auch eine Zeitschrift führte den Namen 'Santos Vega'; wie viele andere, deren Liste ich beifüge, hatte sie sich der Pflege landestümlichen Wesens gewidmet.

Nun ergibt sich die Frage nach dem Woher der verschwommenen Figur des Sängers, welcher z. Z. als national-argentinisches Symbolum aufgefaßt wird. Die Mehrzahl der wenigen, welche darüber nachgedacht haben, hält ihn für eine wirkliche Persönlichkeit; es finden sich auch Angaben über einen bekannten derartigen Sänger aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und dessen Tod, allerdings stark novellistisch zurechtgestutzt. Nun geht aber aus der fragmentarischen Überlieferung ohne Weiteres hervor, daß es sich um eine der zahlreichen Teufelssagen handelt, welche ja eine ganze Literatur hervorgebracht haben. Freilich ist das Fragment so lückenhaft, daß nur der Exitus fatalis übermittelt wird, nicht die dazu führende Vorgeschichte. Man weiß nicht, weswegen eigentlich der gute Santos Vega vom Teufel abgeführt wird, und da das erhaltene Fragment der Sage keinen Aufbau, nur den Abbau ihres Stoffes zeigt, mußten alle poetischen, novellistischen und dramatischen Überarbeitungen an mangelnder Logik leiden. Ursprünglich scheint die Sage der unseres Faust ähnlich gewesen zu sein, etwa daß ein junger Mann sich gegen den Ruhm der Sängerkunst dem Teufel verschrieb, dies vergaß und im Übermut den Teufel selber herausforderte, oder dgl. Der Held dieser Tragödie ist wohl aber erst in Argentinien selber im 19. Jahrhundert nach einem wirklichen Payador des Namens José Santos Vega umgenannt worden. Daß aber die Sage selber alteuropäisch und altspanisch ist, beweisen die paar Zeilen einer Romanze, welche Obligado als 'Canción popular' aufgezeichnet und seiner Dichtung als Motto vorgesetzt, aber in ihrer Bedeutung nicht erkannt hat; es sind dies die Verse:

Santos Vega el payador — aquel de la larga fama,
murió cantando su amor — como pájaro en la rama.

Leider ist dies alles, was sich von der Romanze erhalten hat, und bis jetzt hat sich nichts mehr dazu gefunden.

In Spanien zwar ist die Sage verschollen, hat sich aber auf ehemals spanischem Kolonialboden noch in jenem spärlichen Bruchstücke bewahrt und sich in allen Einzelheiten derart an die Eigentümlichkeiten des neuen Bodens angepaßt, daß sie nun durchaus als eine der wenigen derartigen argentinischen Produkte der Volksphantasie zu betrachten ist.

Dadurch, daß ich meiner Original-Untersuchung die Texte beigefügt habe, kann jeder sich selber ein Urteil bilden; was diese Erzeugnisse der Volksliteratur anbelangt, so habe ich absichtlich möglichst viel und möglichst ungekürzt gebracht, denn diese auf Santos

Vega sich beziehenden Reimereien bieten gleichzeitig einen Überblick über die Motive der argentinischen Volkspoesie überhaupt, in vorliegendem Falle nur durch die Figur des Santos Vega mit einer Einzelheit versehen, welche in sehr vielen Dichtungen ruhig wegbleiben könnte, ohne daß deren Grundzug geändert würde.

VI. Der Zweigschuppen.[21])

Veranlassung zu dieser Monographie gab die Arbeit eines schweizerischen Botanikers,[22]) zu welcher mein Aufsatz nun gleichzeitig eine Erweiterung bildet. Herr Brockmann hat in seiner Studie auf einen ganz merkwürdigen Gebrauch hingewiesen, welcher heutzutage noch in gewissen Gegenden der Schweiz, Bayerns und Italiens beobachtet werden kann. Es handelt sich um die Benutzung von Laub und Ästen, vor allem der Esche, zur Viehfütterung. 'Die Zweige werden im Sommer mit dem Laube abgehauen — oder sie werden, wie der volkstümliche Ausdruck meist lautet, 'geschneitelt' — getrocknet und im Winter dem Vieh verfüttert'.

'Die Nutzung durch Schneiteln wird ohne Not alle zwei Jahre geübt, seltener alle drei bis vier Jahre (Südtessin). Um aber in den Zwischenjahren ebenfalls eine Nutzung zu haben, wird auch das grüne Laub allein von den Ästen gestreift, an Ort und Stelle am Boden getrocknet oder in Tüchern nach Hause getragen und dort sofort verbraucht oder gedörrt... Es gibt aber auch Bäume, die immer nur auf das Laub genutzt werden. Sie werden also nicht geschneitelt, sondern das Laub wird jährlich von den Ästen gestreift. Solche Bäume behalten ihre natürliche Wuchsform bei. Namentlich erfahren Ulmen, Mehlbeerbäume (Sorbus Aria) und Süßkirsche diese Behandlung... Diese schonende Behandlung steht bei der Ulme wohl im Zusammenhang mit dem großen Wert des Ulmenlaubes für die Schweinefütterung. Das Trocknen des Laubes geschieht entweder an den Häusern auf besonderen Gestellen, unter dem Vordach oder im Freien. Im Vorderrheintal wird das Laub an den äußeren Stallwänden, auf den Stallumgängen oder besonderen Gestellen, den 'Telinas', lose aufgeschichtet und getrocknet... Im Wallis geschieht in Neudaz und im Eringertal das Trocknen auf der 'Rouchinne' . . . , freistehenden oder an den Gebäuden angebrachten Gestellen einfachster Bauart . . . In Graubünden und im Wallies dienen diese Gestelle zur gleichen Zeit zum Ausreifen und zum Dörren des Getreides und im Wallis zum Dörren der Bohnen (Vicia Faba)... Im Maderanertal im Kanton Uri wird das Laub unter dem Vorderdach getrocknet.'

'Das samt den Zweigen geschneitelte Laub wird im Winter dem Hornvieh vorgelegt. Es dient in erster Linie für die Ziegen als Nahrung. Blätter, Rinde, Knospen, ja selbst fingerdicke Zweige werden aufgenommen. Den Schafen werden offenbar meist nur die Blätter vorgelegt. Früher ging die Nutzung noch weiter, und man fütterte mit dem Laube auch Kühe... Der Laubnutzen geht aber auch noch weiter. Er dient... selbst zur Schweinefütterung. Ganz besonders sind die Blätter der Ulmen dafür geschätzt. Heute werden wohl sie allein noch dazu verwendet. Während des klassischen Altertums standen Esche und

21) Robert Lehmann-Nitsche, Folklore argentino, VI: La ramada. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba 23, 610—628 (1919).

22) Brockmann-Jerosch, Das Lauben und sein Einfluss auf die Vegetation der Schweiz. Mitteil. der Geogr.-Ethnogr. Gesellschaft Zürich 1917—1918, Bd. 18, 131—148.

Ulme[23]) ihres Futterertrages wegen in hohem Ansehen. Das Laub der gewöhnlichen Esche (Fraxinus excelsior) und der Mannaesche (F. Ornus) galt als ebenso gut wie das der Ulme...'

'In den italienischen Alpen ist das Füttern von Laub von größerer Wichtigkeit, und auch in der Poebene wird es noch geübt. Dort scheinen die Schwarzpappeln stark zu diesem Nutzen herangezogen zu werden.'

In der altnordischen Mythologie weidet die Ziege Heidrun auf der Weltesche.

Somit erbringt Herr Brockmann den Nachweis, daß das Lauben den Rest einer alten, ehemals weiter verbreiteten Fütterungsart aus der Zeit der Sammelstufe der menschlichen Entwicklung darstellt.

Für unsere Zwecke wichtig sind nun die damit verbundenen Ausdrücke, besonders das Wort L a u b e. Es ist nach unserem Autor (Seite 141) süddeutsch und schweizerisch und fehlt ursprünglich in Norddeutschland. 'Unter primitiven Verhältnissen ist eine Laube nichts weiter als der Vorraum unter dem Dache eines Hauses (Maderanertal). Er dient zur Aufbewahrung von allerlei Gerät und besonders zum Trocknen und Aufbewahren des geschneitelten Laubes (Maderanertal). Hier ist die Laube nur der Ort, der mit einigen Stangen zum Aufhängen ausgerüstet ist. Diese wirtschaftliche Bedeutung des Ortes ist wohl ganz allgemein als Ursprung des im Süddeutschen sehr verbreiteten Wortes Laube zu suchen. Laube ist somit ursprünglich der Vorbau oder Anbau oder einfach der Raum vor dem Hause. Der Begriff wird später erweitert'.

Wir sehen somit, daß Laube ursprünglich nichts anderes ist als der Ort oder die Einrichtung zum Aufbewahren des für Fütterungszwecke geernteten Laubes, und daß beide Worte identisch sind.[24]) Es liegt nun der Analogieschluß ohne weiteres auf der Hand, daß das spanische Wort r a m a d a, womit, wie wir gleich sehen werden, eine 'Laube' bezeichnet wird, dem gleichen Gebrauche seine Existenz verdankt; nur sind im Falle der Laube die Blätter, im Falle der ramada die mit Blättern geernteten Zweige (sing. ramo, rama) namengebend gewesen. Wie bei Laube, ist auch bei ramada die ursprüngliche Bedeutung geschwunden und nicht einmal mehr in der ersten Ausgabe des amtlichen spanischen Wörterbuchs vom Anfang des 18. Jahrhunderts zu finden; schon damals muß also der Gebrauch des Ästens oder Zweigens zwecks Futtergewinnung verschwunden gewesen sein, wie ja auch der des Laubens nur noch an wenigen Stellen weiterlebt; jedenfalls läßt er sich für Spanien nicht belegen, aber es ist nicht unmöglich, daß er irgendwo noch betrieben wird. Daß im spanischen Amerika jemals diese ureuropäische Art der Tierfuttergewinnung betrieben worden sei, erscheint nicht wahrscheinlich.

---

23) Hier sei zugefügt, dass die spanische Redensart 'pedir frutas al olmo', welche dem biblischen 'Feigen von den Disteln sammeln' entspricht, davon herzukommen scheint; man wollte damit offenbar sagen, dass von der Ulme Blätter, aber nicht Früchte zu ernten sind; die Betonung liegt also auf frutas. Diese Redensart findet sich schon im Don Quijote (I 22; II 40, 52).

24) [Ob das ahd. Wort louba, *loupja, mhd. loube, aus dem das ital. loggia, französ. loge hervorging, aus Laub = Blatt abzuleiten ist, steht nicht fest, wenn auch M. Heyne (DWtb. 6, 290. Hausaltertümer 1, 21. 80. 180) dafür eintritt und es als 'Bauwerk aus Reisig' erklärt. Denn im Mittelalter bezeichnet es nur bedeckte Halle, Schutzdach, Galerie; F. Kluge (Etymolog. Wtb. 1899 S. 238) stellt es deshalb mit altnord. lopt = oberes Stockwerk, Balkon, engl. loft zusammen; Ehrismann (Paul-Braune, Beiträge 18, 228) zieht ahd. louft = Rinde heran, also Rindendach. Vgl. H. Fischer, Schwäb. Wtb. 4, 1022; Schweizer. Idiotikon 8, 962. — Die Red.]

Das Wort ramada bezeichnet, wie in meiner Arbeit aufs genaueste nachgewiesen wird, in Spanien und im spanischen Amerika eine Art offenen Schuppen einfachster Herstellung, 'para tener sombra en el campo', wie die Akademie erklärt; der ursprüngliche Gebrauch war also abgekommen oder unbekannt. Jetzt dient er zur Aufbewahrung von allerlei Sattelzeug, Geräten, auch von Mais, Getreide u. dgl. Auch in der Sprache Portugals und Brasiliens findet sich das Wort in dieser Bedeutung. Während es aber in Uruguay wenig beliebt ist, hat es in ganz Argentinien große Verbreitung gefunden; als Zubehör des Gauchohaushaltes wird es überall erwähnt und in der Volkspoesie hervorgehoben; auch dient es als Ortsnamen (La Ramada, Las Ramadas, La Ramadita, Las Ramaditas, El Ramodón).

Mit diesem Worte ramada ist nun ein anderes zusammengekommen, das es in Spanien fast ganz, in Amerika stellenweise (z. B. Uruguay) verdrängt hat; dieses Wort ist e n r a m a d a. Man beachte aber, daß ramada ohne weiteres ein Substantiv, enramada ein substantiviertes Partizip ist, dessen zugehöriger Begriff, etwa cerca (Umfriedung usw.), längst verloren gegangen sein muß. Beide Sachen müssen also ursprünglich etwas Verschiedenes bezeichnet haben; die Ramada, Zweige und trockene Blätter, welche als Viehfutter geerntet und aufgestapelt wurden, und das betr. Gerüst selber; die Enramada hingegen eine aus Zweigen geflochtene oder damit besteckte Wand oder Hütte zum Schutze des Bewohners, wenn auch wohl gelegentlich das Vieh davon zu fressen bekommen haben mag. Es erklärt sich also recht einfach, warum in Spanien das Wort ramada schon zur Zeit der Niederschrift der ersten Ausgabe des amtlichen Wörterbuches an zweiter Stelle steht und zur Erklärung auf enramada hingewiesen wird, dessen Bedeutung als primitive Hütte oder Schuppen ramada schon damals hatte; heutzutage ist ramada in Spanien ein veraltetes Wort. In Amerika sind aber beide Ausdrücke, allerdings ausschließlich im Sinne von enramada gebräuchlich, und die Leute, welche sich mit solchen Worten und Sachen literarisch beschäftigen, streiten sich herum, welches nun eigentlich der 'richtige' Ausdruck sei; so auch Herr Martiniano Leguizamon, dessen Artikel 'Ramada', zweiter Teil eines Kapitels 'Neologismos criollos', hier nachgetragen sein mag; er plädiert für: ramada.[25]) Als deutschen Ausdruck sowohl für ramada wie für enramada wählten wir das den heutigen Zweck bezeichnende Wort: Zweigschuppen.

La Plata.

Kleine Mitteilungen.

Das Schrätel und der Wasserbär.

Einst wollte der König von Norwegen dem Könige von Dänemark einen zahmen weißen Bären zum Geschenk machen. Der Normann, der ihn übers Meer führte, kehrte unterwegs in einem Dorf ein und bat einen Dänen um Nachtherberge. Der Bauer war dazu willig, klagte aber, er sei seines Hauses und Hofes nicht Herr, weil ein teuflischer Geist darin schalte und Tische und Stühle, Schüsseln und Töpfe durcheinander werfe; darum habe er sich auf dem Felde eine Hütte gebaut. Der Nor-

25) Leguizamon, De cepa criolla, p. 138—145. La Plata 1908.

mann aber ließ sich nicht schrecken, er bat nur um ein Abendessen, kehrte in die Küche ein, briet sich bei angemachtem Feuer die empfangene Speise und legte sich neben dem Bären schlafen. Da sprang ein Kobold (Schrätel) hervor, kaum drei Spannen lang, mit einem roten Käpplein; er trug ein Stück Fleisch an einem Spieß und briet es am Herdfeuer. Als er des Bären gewahr wurde, schlug er ihm auf Nacken und Maul, um ihn zu vertreiben. Aber nun packte ihn der Bär, und es erhub sich ein Balgen und Brüllen, daß der Normann erwachte und voll Angst in den Backofen kroch. Endlich ward der Bär Meister, und das Schrätel verschwand. Am Morgen nahm der Fremde mit seinem Tier Abschied von dem Bauern, und dieser zog mit seinem Pflug aufs Feld; da lief ihm das Schrätel blutig und zerkratzt entgegen und fragte: 'Lebt deine große Katze noch?' — Ja, du böses Wichtel, fünf Junge gebar sie heut. — 'Pfi', rief das Schrätel, 'so komm' ich nie mehr auf deinen Hof.'

Dies ist der Inhalt einer zierlichen mhd. Verserzählung, die Heinrich von Freiberg, ein Hofbeamter der deutschböhmischen Herren von Lichtenburg und Ritter des Bischofs von Olmütz, in den Jahren 1290—1295 verfaßte.[1]) Woher er die in Dänemark spielende Geschichte kannte, sagt er nicht.[2]) Es ist aber längst bemerkt worden,[3]) daß dieselbe noch heut in Deutschland und Skandinavien als eine verschieden lokalisierte Wandersage fortlebt; an die Stelle des Poltergeistes tritt öfter ein Wassermann, der seine Fische am Herde der Wassermühle zu braten pflegt, oder eine ganze Schar von tafelnden Zwergen; auch wird der Bär als ein gewöhnlicher brauner Waldbär geschildert, den sein Führer zum Tanz abgerichtet hat. Vermutlich schöpfte auch Heinrich aus einer solchen mündlichen Überlieferung, die gerade in Obersachsen, der Heimat seiner Familie, sich bis jetzt fortgepflanzt hat. Auffällig aber ist seine Angabe, daß es ein Wasserbär, d. h. ein in Grönland heimischer weißer Eisbär war, den man zu seiner Zeit in Deutschland höchst selten zu Gesicht bekam,[4]) und daß ein ungenannter König von Norwegen ihn dem Könige von Dänemark zum Geschenk sandte. Und mit Recht hat jüngst der norwegische Forscher Christiansen am Schlusse seiner Abhandlung über die Katze zu Dovre die Vermutung ausgesprochen, daß in dieser Angabe eine Hindeutung auf den in nordischen Sagas[5]) ausführlich geschilderten Zug des Isländers Audun (Authon) stecke. Dieser hatte im Jahre 1061 in Grönland seine ganze Habe dem Jäger Erik für dessen prächtigen Eisbären hingegeben und beschloß, das Tier dem dänischen Könige Svend Ulfssohn zu überbringen. Als er aber im nächsten Jahre in Norwegen anlangte, begehrte König Harald Sigurdssohn, der gerade mit König Svend in Fehde lag, das schöne Tier für sich, gestattete dann aber Audun, mit dem Bären nach Dänemark zu fahren, gegen das Versprechen, ihm auf der Rückkehr von seiner Reise zu berichten. Nach einigen Schwierigkeiten mit Svends habgierigem

---

1) Gedruckt ist sie nach der großen Heidelberger Sammelhandschrift Pal. germ. 341 teilweise schon bei W. Grimm, Irische Elfenmärchen 1826 S. CXIV; vollständig dann bei Mone, Quellen und Forschungen 1, 281 (1836), Wackernagel, Zs. f. dt. Alt. 6, 174 (1847) und Altdeutsches Lesebuch[5] S. 825, v. d. Hagen, Gesamtabenteuer 3, 257 nr. 65 (1850) und Bernt, Heinrich von Freiberg 1906 2, 249. Übertragen von R. Baumbach, Abenteuer und Schwänke 1884 S. 79. — Auf den Verfasser Heinrich von Freiberg wies R. Bechstein (Freibergs Tristan 1877 S. XIX. Romanische Forschungen 5, 172. 1890) hin; vgl. E. Kraus, Germ. 30, 16 und Wiggers, Diss. Rostock 1887. Dagegen C. v. Kraus, Zs. f. dt. Alt. 48, 99.

2) Auf den Ausdruck 'hôrt ich sagen' (v. 298) darf man nicht zuviel Gewicht legen.

3) J. Grimm, Myth [8] S. 447. 3, 138. Uhland, Schriften 8, 509 = Germ. 6, 311. Laistner, Das Rätsel der Sphinx 2, 15 (1889). R. Köhler, Kl. Schriften 1, 72 (1898). Feilberg, Jul 2, 27. 323 (1904). R. Th. Christiansen, Kjaetten paa Dovre (Videnskapsselskapets Skrifter 2. Kl. 1922, nr. 6). [A Taylor, Modern Philology 17, 305. 1919.]

4) In Norwegen hatte man vor 900 noch keine Eisbären gesehen; nach Deutschland brachte 1054 der erste isländische Bischof Isleifur einen solchen dem Kaiser Heinrich III. zum Geschenk; um 1123 erntete der Grönländer Einar Sokkason mit einem gleichen Geschenk bei dem norwegischen Könige Sigurd Jorsalafari große Ehre (Maurer, Anz. f. K. der dt. Vorzeit 1863, 398). Ganz fabelhaft ist, was im Ruodlieb V, 84 S. 229 ed. Seiler von zwei kleinen gezähmten weißen Bären mit schwarzen Beinen berichtet wird.

5) Fornmanna sögur 6, 297. Flateyjarbók 3, 412. Grönlands historiske Mindesmärker 2, 630 (1838). Morkinskinna p. 61 ed. Unger = Heusler, Altisländisches Elementarbuch 1921 S. 201. — Christiansen, der S. 10 eine norwegische Fassung des neueren Märchens anführt, die den Bärenführer Peter Pilgrim nennt, vermutet darin eine Hindeutung auf Auduns Romfahrt.

Verwalter Aage übergab Audun den Bären dem Könige und erhielt von ihm Reisegeld für seine Pilgerfahrt nach Rom. Als er um 1064 krank und bettelarm von dort zurückkehrte, schenkte ihm Svend ein ausgerüstetes Handelsschiff, Geld und einen Goldring, den Audun dem Könige Harald verehrte.

In Dänemark scheinen nun die Berichte über Auduns abenteuerliche Reise mit Sagenelementen vermischt und weiter nach Deutschland wie nach Norwegen und Schweden gedrungen zu sein. Der Bär, der den starken Kobold überwindet, hat sein Gegen- und wohl auch Vorbild in dem Riesen bezwingenden Bären Wisselau der deutschen Heldensage, von dem im 13. Jahrhundert ein bruchstückweis erhaltenes niederländisches Gedicht[6]) und die nordische Thidrekssaga erzählen. In jenem kommen Karl der Große und seine Begleiter übers Meer zur Riesenburg Espriaens (Asprians); sie wären verloren gewesen, wenn nicht Gernout mit seinem ebenso wilden wie ihm gegenüber folgsamen Bären Wisselau die Riesen erschreckt hätte. Furchtsam fragen sie ihn, ob er noch mehr solche Ungetüme mitgebracht habe. 'Doe was Gernout bedacht | ende sprac vele sciere: | Ic hebbe sier broeder viere | gebonden in den kiele.' Das gleicht auffällig dem Schlusse des mhd. Gedichtes. In der Thidrekssaga,[7]) welche die Episode mit ihrem Helden Dietrich von Bern verknüpft, finden wir eine rationalistische Abschwächung Wizleo ist kein wirklicher Bär, sondern der in eine Bärenhaut genähte Held Wildifer, der sich von dem Spielmann Isung nach Wilkinaland an den Hof des Königs Osantrix führen läßt und durch seine Wildheit und Tanzkunst Bewunderung erregt. Als der König die Hunde auf ihn hetzt, erschlägt er diese, den König und seine Riesen und reitet mit dem befreiten Freunde Widga und Isung zu Dietrich zurück.

Von anderer Art als die Riesen in der Heldensage ist der Poltergeist, von dem der Bär bei Heinrich von Freiberg seinen Hauswirt befreit. Wenn die kleine Gestalt dieses Wichtels oder Schrätels und seine rote Kappe an die meist gutmütigen Hauskobolde der nordischen Volkssage[8]) gemahnt, so unterscheidet ihn von diesen doch die Gewohnheit, sein Fleisch nachts auf dem Herde des Bauern zu braten und durch Lärm den Schlaf der Bewohner zu stören. Er gehört vielmehr zu den von dem Engländer Gervasius[9]) beschriebenen Portuni (brownies), Dämonen von zwerghafter Gestalt, mit runzligem Gesicht, die sich nachts am Herde der Bauern wärmen, die mitgebrachten Frösche auf den Kohlen rösten und verzehren. Die neueren dänischen, schwedischen und norwegischen Volkssagen berichten auch öfter, daß eine ganze Gesellschaft von Zwergen (Bjergfolk, Trollen[10]) sich nachts in menschlichen Wohnungen einfindet, um ein Gelage abzuhalten, und wenn sie verjagt wird, kostbares Geschirr zurückläßt. Bisweilen wird ihr Anführer, dem sie zutrinken, ausdrücklich mit Namen bezeichnet, in norwegischen Sagen Trond,[11]) in einer Harzer (unten nr. 17) König Hibich. Häufig erscheint auch, wie schon erwähnt, ein Nix oder Wassermann, der als Nachbar in der Mühle Quartier beansprucht, aber oft das Gastrecht mißbraucht. Den nordischen Fassungen ist vielfach der besondere Zug eigen, daß solche unliebsamen Gäste sich nur am Weihnachtsabend, in der dem Norden seit alter Zeit geläufigsten Gespensterzeit einstellen, wo man sowohl die Geister der verstorbenen Verwandten, als das Elfen- und Trollenvolk zum Besuch erwartet.[12])

6) Fragmente Van den vos Reinaerde und Van bere Wisselauwe hg. von Martin 1889 S. 39. Zeugnisse für die Sage S. 71 (Jakob van Maerlant und Jan Boendale), für den Bären unter den Köchen S. 69.

7) Thidrekssaga c. 132—144. 181 ed. Unger. Rassmann, Die deutsche Heldensage 2, 453. 286. – Grimm, Myth.³ S. 745 und Uhland, Schriften 8, 509 = Germ. 6, 311 knüpfen Namendeutungen und Vergleiche mit Frühlingsfesten an, für die ich auf K. Maurers Widerlegung (Anz. f. K. der dt. Vorzeit 1863, 396) verweise. Auch die Vergleichung von Beowulfs Kampf mit Grendel, die Mone, J. Grimm (Myth.³ 447), Müllenhoff (Zs. f. dt. A. 7, 428) und Simrock (Beowulf 1859 S. 177) vornehmen, bringt für die Quellenfrage keinen Gewinn.

8) Feilberg, Nissens historie 1919 S. 35 und oben 8, 2.

9) Gervasius von Tilbury, Otia imperialia III, 61 S. 29 ed. Liebrecht 1856.

10) Zu den Bezeichnungen dieser Unterirdischen vgl. Feilberg, oben 8, 136. 270. In Oberfranken (unten nr. 12) sind es Holzweiblein, in Schwaben (nr. 16) ein Wasserweiblein.

11) Christiansen 1922 S. 11, 22, 25 weist darin eine historische Person nach, den 1651 in Nedre Kvinlog ansässigen Trond Hoskuldson; vgl. Liestöl, Norske Aettesogor 1922 S. 130.

12) Feilberg, Jul 2, 7. 315. 324. Christiansen 1922 S. 24.

Eine Entstellung der ursprünglichen Sage ist es, wenn bei den Schweden Finnlands (Hackman nr. 213, 2) der verjagte Kobold als ein gutmütiger Hausgeist (tomte) aufgefaßt wird, der nach Abzug des Bären wieder auf seinen Posten zurückkehrt. Wo statt des Bären andere Tiere, in Norwegen ein weißer Hund[13]), in Mähren und Kärnten (nr. 11a. 15) Affen und ein Hund auftreten, da nähert sich die Erzählung dem Märchen vom Kampf der Haustiere gegen die wilden Tiere oder Räuber.[14]) In einer Tiroler Sage bei Alpenburg, Alpensagen nr. 291 = Heyl 1897 S. 284, dringen 12 Räuber in der Christnacht in ein Bauernhaus und werden durch einen Bettler, der also den Bären ersetzt, festgebannt.[15]) Ähnlich verjagt in einer schwedischen Sage (Sv. landsmålen 8, 3, 52 nr. 198) ein Müller, dem seine Mühle dreimal in der Julnacht abgebrannt war, im vierten Jahre die tanzenden Trolle, indem er selber Stahl unter sie wirft. Auch in einem großrussischen Märchen bei Zelenin (Velikorusskija skazki Permskoj gubernii 1914 p. 214 nr. 25) spielt der Bär, den der Soldat mit einem kupfernen Zaum einfängt und als Reittier benutzt, eine ganz nebensächliche Rolle; denn nicht er vertreibt die gespenstische Kikímora aus dem Kaufmannshause und der Wassermühle, sondern der mit ihr Karten spielende Soldat. In einem estnischen Märchen (Eisen, Koerakoonlased 1896 p. 50) wird sogar der Bär nebst einem Sohne des Bärenführers von den Hundsköpfen zerrissen, während der Bärenführer entflieht. Dagegen gehört das von Feilberg angezogene rumänische Märchen (Zs. f. dt. Myth. 1, 180) von dem Burschen, der den Teufel mit seinem Großvater, d. h. einem Bären, ringen heißt, zu einer andern Gruppe (R. Köhler 1, 478 Aarne nr. 1072).

Die Verbreitung des Stoffes möchte ich durch ein möglichst gedrängtes Verzeichnis der neueren Volkssagen veranschaulichen, für das mir die Herren Hans Ellekilde in Kopenhagen, Prof. Dr. J. Horák in Prag und Prof. Dr. W. Anderson in Dorpat Beiträge freundlich zur Verfügung stellten.

I. Deutsch. Obersachsen. **1.** Aus dem Erzgebirge stammt eine bisher unbekannte, um 1700 gemachte Aufzeichnung, die ich vor 13 Jahren von Herrn Pastor Dr. Lic. V. Kirchner in Benshausen erhielt:

Etwas Seltsames wird von der Katzen Mühle erzehlt. Anno 1667, das in vorigen Zeiten in einen Stall derselben ein Ungetüm gewesen, welches weder Menschen noch Vieh darinnen geduldet. Einst hatten sich polnische Bärenführer verspätet und kommen mit ihren zwey Tanzbären zu dieser allein nicht weit vom Wald gelegenen Mühle und bitten um eine Nachtherberge. Der Müller entschuldigt sich, zeigt ihnen aber die Gelegenheit mit dem Stalle an, ob sie es wagen wollten drinen zu bleiben. Sie führten die Bären hinein und nehmen ihr Quartier beym Müller. Des Nachts erhebt sich ein grausamer Lerm, und die Bären setzen sich zu Wehre. Von derselben Zeit hat das Poltern aufgehört. Als aber einige Zeit hernach der Müller in den Walt gehet, ruffet ihn das Ungetüm mit bekanter Stimme und fragt, ob die zwey schwartzen Katzen noch im Stalle wären, und [da] der Müller geantwortet, er thäte sie nicht weg, hat [es] nicht wieder hinein begehret, daher der Mühle der Nahme geblieben.

2. Grässe, Sagenschatz des Königreichs Sachsen² 1874 nr. 525 (vgl: Grässe, Literärgeschichte 2, 3, 86. 492) = Bechstein, Dt. Sagenbuch S. 524 = Meiche, Sagenbuch des Kgr. Sachsen 1903 nr. 583 'Die Katzenmühle bei Buchholz'. (gereimt von Ziehnert, Sächs. Volkssagen 1886 S. 186 = (1838) 2, 17 (wie nr. 1). — **3.** Meiche nr. 496 'Der Wassermann und der Bär in der Schliefermühle' (bei Bischofswerda. Der Wassermann kocht Fische, der Bär will auch davon). — **4.** Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes 1871 nr. 119 (Kobold und Bär in der Remser Mühle, Altenburg. Bärmühle bei Crölpa. Dorf bei Gera). — **5.** Kuhn-Schwartz, Nd. Sagen 1848 nr. 225, 2 (Bieresel, d. h. Kobold und Bär; Katzenmühle bei Schwanditz, Altenburg) = M. Geyer, Osterlandsagen 1901 S. 156 und 194 (Remsa statt Schwanditz). Am häuslichen Herd 1893, 311. — **6.** Schleicher, Sonneberg 1858 S. 76 (Schlaazlen, d. h. weibliche Dämonen und Bär; Bettelhecker Mühle). — Lausitz, Schlesien: **7.** Haupt, Sagenbuch 1, 52 = Kühnau, Sagen 2, 222 nr. 858 'Der Wassernix und der Bär in der Ölmühle bei Frauendorf' (99 Junge). — **8.** Kühnau 2, 242 nr. 885 'Das Männchen und der Bär in der Mühle' (Kr. Grottkau. Geigenspieler. 37 Junge). — Böhmen, Mähren: **8a.** Kühnau 2, 345 nr. 948 'Bär und Wassermann in

13) Christiansen 1922 S. 20.

14) Aarne verweist auf nr. 957 und 130 (Grimm, KHM. 27) seines Typenverzeichnisses.

15) In estnischen Märchen (Dähnhardt, Natursagen 3, 171. 514) verwandelt ein Bettler die am Weihnachtsabend sich beim Bauer einstellenden und Korn, Fleisch und Blut verlangenden Teufel in Mäuse, Katzen und Wanzen.

16) In einem hsl. 'Büchel von vielerley Merkwirtigkeit von Alten Zeiten zu Ehren friedersdorff [bei Annaberg], als aus Kronien [!] geschrieben.'

der Mühle bei Seewitsch' (7 Junge) = Schade, Sagen des Braunauer Ländchens 1903 S. 24. — **9.** Taubmann, Märchen aus Nordböhmen 1887 nr. 32 'Die große Katze' (Wassermann, Mühle, 5 Junge). — **9a.** Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen 8, 63 nr. 156. — **10.** Kosch, Volksmärchen aus Mähren 1899 S. 103 (Wassermann und Bär; Mühle). — **11.** Vernaleken, Mythen Österreichs 1859 S. 182 (Wassermann und Bär; Mühle. Einoth in Mähren). — **11a.** Ebd. S. 190 (Hastrmann, d. h. Wassermann und Affen; Mühle bei Moldautein). — Oberfranken: **12.** Panzer, Beiträge 2, 160 (Holzfräulein und Bär; Mühle bei Berneck). — Oberpfalz. **13.** Schönwerth, Oberpfalz 2, 187 (Wassermann und Bär; Mühle bei Neuenhammer). Sittler, Sagen der Oberpfalz 1906 = Die Oberpfalz 2, 107. 1908. — Tirol. **14.** Zingerle, Sagen 1891 nr. 194 (Wilder Mann und Bär; Bauernhaus im Tauerntal). — Kärnten. **15.** Graber, Sagen 1914 nr. 87. 208 (Gespenstisches Kalb und Bär, Hund, Affe; Bauernhaus in Noringgraben). — Schwaben. **16.** Birlinger, Volkstümliches 1861 1, 135 nr. 207 (Wasserweiblein und Bär; Mühle in Franken). — Niedersachsen. **17.** Pröhle, Harzsagen 1854 S. 61 = 1886 S. 110 (Zwerge mit König Hibich und Soldat, kein Bär; aber zum Schluß die Frage nach der bösen Katze). — **18.** Seifart, Sagen aus Hildesheim 2, 52 nr. 36 (Mühlenzwerge und Bären). — **19.** Schambach-Müller, Sagen 1855 S. 66 nr. 91 (Wassermann und Bär; Mühle. Holzminden). — Brandenburg **20.** Engelien-Lahn, Der Volksmund 1, 21 nr. 11 (Kobold und zwei Bären. Windmühle bei Belzig). — Pommern. **21.** Bl. f. pomm. Volkskunde 7, 14 (Teufel und Bär; Wirtshaus. Kr. Naugard). — **22.** Haas, Schnurren aus Rügen 1899 S. 80 (Puk und Bär; Bauernhaus. Neddesitz auf Jasmund). — Schleswig-Holstein. **23.** Müllenhoff, Sagen 1845 nr. 346 = 1921 nr. 407 'Der Wassermann und der Bär' (Mühle in Steenholt, die alle sieben Jahre abbrennt. Katze hat 7 Junge). — **24.** Eiderstedter Jahrbuch 2, 166 'De Waterries'.

II. Dänisch. **25** Grundtvig, Minder 3, 91 230 'Trolden og Bjørnen' (Trold kommt am Weihnachtsabend zum Bauern, brät Kröten am Herde und bietet sie dem Bären, der grimmig wird. 5 Junge). — **26.** Schaldemose, Fynske Sagn S. 146. — **27.** J. P. Möller, Bornholm 1867 p. 26 'Bjørnegaarden' (Unterirdische tafeln, vom Bären verjagt; 12 Junge). — **28.** Kristensen; Jyske Folkeminder 4, 312 (Trold röstet Kröten, Bär), — **29—31.** Kristensen, Danske Sagn 1, 434 nr. 1400 (Unterirdischer und Bär. Mühle in Hagenstrup) nr. 1401 (Tafelnde Zwerge und Bär: 7 Junge), nr. 1402 (Weihnachtsabend in Björnegaarden). — **32.** Kristensen, Efterslät 1890 S. 158 'Björneträkkerne' (Alte Frau und 12 Kerle, vom Bären zerrissen; 7 Junge). — **33—34.** Kristensens hsl. Märchensammlung in der Dansk Folkemindesamling in Kopenhagen nr. 809 (Troll und Bär, Julabend, 5 Junge des 'Hundes') und Sagensammlung 1, 86 (tafelnde Zwerge unter Tore und Hirsch).

III. Schwedisch. **35.** Rääf, Ydre härad 1, 55 (vgl. Aftenbladet 1859, nr. 284) = Hofberg, Sv. folksägner 1882 p. 109 'Kisse i Norrhult' (Tafelnde Trolle vom Bären verjagt; Bauernhof in Rumskulla; 7 Junge). — **36.** Hazelius, Samfundet 5, 25 = Kristensen, Danske Sagn 1, 436 nr. 1403 (Trolle und Bär in der Mühle zu Weihnacht, 7 Junge). — **37.** H. Rosén in E. T. Kristensens Aeresbog 1923 (wie nr. 35). — **38.** Sv. landsmålen 2, 9, 81 nr. 33 'Böj-om i Ramsada' (Waldmann und Bär). — **39—40.** Ebd. 8, 3, 52 nr. 199 (Trolle und Bär in der Mühle; 5 Junge), nr. 200 (Trollen und Bärenführer; 7 Junge). — **41.** Tellander, Allmogelif i Vestergötland p. 75; vgl. Christiansen 1922 p. 27 f. — **42—46.** Hackman, Finlands svenska folkdiktning IA: Sagor 2, 39 nr. 213, 1—5 gibt Auszüge aus Bygdeminnen 2, 15. 18. 20 und Nyland 2, 4 nr. 6. 6, 75 nr 74 = Allardt, Finlands sv. folkd. I B: Sagor 2, 154 nr. 128—131; vgl. G. Landtman, Folktro och trolldom 1, 303 (Unterirdische oder ein Kobold braten Fleisch, Bär schnappt danach; oder ein Gespenst zählt Geld; Bauernhaus; Frage nach der Katze). Vgl. Kahle, oben 10, 198.

IV. Norwegisch. **47.** Asbjörnsen-Moe 1892 nr. 56 'Kjætten paa Dovre' = Bresemann 1, 183 nr. 26 (viele Trolle und Bär am Weihnachtsabend; 7 Junge). — **48.** Asbjörnsen, Huldre-eventyr 2, 83 'Per Gynt' = Denhardt 1881 S. 121 = Strøbe 2, 3. — **49.** Kleiven, Segner fraa Vaagaa p. 31. — **50.** Søegaard, I Fjeldbygderne p. 122. — **51.** Bugge-Berge, Eventyr og sagn 2, 24 'Joleskreia' (weißer Hund). — **52.** Mehlum, Hallingdal p. 75. — **53.** Faye, Folkesagn 1844 p. 30 'Brakandalen'. — **54.** Skar, Sogur 1, 188 'Tussarne paa Dovre'. **55.** Haukenæs, Hardanger 3, 177. — **56.** Langset, Nordmør 1916 p. 187. — **57.** Braset, Hollraøventyra p. 55 'Julsvænni'. — Vgl. die ausführlichere Aufzählung (32 Fassungen) bei R. Christiansen, Norske eventyr 1921 nr. 1161 und seine Abhandlung 'Kjætten paa Dovre' 1922 S. 9—19. — V. Schottisch. **58.** Folklore Journal 1, 293 (Kelpie und Eber).

VI. Wendisch. **59.** Veckenstedt, Wend. Sagen 1880 S. 195 (Nix und Bär; Mühle bei Vetschau; 9 Junge). — **60.** W. v. Schulenburg, Wend. Volkssagen 1880 S. 122 (Nix und 7 Bären; Mühle bei Burg). — **61.** W. v. Schulenburg, Wend. Volkstum 1882 S. 59 (Hodernyks und Bär; Mühle in Schleife; 9 Junge). — **62.** Časopis Maćicy serbskeje 1894, 98 (Kuslicks Mühle bei Wittichenau). — **63.** E. Kühn, Der Spreewald 1889 S. 111. — **64.** A. Černy, Mythiske bytosće łužiskich Serbow 1898 p. 278 nr. 135—136. p. 280. — VII. Čechisch aus Glatz, Böhmen und Mähren. **65.** J. Kubín, Povídky kladské 1909 1, 53 nr. 24 'Wassermann in der Mühle' (Komödiant mit Bär; 9 Junge). —

66. Kubín 1, 129 nr. 66 'Wassermann in der Mühle' (Bär und Affen). — **67.** Český Lid 5, 73 — **68.** F. A. Sedláček, Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge 1878 p. 76. — **69.** Sedláček, Volksmärchen und Sagen aus Groß-Meseritsch und Jglau 1879 1, 30. — VIII. Polnisch. **70.** Kühnau, Schles. Sagen 2, 305 nr. 927, 6 = Mitt. der Schles. Ges. 10, 57 (Wassermann und zwei Bären. Mittelmühle bei Sohrau). — **71.** Wisła 12, 177.

IX. Finnisch. **72.** Aarne, Finnische Märchenvarianten nr. 1161 (FFC 5, 111) 'Der Bärenführer und sein Bär'. Krohn, Suomalaisa Kansansatuja 1, 404. — X. Estnisch. **73.** Aarne, Estnische Märchenvarianten nr 1161 (FFC 25, 76) 'Der Bärenführer und sein Bär'. — **74.** M. J. Eisen, Hans ja wanapagan[4] 1920 p. 66 nr. 61 'Kõtt' (der Teufel Wanapagan neckt die angebliche Katze, die sein Knecht Hans in die Riege, d. h. Scheune mitgebracht hat, durch Zuwerfen von Rüben und Kohlschnitzen und wird vom Bären zum Fenster hinausgejagt; er fragt am dritten Tage, ob die Katze noch da sei). — **75.** Eisen, Koerakoonlased 1895 p. 39 'Die Hundsköpfe in der Riege von Oru' (Bärenführer mit Bär). — **76** Eisen, Rahwa-raamat 5, 38 nr. 17 (1895) 'Die Bärenführer' (Bär zerreißt die in der Badstube tafelnden gespenstischen Männer in deutschen Röcken; zwei Junge). — **77.** Kallas, Verh. d. Estn. Ges. 20, 193 nr. 70 'Der Gehörnte und der Bär'.

Berlin. Johannes Bolte.

Der Mann mit der Ziege, dem Wolf und dem Kohlkopf.

In der Geschichte der Märchenwanderungen bildet der Übergang von Erzählungen der alten Kulturvölker zu den sogenannten Wilden ein besonders interessantes Kapitel. Wie Neger und Indianer europäische Stoffe auffassen und umformen, ist wiederholt beobachtet worden[1]); noch jüngst hat Miß E. C. Parsons (Zs. f. Ethnologie 54, 1) gezeigt, wie aus einem in Europa ganz vereinzelt auftretenden Motiv der magischen Flucht[2]) (in einem spanischen Märchen klettert der verfolgte Held auf einen Orangenbaum, den der Riese schüttelt, bis drei Hunde zu Hilfe eilen) sich in Afrika und Amerika eine breit ausgeschmückte 'Flucht auf den Baum' entwickelt hat. — In diesen Zusammenhang gehören auch einige afrikanische Varianten zu einer bereits früher (oben 13, 95. 311) besprochenen Rätselaufgabe, die einst Karls des Großen gelehrter Freund Alcuin (Mignes Patrol. lat. 101, 1149) seinen Schülern zur Schärfung des Verstandes vorlegte: Ein Mann soll einen Wolf, eine Ziege und ein Kohlbündel über einen Fluß setzen in einem Nachen, der außer ihm nur einen der drei Gegenstände aufnehmen kann (quae duos tantum ex ipsis ferre valebat), ohne daß die Ziege den Kohl oder der Wolf die Ziege frißt. Es bieten sich zwei Lösungen[3]): entweder schafft der Mann

1. die Ziege hinüber,	oder	1. die Ziege hinüber,
2. den Wolf hinüber und die Ziege zurück,		2. den Kohl hinüber und die Ziege zurück,
3. den Kohl hinüber,		3. den Wolf hinüber,
4. die Ziege hinüber		4. die Ziege hinüber.

Alcuin gibt nur die erste Lösung[4]); die zweite findet sich in einem Hexameter des 12. Jahrh. (oben 13, 95): 'It capra, fertur olus, redit hec, lupus it, capra transit', ferner bei dem französischen Mathematiker Nicolas Chuquet in einem hsl. Anhange zu seinem Triparty 1484 (A. Marre, Bull. di bibliografia delle scienze matematiche 14, 459 nr. 163. Roma 1881. Cantor, Gesch. der Mathematik 2², 359) und bei dem Italiener Nic. Tartaglia, General trattato di numeri et misure 1556 1, 257 (l. 16, 141). — Zu den früher nachgewiesenen deutschen, friesischen, dänischen, französischen und italienischen Fassungen aus neuerer Zeit füge ich noch: Odilo Schreger, Zeit-

---

1) Vgl. z. B. Roméro, Contos pop. do Brazil 1885. Oben 16, 156. Folklore 2, 130. Journal of american folklore 26, 64. 81. 292. 29, 301. 330. 409. 31, 216. 32, 185. 33, 47. Parsons, Folk-tales of Andros Island 1918. Jekyll, Jamaican song and story 1907. Anthropos 2, 376.

2) Biblioteca de las trad. pop. esp. 10, 249. Zu den afrikanischen Varianten füge ich Westermann, Die Kpelle p. 491. Zur magischen Flucht vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 140, zu den drei Hunden des Drachentöters ebd 1, 533. 547.

3) W. Ahrens, Mathematische Unterhaltungen 1², 1 f. (1910).

4) Eine Variante bietet, wie mir Paul v. Winterfeld 1903 mitteilte, die Wiener Hs. 891, Bl. 4b nr. 17.

vertreiber 1753 p. 170 = Schreger, Studiosus jovialis 1755 p. 557. F. Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge 1901 S. 51. Niedersachsen 19, 503 (1914). Walpoliana 2, 19 nr. 31 'Riddle'. Orain, Contes du pays Gallo 1904 p. 208 'Jean l'Hébété'. Das oben 13, 96 erwähnte spanische Gedicht von dem schlauen Mädchen, das dem mit vielen Dingen bepackten Burschen zu raten weiß, geht auf Calderon[5]) zurück, der in seinem Lustspiel 'Peor està que estaba' III, 11 Camacho diesen Schwank erzählen läßt: 'Oye un cuento. Llevando un dia un villano una soga y una estaca' . . .

In Afrika hat dies Rätsel verschiedene Veränderungen erlitten. Mir liegen vor A) ein Rätsel der Tigre bei E. Littmann. Publications of the Princeton Expedition to Abyssinia 2, 40 nr. 29 'A tale resembling a riddle' (1910); B) G. Lademann, Tierfabeln und andere Erzählungen in Suaheli 1910 S. 77 nr. 34 'Geschichte vom Sultan Mnyanya'; C) D. Westermann, Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia 1921 S. 445 nr. 54 'Wie Tigerkatze, Huhn und Reis über den Fluß gesetzt wurden'; D) L. Frobenius, Atlantis 1: Volksmärchen der Kabylen 1921, S. 246 nr. 45 'Hinübertragen'. — Zunächst ist in drei Fällen (BCD) das Rätsel in eine ausführliche Erzählung verwandelt;[6]) zu B stellt der Sultan dem Burschen, der ihm 1000 Denare nicht bezahlen will, dafür jene Aufgabe, in C will der König Tokolo die Klugheit des Freiers seiner Tochter auf diese Weise erproben. An Stelle von Wolf, Ziege, Kohl sind AB Leopard, Ziege, Blätter, in C Gepard, Huhn, Reis, in D Schakal, Ziege, Heubündel getreten. Die Lösung der Aufgabe entspricht in A der Alcuins. In B scheint ursprünglich die zweite Lösung vorgelegen zu haben; der Text ist aber durch einen Irrtum, sei es des Erzählers oder des Aufzeichners, entstellt, indem die beiden ersten Fahrten in eine zusammengezogen werden: „Dann lud er die Ziege und die Blätter in das Boot bis zum andern Ufer und legte dort die Blätter nieder.“ In C wird mit breiter Umständlichkeit auf $3^1/_2$ großen Seiten beschrieben, wie das Unternehmen dem Burschen dreimal mißglückt: zweimal frißt der Gepard das Huhn, einmal das Huhn den Reis; nachdem er das Verlorengegangene ersetzt hat, gelingt ihm endlich die Sache; er läßt den Gepard und den Reis zurück, bringt das Huhn über den Fluß und bindet es an, setzt dann mit Gepard und Reis über und bringt beides dem Könige, zuletzt auch das Huhn. Es ist also die Bedingung, jedesmal nur einen Gegenstand ins Boot aufzunehmen, hier fallen gelassen. Noch leichter ist im Kabylenmärchen D die Aufgabe geworden. Vom Übersetzen in einem Kahn ist überhaupt nicht die Rede, weil vermutlich dem Gebirgsbewohner die Anschauung schiffbarer Flüsse mangelt; vielmehr schreitet der Mann durch das Wasser, das ihm nur bis zu den Knien reicht. Da er nun die Tiere tragen muß, nimmt er den Schakal unter den einen, und die Ziege unter den andern Arm, bindet drüben den Schakal an, trägt die Ziege wieder zurück und schreitet das zweitemal mit ihr und dem Heubündel hinüber. Nachher muß er sich von einem Zuschauer tadeln lassen, daß er die Ziege dreimal getragen habe, statt zuerst Schakal und Heu hinüberzutragen.

Wir sehen also, daß mindestens in zwei Fällen (CD) die erschwerenden Bedingungen der Flußüberschreitung vereinfacht sind. Wenn dies nicht für eine hohe Intelligenz dieser afrikanischen Erzähler zeugt, so haben sie dafür doch Anpassung an das heimatliche Milieu und größere Anschaulichkeit des Vorganges erreicht. Daß die abessinische Fassung A der europäischen Quelle am nächsten steht, findet auch darin eine Stütze, daß die darauf folgende Nr. 30 ebenfalls eine Rätselaufgabe Alcuins (Migne 101, 1149 nr. 17) von der Überfahrt dreier Ehepaare reproduziert.[7])

Berlin. Johannes Bolte.

---

5) Calderon, Comedias 1, 106c ed. Hartzenbusch = Schauspiele übersetzt von E. v. d. Malsburg 1, 334 (1819).

6) Auch einige europäische Fassungen (dänisch, französisch, ital.) kleiden den Stoff in erzählende Form, doch ohne Hinzufügung von Nebenumständen.

7) Vgl. Ahrens, Mathemat. Unterhaltungen 1^2, 4. H. Hagen, Antike und mittelalterliche Rätselpoesie 1869 S. 31. Riese, Anthologia latina 2, XLIII. — Die Aufgabe nr. 28 bei Littmann, neun Kameelslasten von 1 bis 9 Kleidern unter drei Frauen zu verteilen, beruht auf der Anordnung des magischen Quadrats (Ahrens 2^2, 4).

Berichte und Besprechungen.

Neue Sammlungen von Volkstänzen.

Raimund Zoder, Altösterreichische Volkstänze, gesammelt. Wien, Österreich. Schulbücherverlag 1922. 27 S. und Notenheft für 1. und 2. Geige und Gitarre. 11, 9, 19 S. — W. Stahl, Niederdeutsche Volkstänze, im Auftrag des Schleswig-Holstein. Volkslied-Ausschusses hsg. Hamburg, P. Hartung 1921. 40 S. Q.-8°. — Elfriede Cario, Alte und neue Volkstänze, Klaviersatz von Lotte Schulz, Bildschmuck von H. Giesecke. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1922. 60 S. Q.-8°. — Unter der Linde, Tanzspiele und Volksweisen, gespielt und gesungen von der 'Neuen Schar' in Thüringen. Weimar, A. Duncker 1922. 63 S. 16°. — Max Tepp, Fidelfumfei. neue Volkstänze nach Volksweisen und plattdeutschen Reimen. 2. Aufl. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1921. 47 S. - M. Tepp, Die Tanzbuben, 2. Aufl. ebd. 1922. 47 S. — E. Engelhardt, Schwedische Volkstänze, übertragen und hsg ebd. 1922. 40 S. — Alice Hirschfeld, Tanzt in einem Kreise, Nordische Singtänze, gesammelt. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1922. 42 S.

Die große Zahl der in den letzten Jahren erschienenen Tanzsammlungen, aus denen wir hier einige herausgreifen, zeigt, daß sich in unserer Jugend eine erfreuliche Sehnsucht nach dem heimischen Volkstum regt. Wer jüngst einem Münchener Volksfest oder einem der 1921—22 im Berliner Zoologischen Garten veranstalteten Trachtenfeste der vereinigten bayerischen, badischen und schlesischen Vereine beiwohnte, der mußte erkennen, wieviel mehr urwüchsige Natur, Kraft und Anmut hier zu schauen war als in der müden Überkultur modischer, z. T. englischer und amerikanischer Gesellschaftstänze. Längst haben in den Mädchenschulen Gertrud Meyer und Minna Radczwill in verdienstlicher Weise für die Einführung volksmäßiger Reigen, Sing- und Tanzspiele gewirkt, und Wandervögel und Heimatschutzvereine haben diese Bestrebungen fortgesetzt, oft im Anschluß an die Dänen und Schweden, bei denen sich vielfach die Studentenvereinigungen lebhaft der alten Volkstänze angenommen haben. Es ist durchaus natürlich, daß sich der wissenschaftlichen Erforschung der vorhandenen Volkstänze alsbald eine andere Richtung zur Seite stellte, welcher das praktische Bedürfnis und das Trachten nach neuen Formen das Wichtigste war. Unter den oben genannten Büchern gehören die von Zoder, der sich schon oben 21, 382 erfolgreich mit der schwierigen Aufgabe, die Tanzbewegungen schriftlich festzuhalten, beschäftigt hat, und von Stahl der ersten Klasse an. Der Wiener Zoder bietet zehn alte Tänze aus den österreichischen Alpenländern, darunter die Schusterpolka, den Polstertanz und die sieben Sprünge, in gewissenhafter Ausnutzung der Literatur und mit sorgsamer Beschreibung. Des Lübeckers Stahl Sammlung von 45 niederdeutschen Volkstänzen tritt gleichwertig neben die früheren von Wossidlo und Kück (oben 11, 112. 12, 358. 22, 407) und interessiert uns durch den Nachweis, wie das Volk die französische Form des Contretanzes übernommen und umgeformt hat; zu diesen 'großen Bunten', die von vier Paaren, und den 'kleinen Bunten' die von zwei Paaren getanzt werden, singt man bestimmte Texte wie 'Kiekbusch ik seh di', den 'Großvater', den 'Bohnenpott'; zugleich sind der Schustertanz, der Siebensprung und andre hier ebenso bekannt wie in Oberdeutschland. Anders geht Frl Cario, Lehrerin an der Berliner Hochschule für Leibesübungen, zu Werke. Sie entlehnt 30 alte und neuere Lieder und Weisen aus dem 'Zupfgeigenhansl', während die Tanzfiguren dazu von ihr und den ihr nahestehenden Tanzgemeinschaften geschaffen und ausgeprobt wurden. Sie betont, daß die Tänze in erster Linie für die Tanzenden, nicht für die Schauenden da sind und ihren besten Reiz verlieren, wenn der Eindruck des Eingeübten den der Tanzlust überwiegt. Soweit man nach der Beschreibung urteilen kann, wirken diese Neuschöpfungen geschmackvoll und mannigfaltig. Ähnliche Wege wandelt die 'Neue Schar', die ihren 28 für Lautenbegleitung gesetzten Volksliedern ebenso viele Tanzspiele beifügt. Noch weiter schreitet Tepp vor, der nicht nur die Bewegungen der Tänzer erfindet, sondern mehrfach auch zu alten Melodien (z. B. aus Bachs Hochzeitskantate) oder zu schwedischen Tanzweisen eigene niederdeutsche Reimtexte dichtet. Genauer als Tepp geben Engelhardt und Frl. Hirschfeld die Texte schwedischer Tanzlieder wieder; ersterer übersetzt 18 Nummern nicht ungeschickt, doch ohne Quellenangabe, letztere gibt fast doppelt so viele, mit sorgsamen Nachweisen, aber oft in etwas schwerfälligem Ausdruck; die Tanzbeschreibung folgt bei beiden dem schwedischen Vorbilde. J. Bolte.

Ernst Samter, Volkskunde im altsprachlichen Unterricht. Ein Handbuch. 1. Teil: Homer. Berlin, Weidmann 1923. VIII, 185 S. Grundz. 2,40 *M.*

Seit langen Jahren kämpft und wirkt Samter in Wort und Schrift (vgl. 'Kulturunterricht' 1918 und 'Deutsche Kultur im lateinischen und griechischen Unterricht' 1920), vor allem aber in der Alltagsarbeit des Schulmannes für eine volkskundliche Durchdringung des Unterrichts an den höheren Schulen Lange bevor, wie es heute geschieht, ausführliche Lehrplanentwürfe aufgestellt wurden, die diesem Ziele dienen sollen, hat er, besonders im altsprachlichen Unterricht, immer neue Proben gegeben, wie das volkskundliche Interesse und Wissen der Schüler angeregt und bereichert werden kann und damit nicht nur das Bild der Antike belebt, sondern auch nicht zuletzt der Sinn für das eigne Volkstum in allen seinen Äußerungen gestärkt wird. Man kann leider heute noch nicht sagen, daß auf unseren höheren Schulen ein 'Kulturunterricht' in diesem Sinne allgemein betrieben wird. Es liegt dies weniger an mangelndem Interesse für die Volkskunde bei Lehrern und Schülern, als an der meist sehr dürftigen Kenntnis der wichtigsten volkskundlichen Grundtatsachen und Hauptquellen, ohne die eine über gelegentliche Aperçus hinausgehende Verwendung der Volkskunde im Unterricht eben nicht möglich ist. Und ob die wenigen Mutigen, die sich heute noch zum Studium der alten Sprachen und zum höheren Lehramt entschließen, auf der Universität Muße finden werden, sich systematisch mit Volkskunde zu beschäftigen, ist nur zu zweifelhaft, zumal nicht jede Universität dazu Anregung bietet und gerade in dem wissenschaftlichen Mittelpunkte Deutschlands die auch auf diesem Gebiete anfeuernde und werbende Stimme von Hermann Diels verstummt ist. Daß dieser Unvergeßliche mittelbar auch zu der vorliegenden Schrift Samters die Anregung gegeben hat, ist bei einem so engen Meister- und Jüngerverhältnis, wie es zwischen beiden bestand, selbstverständlich. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er ihren Abschluß nicht mehr erlebt hat, denn ohne Zweifel hätte er seine uneingeschränkte Freude daran gehabt.

Besäßen wir für die Antike so reichhaltige und zuverläßige Handbücher wie etwa Wuttke-Meyer oder Sartori, so wäre den Lehrern der alten Sprachen, die den Wert, ja die Unerläßlichkeit volkskundlicher Belehrung erkannt haben, die Arbeit wesentlich erleichtert. In die Lücke, die auf diesem Gebiete der Altertumskunde immer noch klafft, hat Samter mit frischem Mut sein Buch gestellt, um wenigstens einen Stein zu ihrer Ausfüllung beizutragen und dem dringendsten Bedürfnis abzuhelfen. Er hat zunächst alle Stellen aus Homer, die volkskundliche Erklärung erheischen, in 35 zusammenhängenden Kapiteln behandelt, von denen, um ein Bild zu geben, ein paar Überschriften genannt seien: Märchenmotive in der Odyssee, Krankheiten durch Dämonen verursacht, Niesen, Daimonios, Verbot des Umsehens, Rote Farbe und Haaropfer bei der Bestattung, Leichenspiele, Verstümmelung der Leiche. Er stellt jedesmal zunächst die entsprechenden Homerstellen zusammen und verweist dann auf Parallelen in der übrigen antiken Literatur mit Bevorzugung solcher Stellen, die den Schülern bereits bekannt sind. Zur Erklärung der oft abgeblaßten Vorstellungen, die den Gebräuchen zugrunde liegen, führt er dann Analogien aus anderen Kulturkreisen an mit möglichst starker Heranziehung der jedem Schüler zugänglichen Bibel und deutschen Vergleichsmaterials. Daß außerdem auch die Vorstellungen und Bräuche ferner liegender Völker berücksichtigt werden, wo sie zur Erklärung dienen können, versteht sich von selbst, und wieder hat Samters gründliche Kenntnis der vergleichenden Völkerkunde viele äußerst frappante Entsprechungen aus oft entlegenen Quellen zutage gefördert. Selbstverständlich kann kein Lehrer daran denken, die gesamte, bei aller klugen Auswahl überreiche Fülle dieses Stoffes über seine Schüler zu ergießen, es ist seine Sache, das Passende auszuwählen. Mit wissenschaftlichen Hypothesen soll der Schulunterricht möglichst wenig belastet werden, daher hat sich Samter mit Recht großer Vorsicht und Zurückhaltung befleißigt, und über die Richtigkeit seiner Deutungen wird man nur in verhältnismäßig wenigen Fällen anderer Meinung sein können.

So hat sich der Verfasser um den altsprachlichen Unterricht wie um die Volkskunde ein hohes Verdienst erworben, und wir können nur wünschen, daß ihm die Fortsetzung seines Handbuches, das die gesamten Schulschriftsteller umfassen soll, recht schnell von der Hand gehe und durch äußere Schwierigkeiten möglichst wenig behindert werde.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Notizen.

A. N. Afanas'jev, Russische Volksmärchen und Legenden. Herausgegeben und kommentiert von A. v. Löwis of Menar. 2 Bde. Berlin, J. P. Ladishnikov 1922; 593, 598 S. (in russischer Sprache). — Die grundlegende russische Märchensammlung erscheint hier in einem neuen Gewande. Gekürzt ist der überreiche Variantenapparat der früheren Ausgaben: meist fand nur eine Fassung, die besterzählte, unter jedem Titel Aufnahme. Auch die vergleichenden, sich allzu oft in überlebten mythologischen Ausführungen verlierenden Anmerkungen sind fortgelassen. Dafür bringt der 2. Band knapp gefaßte Hinweise auf die Kommentare von Bolte und Polívka zu den Grimmschen Märchen, auf Aarnes Kataloge und die wichtigste russische Literatur. Auch manchem deutschen Leser wird dadurch die Benutzung dieser reichhaltigsten russischen Märchensammlung erleichtert worden sein.

W. Anderson, Kaiser und Abt, die Geschichte eines Schwanks. Helsinki 1923. VI, 449 S. (FF Communications 42). — 1916 erschien in den Denkschriften der Kasaner Universität in russischer Sprache der 1. Band von Andersons ausführlicher Untersuchung über das Märchen vom Kaiser und Abt, die literarischen Fassungen enthaltend. Da die Fortsetzung unter den jetzigen Verhältnissen nicht gedruckt werden kann, drängt der inzwischen nach Dorpat berufene Vf. die 595 literarischen und mündlichen Varianten auf ein 75 Seiten einnehmendes Verzeichnis zusammen, zu dem auf S. 426 noch eine praktisch eingerichtete 'Variantentafel' hinzukommt, und gibt unverkürzt nur die musterhaft geführte Untersuchung über Ursprung und Geschichte des Stoffes. Er bespricht die drei handelnden Personen, die gestellten Fragen (im ganzen 16), den Anlaß zur Fragestellung, das Ergebnis, Lokal, historische Persönlichkeiten usw., überall das Verbreitungsgebiet, die Verteilung nach Nationalitäten übersichtlich und in Prozentsätzen berechnend. Es ergeben sich 18 verschiedene Redaktionen, deren älteste vor 850 in einer jüdischen Gemeinde Ägyptens entstanden und um 1200 nach Westeuropa gelangt ist; 'Umwälzungen' dieser Urform fanden besonders statt im 14. Jahrh., wo der gefragte Höfling durch einen Geistlichen ersetzt ward, um 1500, wo die Frage 'Was denke ich' an Stelle der früheren 'Was tut Gott' tritt, und um 1700, wo die Inschrift 'Ich habe keine Sorgen' den Anlaß der Fragen gibt. Auch die Kontamination mit andern Erzählungen, der Einfluß der schriftlichen Fassungen auf die mündlichen wird berücksichtigt. Von besonderer Wichtigkeit für die Märchenforschung aber sind die letzten Abschnitte über die Selbstberichtigung der Volkserzählungen, die indes Umwälzungen des Inhaltes nicht ausschließen, über die Verbreitungswege und andre allgemeine Beobachtungen. — (J. B.)

Otto Andersson, Folkvisa och folkmusik i Svenskfinland. Helsingfors 1922. 31 S. 4° (Svenska Finland 2, Heft 8—9). — Mit rühmlichem Eifer haben die Schweden Finnlands die von Rancken in Höijer ins Leben gerufene Sammlung ihrer Volkslieder fortgesetzt, so daß jetzt über 8000 Lieder, z. T. mit den Melodien, im Archiv der Literaturgesellschaft der Ausgabe harren. Für die Pflege der Tanzweisen des Volkes wirkt der 1906 gegründete Orchesterverein Brage, der die Ziehharmonika wieder zurückgedrängt hat. Proben von Melodien und Bildnisse von Sängern und Spielleuten sind dem anschaulichen Berichte Anderssons beigegeben. — (J. B.)

Eduard Arens, Aberglaube an Gräbern. (Zu Cicero, Cat. mai. 7,21). Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 25, 453 (1922). — Zu dem an der genannten Cicerostelle angeführten Aberglauben, daß man durch das Lesen von Grabschriften das Gedächtnis verliere, wird ein rabbinisches Zeugnis, zwar nicht aus der Urquelle, sondern aus H. Freimuth, Aachens Dichter und Prosaisten 3, 491, beigebracht. Parallelen aus deutschem und anderem Aberglauben, die der Vf. vermißt, ließen sich leicht in großer Zahl zusammenstellen. — (F. B.)

Ernst Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. 2. neubearb. Auflage (Sammlung Göschen Nr. 270). Berlin, de Gruyter 1920. 174 S. — Jedem Historiker unentbehrlich ist Bernheims 'Lehrbuch der historischen Methode', mit dem sich der Inhalt des vorliegenden Bändchens vielfach berührt. Ebenso wie dort wird auch hier auf die Wichtigkeit volkskundlicher Quellen, wie Sage, Legende, Lied, Sprichwort, und ihre Charakteristika ausführlich eingegangen; eine Mahnung für jeden angehenden Geschichtsforscher und -lehrer, dies Gebiet nicht zu vernachlässigen. — (F. B.)

E. Bethe, Märchen, Sage, Mythus. Leipzig, Quelle & Meyer (1922). XI, 132 S. kl.-8°. — Der zuerst 1905 in den Hessischen Blättern für Volkskunde erschienene anschauliche und warmherzige Vortrag zeigt an gutgewählten Beispielen das Wesen des Mythus (primitive Philosophie, Versuche der Erklärung von Leben und Tod, Schicksal und Natur, Götterkulten), der Sage (primitive Geschichte, volkstümliche Überlieferung von eindrucksvollen Menschen und Ereignissen, dichterisch ausgestaltet) und des Märchens, das reine Poesie zum Zwecke der Unterhaltung ist und mit jenen beiden in Wechselbeziehungen steht. Die angehängten Literaturnachweise, die hier und da die neuere Literatur berücksichtigen, enthalten leider manche störende Druckfehler. — (J. B.)

M. Birkenbihl, Nordische Volksmärchen, der deutschen Jugend wiedererzählt. Mit 16 Bildern von F. Stassen. Braunschweig, G. Westermann 1921. 241 S. 35 Mk. (Lebensbücher der Jugend 43). — Von den 18 Stücken des Bandes, über dessen Quellen der Herausgeber schweigt, sind 10 den dänischen Märchensammlungen Grundtvigs, 5 denen von Berntsen nacherzählt; je eins entstammt dem schwedischen Werke von Cavallius und Stephens und dem norwegischen von Asbjörnsen und Moe. Das hübsch illustrierte Buch wird als Weihnachtsgabe vielen deutschen Kindern Freude bereiten. — (J. B.)

O. Bürger, Die Robinson-Insel, eine wahrhaftige Reise ins Land von Robinson Crusoe, mit 12 Bildern und 1 Karte. 2. Aufl Leipzig, Dieterich 1922. 104 S. — Ein deutscher Naturforscher, der 1901 mehrere Monate auf der durch Defoes Erzählung berühmt gewordenen Insel Juan Fernandez zubrachte, schildert anschaulich deren bunte Vergangenheit, wie das kleine Eiland um 1570 von einem Genossen Pizarros entdeckt, im folgenden Jahrhundert von Piraten zum Schlupfwinkel erkoren, 1704–7 einem freiwilligen Einsiedler, dem schottischen Matrosen Alexander Selkirk, als Aufenthalt diente, zeitweilig ganz verlassen und später zu einer Verbrecherkolonie herabgewürdigt wurde usw. Wir erfahren auch, wie die üppig entwickelte Pflanzen- und Tierwelt sich unter dem Einfluß der Einwanderer außerordentlich veränderte. — (J. B.)

Lia Calmann, Altrussische Heiligenlegenden. Auswahl und Übertragung. Mit 16 Abb. München-Berlin, Hyperion-Verlag 1922. 125 S. 4°. — Ein seit langem vernachlässigter Zweig der älteren russischen volkstümlichen Literatur wird hier in annehmbarer Auswahl und Übersetzung vorgeführt Die 22 Stücke, Apokryphen und Legenden, sind der bekannten Sammlung des Grafen Kušelev-Bezbowdko, Pam'atniki starinnoj russkoj literatury 1–4, St. Petersburg 1860–62 [im folgenden K-B zitiert] entnommen. Die Arbeiten Tichonravovs, Srezn'evskijs, Porfir'jevs u. a. blieben leider unberücksichtigt. Die Auswahl bringt daher fast nur die Übersetzung von Texten des 16. und 17. Jh. und läßt so charakteristische Erzählungen vermissen, wie die Salomosagen, den Disput zwischen Christus und dem Teufel, Apostelgeschichten, die Legende von den 12 Freitagen u. a. mehr. Die Übersetzung ist nicht wörtlich genau und nicht immer richtig, wenn auch frei von gröberen Fehlern. L. Calmann hat sich die Freiheit genommen, Lücken auszufüllen, abrundende Zusätze aus anderen Stücken zu machen (bes. S. 19), Kürzungen vorzunehmen und präzise Angaben durch allgemeine zu ersetzen. Freilich wollte sie mit dieser Übertragung nicht wissenschaftlichen, sondern künstlerischen Zwecken dienen, und das ist ihr auch gelungen. Die archaisierende Sprache trifft den Ton der Legenden nicht übel, und das stimmungsmäßig Russische kommt gut zum Ausdruck. Das Bildermaterial bringt byzantinische und russische Tafeln und dürfte in der Hauptsache dem bekannten kunstgeschichtlichen Werke Grabars (russ.) entnommen sein. Die Ausstattung des Bandes ist zu loben, doch stören den Leser außer nicht wenigen Druckfehlern die falschen Seitenzahlen des Inhaltsverzeichnisses, die durchweg um 4 erhöht werden müssen. — Die ausgewählten Stücke sind: 1. Die Adamslegende = K-B 3, 4—7. Vgl. Jagić, Denkschr. d. Wiener Ak., phil.-hist. Kl. XLII, 1893, 1ff.; Kautzsch, Die Apokryphen und Pseudoepigraphen II, 506—528. Vertrag Adams mit dem Teufel: Dähnhardt, Natursagen 1, 139f. 226ff. Loth als 'reuiger Sünder': R. Köhler, Kl. Schr. 1, 403f.; Polívka, Afsl Ph. 21, 29 zu Hnatjuk Nr. 47; Afanas'jev, Legenden Nr. 28. — 2. Vom Baum des Kreuzes = K-B 3, 7—8. Veselovskij, Razyskanija X (russ.). Zum Wettsäen: Dähnhardt 1, Kap. 1 u. 4. Sibylle und Kreuzesholz: W. Hertz, Ges. Abh. 436ff. — 3. Vom Haupte Adams = K-B 3, 8. Die eigenartige Vorstellung, daß Salomos Diener auf der Jagd sich samt Roß und Falken in einer Höhle verbirgt, findet sich ähnlich als ein Abenteuer Thors in der Gylfaginning c. 44 (ed. F. Jónsson) und bemerkenswerterweise auch in drei osetischen Nartensagen des Kaukasus: Vs. Müller, Oset. et'udy 1, 59f. 137; Sbornik materialov dl'a opis. městn. i. plem. Kavk. 7, 2, 16. Diese nordisch-russisch-kaukasische Berührung ist nur eine unter vielen und zeigt, wie notwendig es wäre, auf dem von Axel Olrik (Om Ragnarok II) eingeschlagenen Wege der Untersuchung nordischer und iranischer Mythen und Sagen fortzuschreiten. — 4. Die Wanderung der Mutter Gottes durch die Höllenqualen = K-B 3, 118–123. Diese schöne danteske Apokryphe verdiente eine erneute eingehende Untersuchung. Russische Literatur bei Pypin, Ist. russk. Literat. 1, 477. 480. — 5. Der Mutter Gottes Traum = K-B 3, 125–7. Ein 'Himmelsbrief', der den Träger vor allem Unheil bewahrt. Afsl Ph. 11, 628—630. — 6. Kolloquium der drei Kirchenväter = K-B 3, 169 bis 171. Die berühmteste der russ. Apokryphen, deren Quellen wohl in den byzantinischen Fragespielkompilationen des 7. Jh. zu suchen sind. Das 'Kolloquium' besteht aus Fragen, die teils auf theologisch-scholastischer Weisheit beruhen, teils Rätselfragen mit gelegentlich humoristischem Einschlag darstellen und wohl noch heute in der Kinderwelt im Schwange sind: 'Wer war der erste Schneider?' u. dgl. — 7. Fürst Peter von Murom und Fevronia = K-B 1, 34–9. Überliefert ist diese märchenhafte Legende nur in Abschriften des 16. Jh. und in jüngeren, geht aber wahrschein-

lich bis ins 13. Jh. hinauf. Ihr nordisches Gegenstück — hauptsächlich im Thema der rätselhaften Antworten der klugen Jungfrau – findet sich in der Sage von Ragnarr Lodbrók, verfaßt im 13. Jh., Text vom Ende des 14. Jh. Die Verbindung, die L. Calmann zwischen der Legende und dem Heldensagenkreis um Wladimir herstellen will, führt in die Irre: Agrikos Schwert, das dazu bestimmt ist, dem Drachen den Tod zu bringen, leitet hinüber in den Kreis der Märchen vom Typus Koščej (Afanas'jev Nr. 93), dem 'Riesen ohne Seele' (Bolte-Polívka zu KHM 197). — 8. Von Martha und Maria = K-B 1, 58f. Siehe Veselovskij, Razyskanija IV. Ortslegende von einem lebenspendenden Kreuz. — 9. Vom tugendhaften Knecht = K-B 1, 82f. Die verbreitete Erzählung vom Uriasbrief: Bolte-Polívka zu KHM 29; Polívka AfslPh. 35, 518 — 10. Von der sündigen Mutter und 11. Die Höllenqualen der Sünderin = K-B 1, 101 f. und 105f Schilderungen von Höllenqualen. — 12. Vom ermordeten Kindlein = K-B 1, 117f. An den moralisierenden ersten Teil knüpft die Erzählung den verbreiteten Zug von der Krankenheilung durch Kindesblut: Bolte-Polívka zu KHM 6 — 13. Die Legende von der Verbrüderung = K-B 1, 123f. Patenschaft, Verbrüderung zwischen Christus und einem auserwählten Menschen begegnet im Russischen öfter, siehe Afanas'jev, Legendy Nr. 30. — 14. Von der Entstehung des Weinbrands = K-B 1, 137f. Dähnhardt 1, 55. 184f. 258. 261ff. — 15. Vom Polen und dem Priester = K-B 1, 149 Variation über das Thema: der rechtgläubige, aber dem Trunk ergebene Priester ist ein noch größerer Sünder als der heiligtumschändende Ketzer. — 16. Vom wiederbelebten Huhn = K-B 1, 217. R. Köhler, Kl. Schr. 3, 227f. 639ff.; Dähnhardt 2, 51; Sébillot, Folklore de France 3, 251 — 17. Vom Greis, der den Regen herabbeschwor = K-B 1, 77f. Zu den Regenwundern in der Legendenüberlieferung s. H. Günter, Die christliche Legende des Abendlandes, Register (Heidelb. 1910). – 18. Das Gesicht des Küsters Tarasius = K-B 1, 283f. Berichtet von einer Weissagung über das Schicksal Novgorods und mag auf die Schreckenszeit unter Ivan IV. zurückgehen. — 19. Unterhaltung zweier Könige in Jerusalem = K-B 2, 307—308. Veselovskij, Razyskanija IV. Die Fragen stammen größtenteils aus verschiedenen Fassungen des Kolloquiums der drei Kirchenväter, oben Nr. 6. — 20. Geschichte vom König Darianus = K-B 2, 343—344. Eine Parabel über Hochmut und Demütigung, ein philosophisches Seitenstück zu der bekannten Erzählung vom stolzen König Agios. — 21. Vom Blutschänder = K-B 2, 415—417. Hier spielt Andreas, angeblich Bischof von Kreta die Rolle des 'guten Sünders', die sonst meist Gregorius zugeschrieben wird: oben 20, 45—96. 22, 315; Klapper, Erzählungen des Ma. Nr. 79; Dobrovol'skij, Smolenskij etnograf. sbornik 1, 269ff. Nr. 34 35 (Andreas). — 22. Vom Ritter und vom Tode = K-B 2, 439—440. Die kleine Geschichte wirkt wie der Text zu einem Totentanz und ist auch tatsächlich stark gekürzt auf dem Flugblatt 'Anika voin i smert' (Anika, der Krieger und der Tod so verwendet worden, siehe Rovinskij, Russkija narodnyja kartinki 3, 126—128, 18. Jh.). Das gleiche Thema behandelt die Byline, 'Onika voin', Rybnikov² Nr. 89. 212 (Dobryn'a). 213; Grigor'jev III Nr. 11 (315). 14 (318); Markov Nr. 157 und S. 616. — (A. v. Löwis of Menar).

Catalogus van Folklore in de Koninklijke Bibliotheek. Registers. 's-Gravenhage 1922. 152 S. 8°. — Dem oben 30, 28 angezeigten ausführlichen Kataloge der volkskundlichen Bücher und Zeitschriftenartikel der Haager Bibliothek ist das ebenso sauber und zuverlässig gearbeitete Register gefolgt Es umfaßt in drei Verzeichnissen die Verfasser, die geographischen Namen und, was besonderen Dank verdient, auf S. 107—151 die behandelten Gegenstände. — (J. B.)

Arthur Christensen, Les sots dans la tradition populaire des Persans (Acta orientalia 1, 43—75. 1922). — Aus der mittelalterlichen Literatur Persiens und aus neueren Schwankbüchern übersetzt C. 47 Narrenschwänke, denen er wie in seinen oben 28, 151 besprochenen 'Contes persans' gute vergleichende Anmerkungen beigefügt. Mehrere davon sind ohne Zweifel indischen Ursprungs, einige auch in Europa bekannt. Die Frage, wie weit der griechische Philogelos mit solchen indischen Erzählungen zusammenhängt, will C. nicht entscheiden. Zu Nr. 22 vgl. noch Bolte-Polívka, Märchenanmerkungen 3, 150²; zu Nr. 25 ebd. 3, 275; zu Nr. 31 ebd. 3, 303; zu Nr. 33 ebd 1, 526. — (J. B.)

Reidar Th. Christiansen, Öen med de fem berg. Irske folkeeventyr på norsk. Kristiania, Steenske forlag 1922. 112 S. mit Holzschnitten von V. Carrick. — Die sieben irischen Märchen, die der bewährte Forscher den norwegischen Kindern als Weihnachtsgabe darbietet, sind als Übersetzungen keltischer Originaltexte auch für die vergleichende Volkskunde von Wert. Ganz eigenartig ist im ersten Märchen dargestellt, wie ein Rabe im Auftrage der tückischen Stiefmutter den tatendurstigen Jüngling zu gefährlichen Abenteuern reizt. Das zweite verbindet das Brüdermärchen (Grimm 60) mit dem im Ei verborgenen Leben des Unholds (Gr. 197). Ferner begegnen uns S. 53 die sechs Schwäne (Gr. 49), S. 72 die beiden Königskinder (Gr. 113), S. 91 der Meisterlügner (Gr. 112), S. 106 die beiden Wandrer (Gr. 107). - (J. B.)

Reidar Th Christiansen, Kjaetten paa Dovre, et bidrag til studiet av norske sagn (Videnskapsselskapets Skrifter, hist.-filos. kl. 1922, Nr. 6). Kristiania, Dybwad

1922. 33 S. — Das Märchen von der Katze auf Dovre, dessen Verbreitung in Norwegen hier ausführlich untersucht wird, entspricht dem deutschen Gedicht des 13 Jahrh. vom Schrätel und Wasserbären. Vermutlich gab die Fahrt Auduns, der um 1060 dem dänischen Könige Svein einen Eisbären überbrachte, den Anlaß zu einer dänischen Sage, die sich sowohl nach Deutschland wie nach Skandinavien fortpflanzte und dort umgestaltet wurde (vgl. oben S. 33 ff.). — J. B.

R Th. Christiansen, The norwegian fairy tales, a short summary. Helsinki 1922. 40 S. (FF Communications 46). — Ein Auszug aus dem trefflichen, 1921 erschienenen Märchenkataloge unseres Mitarbeiters: 'Norske eventyr' (oben 30, 84). — (J. B.)

Carl Clemen, Der religionswissenschaftliche Ertrag der Argonautensage. Neue Jahrb. f. d. klassische Altertum 25, 369–377 (1922) — Enthält u. a. Ausführungen über. das Fell im Regenzauber und den Gebrauch, bei magischen Handlungen nur einen Fuß zu bekleiden.

Maria Collin, Bygdeslöjd och forntidskult (aus Sydsvenska dagbladet Snällposten). Lund, Lindstedt 1921. 23 S. – In gemeinverständlicher Weise sucht die Vf. darzulegen, daß die schwedische Volkskunst 'astralisch inspiriert' sei und die Ornamente der Gewebe und Geräte noch die alte Verehrung des Mondes, der Sonne, der Erde und des Wassers widerspiegle: nicht bloß Rad, Kreuz, Stern, sondern auch Ochs, Hirsch, Vogel, Frau, Mann auf den abgebildeten Gegenständen sind alte Symbole. — (J. B.)

H. Commenda, 25 oberösterreichische Volkslieder und Jodler, gesammelt. Satz für Männerstimmen. Linz, F. Steurer 1920. 64 S. kl.-8° (Hoamatklång, oberösterreichische Volksweisen. Aus den Sammelergebnissen des Arbeitsausschusses für das Volkslied in Oberösterreich). – Die von J. Pommer angeregte eifrige Sammlung der österreichischen Volkslieder ist leider infolge des Krieges nicht bis zu den erhofften großen Publikationen gediehen. Um so freudiger begrüßen wir diese von Commenda selber aufgezeichneten und mit Angabe der Herkunft versehenen Lieder, die zugleich als Werbeschrift dienen sollen. — (J. B.)

Franz Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie. (Stoicheia, Studien zur Geschichte des antiken Weltbildes und der griechischen Wissenschaft, hsg. von Franz Boll, Heft VII.) Leipzig und Berlin, Teubner 1922. VI, 177 S. — Ein außerordentlich unwegsames, aus abgelegenen Quellen gespeistes Gebiet des Aberglaubens ist von dem Verfasser mit umfassender Kenntnis und scharfem Urteil behandelt worden. Es handelt sich beim Buchstabenaberglauben um ein aus dem Orient eingeführtes, durch griechische Einflüsse verstärktes pseudowissenschaftliches Gebilde, das, wie bekannt, in seinen Nachwirkungen noch heute als 'gesunkenes Kulturgut' im Volksaberglauben lebt. Zu dem Corpus der sog. 'A-B-C-Denkmäler', die der Vf. anhangsweise zusammengestellt hat, sei noch verwiesen auf die neueste Behandlung von A. Kappelmacher, Wiener Studien 42, 85. — (F. B.)

Sigmund Feist, Die religionsgeschichtliche Bedeutung der ältesten Runeninschriften. Journal of English and Germanic Philology 21, 600—611. Urbana. Illinois 1922. — F. legt den Inschriften auf Grabsteinen und Schmucksteinen, die den Namen des Besitzers angeben, sakrale, mit dem Namenszauber zusammenhängende Bedeutung bei und leitet sie aus orientalischen, besonders durch Ägypten vermittelten Einflüssen her. Seine Vermutungen bewegen sich also in der gleichen Richtung wie die Neckels über die Herkunft Balders und die Bedeutung der Figuren auf dem Goldhorn von Gallehus. — (F. B.)

F. Feldigl, Denkmäler der Oberammergauer Passionsliteratur. Erste Ausgabe des Oberammergauer Passionstextes von 1811 nach der erst 1919 aufgefundenen authentischen Handschrift des Dr. Pater Othmar Weis und genaue Feststellung des Wortlautes des ebenfalls aufgefundenen Original-Passionstextes von 1815, mit einer Einführung in die Literaturgeschichte des Oberammergauer Passionsspieles und zahlreichen Textproben örtlicher und verwandter Passionsspiele. Oberammergau, H. Uhlschmid 1922. 320 S. 8°. — Die Aufführung des berühmten Oberammergauer Passionsspieles, die im vergangenen Sommer nach zwölfjähriger Pause stattfand, hat wiederum den Blick der Forscher auf die Jahrhunderte lange Entwicklung des Spieles zurückgelenkt. Der heutige Text (Prosa mit eingelegten Verserklärungen der lebenden Bilder) ist bekanntlich von dem Pfarrer J. A. Daisenberger auf Grund eines 1810 von P. Othmar Weis verfaßten Dramas bearbeitet Das Verhältnis beider Fassungen hat 1910 O. Mausser sorgsam in einem Abdrucke des Weisschen Textes (vgl. oben 20, 446) dargelegt. Leider aber stand ihm von diesem nur eine Abschrift der Überarbeitung von 1815 zur Verfügung. Erst Feldigl, der als Lehrer in Oberammergau seit Jahrzehnten in Beziehung zu den Passionsaufführungen steht, hatte das Glück, die Autographa von 1810 (aufgeführt 1811) und 1815 in Fürstenfeldbruck und Jesenwang zu entdecken; er gibt ersteres in genauem Abdruck auf S. 145–257 wieder und füllt damit eine Lücke der Überlieferung aus. Ferner bietet er eine Übersicht über die Literatur (S. 5–93), Textproben aus den älteren Passionsspielen (S. 97–143) und den

neueren Dichtungen seit 1825 (S. 279—318). Dankbar wird man den großen Sammelfleiß des Vf., der über die in Oberammergau wirkenden Persönlichkeiten manches aus eigner Erfahrung mitteilt und auf die Aufführungen in Höritz, Selzach, Erl, Brixlegg, Waal hinweist, anerkennen; aber nicht immer ist der Stoff bewältigt, oft drängen sich die Literaturangaben allzu störend in den Text, und Druckfehler sind nicht ganz selten. Übersehen ist z. B. auf S. 30. 105, daß von der Weilheimer Passion J. Aelbls bereits eine Donaueschinger Hs. von 1600 existiert (Zs. f. dt. Altertum 32, 5) und daß Seb. Wilds Tragödie durch den Christus redivivus des Nic. Grimaldus beeinflußt wurde (Archiv f. neuere Sprachen 105, 1); falsch gedeutet werden (S. 109) die Worte des Hans Sachs über die ungleichen Kinder Evä (s. Bolte-Polívka, Märchenanmerkungen 3, 314), und die Behauptung, schon im 12. Jahrhundert hätten die Oberammergauer die Passion gespielt (S. 31), ist mindestens sehr fraglich. Indes sollen diese Ausstellungen die Freude an dem stattlichen Bande keinem Leser verkümmern. — (J. B.)

Folkloristiska och etnografiska studier 1—3. Helsingfors 1916, 1917, 1923. 316, 224, 246 S. (Skrifter utg. af Svenska litteratursällskapet i Finland 128, 135, 165). — Enthält 1, 1 E. Lagus, Ein Blick rückwärts und vorwärts. 20 V. W. Forsblom, Bauernhäuser in Südostbothnien (illustr.). 132 J. O. Wegelius & K. R. V. Wikman, Abergläubische Vorstellungen und Bräuche bei der Weihnachtsfeier. 163 G. Landtman, Volksglaube und Zauberei im schwedischen Finnland. 171 V. Solstrand, Über die Bezeichnungen Sprichwort und Redensart. 186 O. Hackman, Die Märchen und ihre Einteilung. 195 G. Nikander, Fruchtbarkeitsbräuche bei den Jahresfesten bei den Schweden Finnlands. 2, 1. K. R. V. Wikman, Tabu- und Unreinheitsbegriff im nordgermanischen Volksglauben über das Geschlecht. 63 V. W. Forsblom, Schulzenstäbe in Südostbothnien (illustr.). 75 Windfahnen. 87 K. R. V. Wikman, Volkssitten bei Festen. 96 V. W. Forsblom, Volksvorstellungen im schwedischen Ostbothnien. 113 Von der Mar und dem Mar-ritt im ostbothnischen Volksglauben. 131 K. P. Petterson & V. Solstrand, Bauerngeräte in Nagu (illustr.). 198 K. R. V. Wikman, Katalog des volkskundlichen Archivs der schwedischen Literaturgesellschaft in Finnland. — 3, 1 G. Landtman, Die Verwandtschaft und Abstammung des Hauskobolds. 49 S. Ambrosiani, Stahl als Macht- und Schutzmittel. 65 F. Burjang, Die Nachgeburt (Placenta). 89 V. W. Forsblom, Wie man Kinder gegen die Rachitis und Epilepsie (kråsa) schützt (illustriert). 115 E. Kråkström, Magische Bräuche und Vorstellungen in den isländischen Geschlechtssagen. 140 J. Hackman, Das Märchen von der Ernteteilung, zum Kreise des betrogenen Teufels. — 175 J. Tegengren, Fastnachtsbrauch und Glaube in Vörå (illustr.). — 185 K. R. V. Wikman, Volksglaube über Liebe und Ehe (Vorzeichen). — 229 O. Andersson, Plan zur Herausgabe der im Besitz der Schwedischen Literaturgesellschaft befindlichen Volks- und Kinderlieder, Singspiele und Tanzweisen. — (J. B.).

Helene Frenkel, Die indische Frau in Dichtung und Leben. Leipzig, Evang.-luth. Mission 1922. 32 S. — Während im Rigveda die Göttinnen hoch erhoben und im altindischen Epos und Drama edle Frauen wie Damajanti, Savitri, Sakuntala verherrlicht werden, ist seit Jahrhunderten die Frau in rechtlicher und sozialer Hinsicht aufs tiefste erniedrigt. Mädchenmord, Kinderheirat, Witwenverbrennung und Witwenelend dauern trotz den Verboten der Regierung bis in die neuste Zeit fort.

Leo Frobenius, Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, Bd. 2: Volksmärchen der Kabylen, 2. Band: Das Ungeheuerliche. Jena, E. Diederichs 1922, 294 S. mit 3 Bildertafeln. — Atlantis Bd. 6: Spielmannsgeschichten der Sahel, ebd. 1921. 351 S. mit Karte und Bildertafel. — Die Fortsetzung des großartigen Werkes, über das oben 30, 86 ausführlicher berichtet wurde, bringt zunächst den noch ausstehenden Band der Kabylenmärchen. Von den darin enthaltenen Stücken, die namentlich von Riesen (Wuarssen), Hexen (Teriel) und Drachen handeln, gilt, was Chauvin oben 16, 239 über Kunos's türkische Märchen sagte: sie kombinieren einige wenig variierte Motive ins Unendliche. Wir treffen altbekannte Themata wie Polyphem (S. 24), Amor und Psyche (281), das im Ei verborgene Leben (52, 66, 99, 110, 113, 136, 277), das Lebenskraut (88, 170), die treulose Mutter oder Frau (71, 11), die hilfreiche Tochter des Unholds (30), die Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften (62, 68), die nachts Wache haltenden (156, 183) oder nach einem Heilmittel ausgesandten Söhne (13, 183, 121), die beiden Brüder (79, 183), die kunstreichen Brüder (196), Erdmännchen (62, 68), Däumling (210), Hänsel bei der Menschenfresserin (206, 223), Sesam tu dich auf (115), Schwanjungfrau (171, 177), stumme Königstochter (165), Basiles Corvetto (216. Bolte-Polívka 3, 33) und Sappia Licarda (145), das Fablel des deux larrons (48). Von einzelnen Motiven notiere ich das Saugen an der Brust der Unholdin (12, 26, 273), Einmal schlagen (85, 126, 163. R. Köhler, Kl. Schr. 1, 469), Tag und Nacht in Gestalt eines schwarzen Knäuels (185. Oben 26, 317. 27, 68), Wahrsagen aus den Fingernägeln (4, 31, 38, 228), Blauäugige sind Unglücksmenschen (241). — Andrer Art sind die Heldenlieder aus der Sahel, jener nördlich der Sahara sich hinziehenden Steppe mit dem fruchtbaren Lande Faraka und den östlich gelegenen Homburi-Bergen. In ihnen

hat sich durch den Mund der Spielleute (Dialli) das Andenken an eine ritterliche Vorzeit fortgepflanzt, in der trotziger, unerschrockener Mut und Rassenstolz neben Liebesabenteuern und Zechfreudigkeit die Hauptmerkmale sind. Die Reste der ehemaligen 'Heldenbücher' der einzelnen Stämme, das Dausi. Pui, Baudi, Nianle, zeigen manche Entstellung der alten Form, sind aber durchweg realistisch gehalten und darin den isländischen Sagas zu vergleichen. Unter den Stoffen fällt die Wiederholung der alttestamentlichen Geschichte von dem durch den jüngeren Sohn erschlichenen Erstgeburtsrecht (S. 61) auf; mehrfach begegnet das Andromedamotiv (67, 184, 239) und die Zeichenbotschaft (83, 236, 244, 340), der sich das rätselhafte letzte Wort des Ermordeten (86) anreiht. Die Bedeutung der Spielleute zeigt die Wirkung eines Spottliedes (109, 330), neben vielen verbreiteten kleineren Motiven erscheint auch das Grindkopfmärchen (177). Geschichten von eigenartigem Reize sind Gossi, der nur dreimal in seinem Leben erschrak (115), die durch die Todesnachricht erprobten drei Liebhaber (298), der kluge Freund des Liebhabers (338), der Fresser und seine drei Frauen (343). Hier haben wir echte, ursprüngliche Volksdichtung aus einer bisher unbekannten Welt vor uns. Als Erläuterung hat Frobenius zwei Abhandlungen beigegeben, in denen er Land und Leute, die Volksschichten der vergangenen Spielmannszeit und die gegenwärtigen sozialen und religiösen Verhältnisse der in die Homburi-Berge zurückgedrängten Volkssplitter der Tommo-Habbe sachkundig und anschaulich schildert. — (J. B.)

Leo Frobenius, Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas Bd. 8: Erzählungen aus dem West-Sudan. Jena, E. Diederichs 1922. 292 S. — Der neue, wiederum sehr wertvolle Band des großen Afrikaforschers führt uns das Volksleben und die Volkserzählungen zweier Stämme des Westsudan vor, der Mande und der Mossi. Ausführlich beschreibt er die Beschneidungszeremonien, die Hochzeits- und Bestattungsbräuche sowie die Opfer und Orakel unter Beigabe von Abbildungen. An Erzählungen sind die Mande, die selber Bauernwirtschaft treiben, reicher als die mit Sklaven wirtschaftenden Mossi; 97 von 123 Nummern der Sammlung gehören den ersteren an. Zur Hälfte etwa sind es humoristische, schwankhafte Geschichten aus dem täglichen Leben, darunter manche unsauberen, dann aber folgen Tierfabeln, in denen Hase, Hyäne, Schakal, Löwe, Elefant, Schildkröte die Hauptrollen spielen, sowie Märchen. Einige Stücke sind uns bereits aus dem Schwarzen Dekameron des Vf. (1910) bekannt; doch gibt Frobenius nirgends Hinweise auf andre Fassungen, die er sich wohl für den Schlußband aufspart, so nahe es auch gelegen hätte, hier etwa auf die gleiche Grundlage von S. 76 und 170, S. 114 und 255, S. 151 und 228 usw. aufmerksam zu machen. Zur Charakteristik der afrikanischen Märchen möchte ich jedoch ein paar Züge anführen, die ihnen mit europäischen gemeinsam sind: so die drei oder vier kunstreichen Brüder nr. 17—21, 114, 118 (Bolte-Polívka, Märchen-Anmerkungen 3, 12. 53), den gewinnbringenden Tausch nr. 23 (ebd. 2, 201), den klugen Knaben nr. 25 (ebd. 2, 359[2], 371), Ad absurdum führen nr. 26 (ebd. 2, 371), Entrinnen aus dem Sacke durch Tausch S. 55, 62, 175, 180, 262 (ebd. 2, 18). Unibos nr. 27 (ebd. 2, 17), die viermal getötete Leiche nr. 29, 30 (W. Suchiers Monographie 1922), Namen dreier Haare erraten nr. 43 (Bolte-Polívka 1, 497), drei Buhler gefangen nr. 44 (Chauvin 6, 11. Oben 13, 420), Abbilder des Menschenlebens gedeutet nr. 45 (Bolte-P. 3, 302[4]), Scharfsinnsproben nr. 46 (Chauvin 7, 158, 8, 114), Teerpuppe nr. 48, 49 (Dähnhardt, Natursagen 4, 26, Folklore 30, 227), Baumwurzel statt Bein gepackt S. 127 f. 253 (Bolte-P. 2, 117[2]), drei Wahrheiten sagen nr. 66 (ebd. 3, 230), magische Flucht nr. 68 (ebd. 2, 190), Fischfang des Hundes nr. 72 (ebd. 2, 115), Aschenputtel nr. 91 (ebd. 1, 182), Sesam tu dich auf nr. 103 (ebd. 3, 144), Gesellen mit wunderbaren Eigenschaften nr. 115, 116 (ebd. 2, 95. 314), Frau Holle nr. 120 (ebd. 1, 226). Das S. 109 und öfter erwähnte Erdorakel, für das Frobenius S. 221 keine Erklärung zu geben vermag, dürfte auf die arabische Geomantie (Wickram, Werke 4, 288) zurückgehen. — (J. B.)

M. J. bin Gorion (Berdyczewski), Der Born Judas, 6. Band: Kabbalistische Geschichten. Leipzig, Insel-Verlag [1923]. 343 S. — Der letzte Teil der wertvollen Sammlung, von der zuletzt oben 30, 173 die Rede war, ist von der Übersetzerin R. Ramberg zum Druck befördert worden. Er handelt von der übersinnlichen Welt, von den Geheimnissen des Himmels und der Hölle, den Heiligen des Alten Testaments, den Erscheinungen der Toten, dem Einsiedler, der durch den Hinweis auf einen Frömmeren beschämt wird (S. 38, 185), Dämonen und Hexen, die einen Knaben in einen Esel verwandeln (S. 94), von der auf Botschaft ausgesandten Seele (S. 103, 121). Wir finden Parallelen zu den bekannten Sagen von der Freundesprobe durch einen Apfel (S. 222. Bolte-Polívka 2, 39. 3, 336), von der Jungfrau mit dem goldenen Haar (S. 188. Bolte-Polívka 3, 39), vom dankbaren Toten (S. 224. Bolte-Polívka 3, 511), von dem der Venusstatue aufgesteckten Ringe (S. 270, 273. Maßmann, Kaiserchronik 3, 923 und de Vooys, Legenden p. 90), von der Verfluchung des ringstehlenden Raben (S. 126: Feigenbaum. Konrad von Eberbach, Mignes Patrologia lat. 185, 2, 1144), von dem als Leiche untergeschobenen Trugbilde (S. 98; oben 20, 336. 21,

282). Eigenartig erscheint die Strenge, mit der der Bruch eines Verlöbnisses gestraft wird (S. 237, 246) und die Sühne einer gottlosen Handlung durch ein zweites Leben in einem anderen Leibe, also eine Seelenwanderung (S. 142, 160, 179f.). Während im deutschen Märchen ein verarmter Mann seinen Sohn dem Teufel verkauft, muß er ihn hier (S. 98) geradezu als Opfer schlachten. Die benutzten Quellen sind sorgfältig verzeichnet: doch fehlt leider eine literarhistorische oder wenigstens chronologische Übersicht derselben. — (J. B.)

Elisabeth Grabowski, Was mir die schwarze Karlin erzählte. Volksmärchen gesammelt und herausgegeben. Breslau, Priebatsch 1918. 60 S. — Sagen und Märchen aus Oberschlesien. Ebd. 1922. 65 S. — Die beiden hübschen Bändchen, in denen Fräulein G. Überlieferungen des oberschlesischen Volkes aufgezeichnet hat, enthalten (das zweite in systematischer Anordnung und mit Quellenangaben) zumeist Sagen vom Wassermann, vom Teufel, von ruhelos umgehenden Seelen, von Bergwerken, Schätzen, Burgen. Die Märchen sind geringer an Zahl und Umfang, oft auf ein einziges Motiv beschränkt und bisweilen entstellt, wie z. B. im ersten Bändchen S. 36 die allnächtlich tanzenden Schwestern (Bolte-Polívka, Anmerkungen 3, 78) und S. 50 Die Taufe beim Frosch (ebd. 1, 366); gut erhalten ist dagegen die Kornlegende S. 6 (vgl. Bolte-Polívka 3, 417). Aus dem zweiten Bändchen erwähne ich S. 23 Vertrag, wenn das Laub abfällt (ebd. 3, 200), 27 Teufelspferd beschlagen (Erk-Böhme, Liederhort 1, 653), 52 Blumenkind (Bolte-P. 2, 125), 54 Teufel heiratet (oben 15, 104. H. Sachs, Schwänke 6, 248), 58 ein Schäfer zweimal geprügelt (Bolte-P. 3, 451[1]). — (J. B.)

O. v. Greyerz, Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, ausgewählt, eingeleitet und erläutert. Leipzig, Haessel 1922. 85 S. 16° (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, hsg. von H. Mayne, 1). — Das zierliche Bändchen, das eine willkommene neue Sammlung eröffnet, bringt 20 Texte aus der Blütezeit des schweizerischen historischen Liedes vom 14. bis zum Beginne des 16. Jahrh., während die Einleitung anschaulich und sachkundig die Entwicklung dieser Gattung, die großenteils bekannten Liederdichter, ihr Verhältnis zur Zuhörerschaft, Versform und Singweise, Sprachform und Stil, innere Form und Gehalt bespricht. Kurze sprachliche Erläuterungen machen den Schluß. — (J. B.)

A. Haas, Rügensche Sagen gesammelt und hsg. 6. Auflage. Stettin, A. Schuster 1922. XVI, 169 S. — Von der oben 30, 30 angezeigten 5. Auflage unterscheidet sich die vorliegende durch Hinzufügung einiger neuer Nummern und Abbildungen, während die Abteilungen 'Tiere' und 'Familien' fortgeblieben sind. — (J. B.)

A. Haas, Rügensche Volkskunde. Stettin, A. Schuster 1920. 64 S. — Da der Plan, eine ausführliche Heimatkunde der Insel Rügen herauszugeben, an den mißlichen Zeitumständen scheiterte, hat der bewährte Vf. den von ihm übernommenen Abschnitt 'Volkskunde' selbständig veröffentlicht. Er behandelt 1. Volksdichte und Siedlungsverhältnisse, 2. altsächsische Bauernhäuser und Rauchkaten, 3. Stammeszugehörigkeit und Charakter, 4. Volkstracht und Volkssprache (darin Sprichwörter und Lieder), 5. Sage und Märchen, 6. Aberglaube, Sitte und Brauch (Festreime). — (J. B.)

A. Haas, Stubbenkammer, Herthasee und Herthaburg in Geschichte und Sage. 2. Auflage. Stettin, A. Schuster 1921. VIII, 80 S. — Für uns wertvoll dadurch, daß H. neben der historischen Literatur die zahlreichen Sagen vom Störtebecker, wilden Jäger und vom Herthasee, der seinen Namen bekanntlich einer irrigen Deutung einer Tacitusstelle verdankt, ausführlich berücksichtigt. — (J. B.)

Philipp Hafner, Scherz und Ernst in Liedern 1—2. Wien 1763—64. Faksimiledruck hsg. und eingeleitet von E. K. Blümml. Wien, Ed. Strache 1922. 86, 67, 115 S. — Der Wiener Hafner, der 1764 im 29. Lebensjahre starb, hat nicht nur als Schöpfer des Wiener Volks- und Sittenstückes (Neudruck 1914 von E. Baum) Bedeutung, sondern auch durch seine dem Leipziger Sperontes nachgeahmten Gesellschaftslieder, die dem allkundigen Max Friedlaender, dem Geschichtsschreiber des Liedes im 18. Jahrh., unzugänglich blieben. Blümml legt sie uns in einer stilgerechten Erneuerung vor, samt den 48 Melodien, die Hafner wie Sperontes beliebten Tanzweisen und Arien entlehnt hat. Sorgfältig berichtet er im 3. Bändchen aus archivalischen Quellen über Hafners Lebensumstände und untersucht die Motive der Gedichte (Sprichwörter, Bauernlieder u. a.) und ihr Fortleben in fliegenden Blättern und Liederhandschriften. Dankenswert sind auch die ausführlichen Register. — (J. B.)

M. Hammarström, Ein minoischer Fruchtbarkeitszauber (Acta Academiae Aboensis Humaniora III). Åbo 1922. 20 S. — Der Vf. sieht in der Reliefdarstellung auf dem bekannten Steatitgefäß von Hagia Triada, das bisher von der Mehrzahl der Forscher als Erntezug gedeutet wurde, einen magischen Umzug zur Beförderung des Wachstums der Kulturpflanzen, zumal der Bäume, und zur Verscheuchung schädlicher Dämonen. Eine große Zahl der bei solchen Umgängen üblichen Vorstellungen und Gebräuche glaubt er hier dargestellt zu finden, den magischen Kreis, das schnelle Laufen, den durch Geschrei und Werkzeuge ausgeübten Lärm, die Mitwirkung von Frauen, vielleicht auch Phallus, Besen und Krummstab. Alles dies wird durch

Zeugnisse aus Altertum und Neuzeit belegt. Immerhin dürfte damit eine irgendwie zwingende Erklärung der vielumstrittenen Darstellung nicht gefunden sein. Solange wir lediglich auf monumentale Zeugnisse angewiesen sind, ist so ziemlich alles, was über die religiösen Vorstellungen Altkretas geschrieben wird, Hypothese, und es ist gefährlich, von diesem unsicheren Boden aus Einzelmonumente zu deuten. Zweifellos läßt sich aus dem Relief auch für andere Erklärungen allerlei Probables herauslesen, anderseits bleibt bei H manches unerklärt, z. B die sonderbare Bekleidung des Anführers, der hingefallene Mann, der unverkennbar burleske Charakter der Szene und vor allem das Novum, einen solchen magischen Umgang auf einem Trinkgefäß darzustellen. — (F. B.)

Th. Hampe, Ergänzungen und Nachträge zu der Abhandlung 'Paulus Fürst und sein Kunstverlag' (Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum 1920–1921, 137–170). — Das oben 26, 216 erwähnte Verzeichnis von Fürsts Nürnberger Bilderbogen wird von 369 auf 423 Nummern vermehrt und durch eine Reihe willkommener Nachweise bereichert. — (J. B.)

August Hausrath und August Marx, Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum, ausgewählt und übertragen. Mit 17 Tafeln. 2. Aufl. Jena, E. Diederichs 1922. XXXII, 396 S. Grundzahl geh. 7 Mk., geb. 12 Mk. — Das oben 24, 427 ausführlicher gewürdigte prächtige Buch ist in der Neuauflage um einige Stücke vermehrt worden, so durch 'den neuaufgefundenen Wettstreit zwischen Lorbeer und Ölbaum von Kallimachos, durch ein paar Aristainetosbriefe und einen Auszug aus Lukians 'Wahren Geschichten'. Auch das Literaturverzeichnis ist ergänzt worden, wogegen die Abbildungen um etwa ein Viertel eingeschränkt werden mußten. Der Charakter des Ganzen ist zum Glück durchaus gewahrt geblieben; zur Belebung des Bildes vom klassischen Altertum sei es vor allem dem Lehrer der Oberklassen auf Grund eigner Erfahrung angelegentlichst empfohlen. — (F. B.)

Lotte Heller und Nadija Surowzowa, Ukrainische Volksmärchen. Übertragen und erzählt. Illustriert von Jury Wowk. Wien, Berlin, Leipzig, München, Rikola-Verlag 1921. — Zehn Märchen in recht freier Übertragung, doch ohne Eingriffe in den sachlichen Hergang der Vorlage. 1. = Čubinskij, Trudy usw. II Nr. 13: Der Zauberstein. Aarne, Vgl. Märchenforschungen S. 32. — 2. = Čubinskij II Nr. 47: König Drache. KHM 29. — 3. Die drei Brüder. Die Quelle kann ich nicht nachweisen. Vgl. KHM 136; R. Köhler 1, 55. 67 (Ritt ins vierte Stockwerk). — 4. = Čubinskij II Nr. 50: Brüderchen und sein Gefolge Bolte-Polívka 1, 551ff. — 5. Verfolgte Unschuld. Quelle mir unbekannt. Gehört zu KHM 31; Manžura S. 49f. — 6. = Etnograf. Zbirnik 25, 42 Nr. 10: Des Königs Bruder. Aarne, Vgl. Märchenforschungen S. 145ff. (Zaubervogel). — 7. = Etnograf. Zbirnik 25, 70 Nr. 16: Der Prinz und der Wundervogel. KHM 136. — 8. = Čubinskij II Nr 64: Iwan, der von Gott Gegebene. Kontaminiertes Märchen: Keule geschmiedet, Kampf mit Unhold (schwächendes und stärkendes Wasser), Menschen mit wunderbaren Eigenschaften, Schwanenjungfrauen (Erdmännchenmotive), Riese ohne Seele. — 9. = Čubinskij II Nr. 76: Boris, dreier Väter Sohn. KHM 57. — 10 = Čubinskij II Nr. 112: Die Sorgenkobolde. Bolte-Polívka 2, 421f. — (A. v. L.)

J. Hertel, Zwei indische Narrenbücher: die 32 Bharataka-Geschichten und Sômadêwas Narrengeschichten, verdeutscht. Leipzig, Haessel 1922. 223 S (Indische Erzähler Bd. 5). — Bereits 1912 wies Hertel nach, daß schon um 120 eine altindische Sammlung von Narrengeschichten existierte, die uns in zwei Auszügen in Sanskritstrophen in den großen Märchenwerken Sômadêwas und Kschêmêndras und in der chinesischen Übersetzung eines anderen buddhistischen Sanskritwerkes erhalten ist. Von dieser interessanten Sammlung gibt er uns jetzt eine sorgfältige Übertragung und schickt ihr ein jüngeres Narrenbuch voraus, das vermutlich der gudscharatische Dschainamönch Munisundara im 15 Jahrh. verfaßte, um die moralisch und geistig tiefstehenden Bharatakamönche zu verspotten. Durch Einleitung, Überschriften, Fußnoten, Anhänge und Register sorgt er aufs beste für das Verständnis der indischen Volkssitten und gibt über die benutzten Handschriften Rechenschaft. Nur über die Geschichte der Stoffe werden wir nicht unterrichtet. Deshalb sei es verstattet, auf ein paar europäische Parallelen aufmerksam zu machen: S 28 'Der Bharataka als Lüstling' (Montanus, Schwankbücher S. 629; H. Sachs, Schwänke 5, 350). 39 'Der Bharataka als Dachdecker' (oben 16, 293[2]). 51 'Die Bharataka auf der Himmelswiese' und 158, 161 (Die lebende Kette. Wesselski, Nasreddin 1, 242. 269. Schweizer. Archiv f. Vk. 23, 36). 83 'Der Bharataka, der sich auf das Wort eines anderen verließ' (Ast abgesägt. Wesselski 1, 216. R Köhler 1, 486. 505. Christensen, Acta orientalia 1, 50). 97 'Der Bharataka als glücklicher Ehemann' (Gesta Romanorum c. 122). — S. 119 'Das Tschandâlamädchen' (R. Köhler 2, 50. Chauvin 2, 97). 128 'Der Mann, der die Merkmale im Meere notierte' (Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 117. Lalebuch 1597 c. 39). 138 'Der Türhüter (Wesselski 2, 182. Bolte-Polívka 1, 521. Christensen, Acta or. 1, 47). 142 'Gleiches mit Gleichem vergolten' (oben 16, 148. Wetzel, Söhne Giaffers S. 209. Chauvin 8, 158). — J. B.

J. Hertel, Indische Märchenromane 1: Kaufmann Tschampaka von Dschinakîrti, Pâla und Gôpâla von Dschinaktirti, Ratnatschûda von Dschânasâgara, verdeutscht Leipzig, Haessel 1922. 191 S. (Indische Erzähler, Bd. 7). — Die drei Märchenromane sind von zwei Dschainamönchen des 15. Jahrh. verfaßt und zeigen ein anmutiges Erzählertalent; die belehrende Absicht tritt erst im Schluß hervor, der die Schicksale der auftretenden Personen aus den guten oder bösen Taten herleitet, die sie in einem früheren Leben verübten. Hertel hat die beiden Erzählungen Dschinakîrtis, die den Märchenkreisen des Glückskindes und der beiden Brüder angehören, bereits 1911 und 1917 mit gelehrten Untersuchungen veröffentlicht. Der Abenteuerroman Dschânasâgaras erzählt von einem in die Gaunerstadt geratenen Kaufmann. Eingeschaltet sind verschiedene Geschichten: Der kluge Knabe Rôhaka (oben 17, 181. 25, 402. Bolte-Polívka 2, 364. Chauvin 7, 161), Luftschlösser (Bolte-Polívka 3, 263), Das Meer ausmessen (ebd. 3, 231), Belehrungen über Traumdeutungen, Namen, Körperzeichen, sowie Reiseregeln.

J. Hertel, 92 Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien, aus dem Persischen übersetzt. Leipzig, Haessel 1922. 93 S. (Indische Erzähler, Bd. 9.) — Die hier verdeutschten ergötzlichen Schwänke sind um 1798 von einem indischen Mohammedaner für den Engländer Gladwin zusammengestellt, der seiner persischen Grammatik ein Lesebuch beigeben wollte. Ein um 16 Nummern vermehrtes Manuskript gab G. Rosen 1843 heraus, auch eine Hindustâni-Fassung existiert Nachdem 1914 A. Heyne und 1918 G. L. Leszczyński ausgewählte Geschichten übertragen hatten, erhalten wir hier eine vollständige Wiedergabe von Rosens Text. Zu nr. 1 und 7 (salomonisches Urteil) vgl. oben 16, 135f. = Zachariae, Kl. Schriften 1920 S. 154. 390. — Nr. 3, 6, 8, 11, 12 (oben 16, 147 Ungetreue Aufbewahrer anvertrauten Gutes). — 4. 'Die gemeinsam hinterlegte Summe' (Gesta Romanorum c. 118. Pauli, Schimpf und Ernst c. 113). 10 Fleischpfand (Gesta R. c. 195). 17 'Die sechs Brote' (Gesta R. c. 57. H. Sachs, Schwänke 2, 449). 28 'Der gerührte Gläubige' (Pauli c. 576. Wickram, Werke 3, 381. Oben 16, 213 nr. 438). 33 'Löwe und Mensch' (Halm, Fabulae Aesopicae c. 63) 51 'Das Zeichen bestätigt sich' (Christensen, Acta or. 1, 71). 55 'Der denkende Reitknecht' (oben 25, 408 = Zachariae, Kl Schr. S. 190). 58 'Das bewirtete Kleid' (Pauli c. 416. Wesselski, Nasreddin 1, 222). 61 'Der Hungrige und der Beduine' (R. Köhler, 1, 507. Zachariae, Kl. Schr. S. 191. 391). 63 'Die beiden Maler' (Pauli c. 410). 77 'Der tote Falke' (oben 25, 402. 26, 88. Zachariae, Kl. Schr. S. 182. 391). 80 'Das billige Kamel' (Pauli 462 Wesselski 2, 188. H. Sachs 6, 36). 84 'Taube Leute' (Wickram 3, 365. Chauvin 7, 113. Christensen 1918 p. 89). 87 'Der Türke und sein Sohn' (oben 30, 64). 89 'Die überführte Verleumderin' (Vitry, Exempla c. 255. Pauli c. 15 H. Sachs 6, 54) — (J. B.)

Uno Holmberg, Der Baum des Lebens. Helsinki 1922. 157 S. (aus Annales Academiae scientiarum Fennicae 16, 3). — Umfassender als Wünsche (oben 16, 447) geht H. dem Ursprunge des Lebensbaumes bei antiken und bei primitiven Völkern nach. Im vorkopernikanischen Weltbilde spielte neben dem Himmelszentrum (Polarstern) sein Gegenstück, der Mittelpunkt (Nabel) der Erde, eine große Rolle. Bei den Mittel- und Nordasiaten wird das Abbild einer Weltsäule verehrt, die in jenem errichtet, gleich einem Zeltpfahl das Himmelsgewölbe trägt. H. vergleicht dazu die deutschen Irminsäulen und die siebenstöckigen babylonischen Turmbauten oder Weltberge. An Stelle dieser Säule steht nach dem Glauben altaischer Völker im Nabel der Erde eine riesige Tanne, der Paradiesbaum der Semiten, die Esche Yggdrasil der Nordgermanen. Von diesem Weltbaum gehen vier Ströme und Milchsaft aus, und im Verein mit ihm erscheint die Fruchtbarkeitsgöttin, die als Zentrum der Erdscheibe gedacht wird, und als Schicksalsgöttin den Lebensfaden der Menschen spinnt. Endlich symbolisiert die Weltsäule bei den Jakuten den Eingang zum Himmel; ihr entspricht der japanische Weltzentralberg und der Reinigungsberg in Dantes Purgatorio; die sieben Stationen der Himmelsreise des jakutischen Schamanen werden oft durch ebensoviele Bäume bezeichnet. Wie weit diese scharfsinnigen Kombinationen dauernden Wert beanspruchen dürfen, muß eine genauere Untersuchung feststellen. — (J. B.)

Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. München, J. F. Lehmann 1922. 394 S. — Die Aufgabe, die sich Vf. gestellt hat, ist in doppelter Hinsicht schwierig: einmal wissen wir von den germanischen Göttern auf deutschem Boden außer einigen Namen so gut wie nichts; andrerseits sind die Denkmäler, die Vf. mit ihnen in Verbindung bringt, vielfach mehrdeutig oder heterogene Elemente (Jupitergigantensäulen z. B.). Andere Gedanken, die in dem Buch ausgeführt werden, sind wieder ganz richtig; wenn die Kontinuität von Kultstätten aus heidnischer zur christlichen und bis zur heutigen Zeit verfolgt wird, so wird gegen diese Methode kein Einspruch zu erheben s in. Zu bedauern ist nur, daß die von aufrichtigem vaterländischen Gefühl getragenen Ausführungen durch seichte, der Tagesliteratur entnommene Gefühlswallungen entwertet werden (vgl. die Anmerkungen auf S. 18

bis 20). Im übrigen ist in dem Buch eine Menge disparaten Materials zusammengetragen, das zwar eine ganz mächtige Belesenheit des Autors beweist, aber den Leser durch das unvermittelte Überspringen von einem Gedankengang zu einem fernliegenden etwas wirblig im Kopf macht. Um einen Begriff davon zu geben, was alles in dem Werk behandelt wird, seien die Überschriften einiger Kapitel angegeben: Der Hain des Schwertgottes (die gefüllten Bogenfriese der Schwertsloeher Kapelle); der Untergang der alten Götter (die Freisinger Säule; das Schottentor in Regensburg; der Kreuzgang in Berchtesgaden); der einarmige Schwertgott und der Fenriswolf (Kreuzgang in Berchtesgaden); Thiodote, Rolandsäule, Irmensul (Obermarsberg); die Lindwurmkämpfer; Gottesurteile; die hl. Kümmernis; der reitende Gott mit Mantel und Lanze (die sog. Jupitergigantensäulen Westdeutschlands usw.); Gnomen und Kobolde; die drei Schicksalsschwestern; der Lanzenschwinger und Seelenführer Wodan-Michael (Michelsberg bei Kleebronn); der Wettermacher Donar-St. Peter); Sonnenverehrung; Kreuz und Sonnenrad; Hakenkreuz und Sonnenrosse; das Männliche usw. Bemerkenswert ist des Verfassers Verständnis für die erd- und zeitumspannende Einrichtung der katholischen Kirche. So lesen wir auf S. 199: Die katholische Kirche ist unzweifelhaft die älteste, in ununterbrochenem Zusammenhang mit der Vergangenheit stehende gesellschaftlich-staatliche Einrichtung der heutigen europäischen Welt .... Der Vinxt- (aus lat. fines. Anm. d. Ref.) bach bei Andernach die römische Grenze von Ober- und Niedergermanien, bildete bis zur Neueinteilung der Kirchenprovinzen im 19. Jhdt. auch die Diözesangrenze .... Im letzten Kapitel: Ausblicke (über einige Aufgaben der deutschen Geistesgeschichte. 'Das Ausbreitungsgebiet der deutschen Lebensform') gibt Verf. auf 39 Seiten den verschiedenartigsten Gedanken Raum; während auf S. 349 das Recht des Subjektivismus in der Geschichtsschreibung verteidigt war, wird auf S. 350 im nächsten Absatz unvermittelt der Ausdruck Germanistik getadelt, und dann ist vom Gegensatz zwischen nord- und südeuropäischer Kultur die Rede. Solche Gedankensprünge finden sich auch weiterhin in großer Anzahl. Man hat das Gefühl, daß das lebhafte Temperament des Verfassers ihn keinen Gedanken in Ruhe verfolgen läßt, sondern immer wieder drängt sich Neues vor, und so kommt kein Behagen beim Lesen auf. Was soll z. B. auf S. 374 in einer Betrachtung des Gegensatzes von Römern und Germanen eine Anmerkung, die so beginnt: Marschall Foch sieht ganz germanisch (!) aus. Im Elsaß ist man fest überzeugt, daß er elsässischer Abstammung ist. Es wird zwar in den Zeitungen immer nur von seiner baskischen Heimat berichtet. Aber — sagt man im Elsaß — die Franzosen wollten nur nicht zugeben, daß sie sich einen Deutschen haben holen müssen .... Versöhnlich wirkt nach all solchem abstrusem Zeug, das sich reichlich genug in dem Buch findet, im Schlußabsatz der Gedanke, daß Deutschland als 'moralischer' Sieger aus dem Weltkrieg hervorgegangen sei. Das ist für keinen Deutschen gegenüber dem windigen Ethos unserer Feinde, ihrem Wortbruch und ihrer Rachsucht jemals zweifelhaft gewesen; aber leider bringt uns der 'moralische' Sieg weder unser entrissenes Elsaß, unser Oberschlesien noch die Kolonien wieder zurück. Wozu also solche Illusionen? Wir sind von der Überzahl erdrückt und um unbestimmte Zeit zurückgeworfen worden. Mit dieser nackten Tatsache müssen wir uns abfinden. Unser Stolz ist gebrochen, unser Volk ist gedemütigt und nur, wenn seine Arbeitslust und seine Moral wieder auf die alte Höhe kommen, wird es sich wieder aufrichten. Um das zu erreichen, brauchen wir aber Bücher von anderem Inhalt als das vorliegende: Bücher voll Selbsterkenntnis, nicht voll Selbstberäucherung mit hohlen Tiraden; Bücher voll Mahnungen, nicht voll Schmähungen gegen wirkliche und eingebildete Feinde. Wer ein solches Buch dem deutschen Volke gibt, wird wahrhaft erhebend und erzieherisch wirken. Wir warten darauf! — (Sigmund Feist.)

Kalewala, das National-Epos der Finnen. Übertragung von Anton Schiefner. Bearbeitet und durch Anmerkungen und eine Einführung ergänzt von Martin Buber. 3. Tausend. München, Meyer u. Jessen. [1922]. XX, 355 S. — Die große finnische epische Gedichtsammlung verdankt bekanntlich dem Arzte Elias Lönnrot (1802—1884) ihre Entstehung. Er war es, der als ein Fortsetzer der bäuerlichen Volkssänger die zahlreichen, besonders in Karelien umlaufenden Lieder zu einer großen Einheit von nahezu 23000 Versen verband und das ganze Dichten und Träumen seines Volkes darin einfing. Anton Schiefner, Glied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, war der Erste, der eine Übertragung ins Deutsche unternahm (1852). Ein wenig trocken und duftlos, aber treu und zuverlässig ist sein Werk. Nun folgte Hermann Paul mit einer poetischeren, aber in Stil und Rhythmus nicht befriedigenden Übersetzung. Jetzt hat Martin Buber, der bekannte, im Badischen lebende Dichter, unter Zugrundelegung von Schiefners Text seinen bereits im J. 1914 begonnenen Versuch mit schönem Erfolg wiederholt. Von Schiefners Versen sind nur etwa $^{2}/_{3}$ unverändert geblieben, die übrigen hat Buber nach Vergleichung mit dem Original auf das Glücklichste neu geformt. Dadurch haben die Verse an Wohlklang und Ausdruck viel gewonnen. Stimmungsreiche Wendungen, eindrucksvolle Neuschöpfungen und ein feines Gefühl für den Rhythmus des Gedichts heben Bubers Übersetzung in den

Rang eines selbständigen Kunstwerks, das sich den Dichtungen unserer älteren großen Übersetzer würdig anreiht. Deutschland hat sich durch diese Tat eine neue geistige Provinz erobert, möge sie nun auch in den Besitz der Gebildeten übergehen. Bubers Verdienst erschöpft sich jedoch nicht mit der Übersetzung, sondern der Dichter findet für den Geist des großen epischen Gedichts, für die Magie des finnischen Wortes, das im Zaubergesang sein stärkstes Leben führt, feinsinnige Gedanken. Und die Umwelt dieser Heroendichtung wird dem deutschen Leser dank Bubers Vertrautheit mit der Forschung über Kalevala in der Einleitung und in Anmerkungen nahegebracht. — (A. v. Löwis of Menar.)

Josef Kern, Die Sagen des Leitmeritzer Gaues. (Die Erbtruhe der 'Heimatbildung'. Reichenberg, F. Kraus 1922. 124 S. kl 8⁰. – Eine fleissige, von warmer Heimatliebe getragene Auslese aus der gedruckten und der mündlichen Überlieferung des böhmischen Elbegaues, die auch dem Forscher manches Wertvolle bietet; so z. B. auf S 90 Schrätel und Wasserbär, S. 110 Kolbe im Kasten. — (J. B.)

Charlotte Krause, Indische Novellen 1: Prinz Aghata. Die Abenteuer Ambadas, verdeutscht. Leipzig, Haessel 1922 208 S. (Indische Erzähler, Bd 4). — Die beiden dschinistischen Erzählungen, die hier treu aus dem Sanskrit verdeutscht und mit gelehrtem Anhange versehen erscheinen, haben auch für die Märchenforschung Interesse. 'Prinz Aghata', von dem auch zwei ältere metrische Fassungen existieren, gehört zu den Märchen vom Glückskind mit dem Todesbrief (oben 29, 72). Der 'Prinz Ambada' erringt vermöge seiner Zauberkunst sieben Kleinodien für die Hexe Gôrakha und gewinnt dabei 32 Frauen; seine Abenteuer erinnern an Basiles Corvetto wie an die Verwandlungen im Fortunat-Roman und in Sidi-Numan in 1001 Nacht. — (J. B.)

E. v. Künssberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde (Zeitschrift für Deutschkunde 36, 321—334. 1922). — (J. B.)

Gunnar Landtman, Finlands svenska folkdiktning VII: Folktro och trolldom, 1. Övernaturliga väsen. Helsingfors 1919. LVII, 860 S. (Skrifter utgifna of Svenska litteratursällskapet i Finland 147) — Von dem großartigen Unternehmen der Sammlung der Volksüberlieferungen der finnländischen Schweden wurde bereits oben 31, 89 berichtet. Würdig reiht sich den dort besprochenen Teilen der stattliche erste Band von Landtmans 'Volksglauben und Zauberei' (Religion und Magie) an. Wie dort überrascht uns das aus gedruckten und hsl. Quellen zusammengetragene Material durch seine Fülle und Altertümlichkeit; der kleine Stamm der in Finnland wohnenden Schweden hat die Tätigkeit der im eigentlichen Schweden tätigen Sammler übertroffen. Mit gutem Bedacht ist ferner das Gewicht auf eine vollständige Vorführung und systematische Gliederung des Stoffes, nicht auf die daraus zu entwickelnden Folgerungen und Theorien gelegt. In 42 Kapiteln, die in viele Paragraphen mit besondern Titeln zerfallen, gibt der Vf. die Vorstellungen von übernatürlichen Wesen. Er beginnt mit den Resten des altnordischen Glaubens an den Donnergott Thor, nach dem die Belemniten 'Torviggar' heißen, an Odin und Balder, wie sie sich in Segensformeln, Ortsnamen und Bräuchen erhalten haben, und kommt dann zu den christlichen Vorstellungen von der Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria, den Heiligen und dem Teufel, und zu ihrem Einfluß auf viele Bräuche, Umzüge, Zauberformeln, Himmelsbriefe, Sagen, Legenden, Bilder, Sprichwörter. Namentlich des Teufels äußere Erscheinung, seine boshafte Tätigkeit und die Schutzmaßregeln gegen ihn, die von 1666—91 geführten Hexenprozeßakten erfahren ausführliche Besprechung; der Blocksberg, zu dem die Hexen fahren, heißt Blåkulla. Es folgen die Vorstellungen von den Seelen der verstorbenen Menschen, ihre Besuche in der Weihnachtsnacht (vgl. Feilberg, Jul 1904) und die Maßregeln gegen die Wiederkehr der Toten. Der übrige Teil des Bandes (Kap. 14–42) handelt von dämonischen Naturwesen (rå oder råd): dem dienstfertigen, aber auch reizbaren Hauskobold (tomt; vgl. Feilberg, Nissens historie 1919), dem Schiffskobold, dem dienstbaren Geist (bjäran, spiritus; vgl. Norlind oben 25, 223), den Unterirdischen, die den Menschen ihre Wechselbälge in die Wiege legen, der Mar (Alpdrücken), den Riesen, schatzhütenden Drachen, versenkten Kirchenglocken, Wald-, Berg-, Wasser- und Baumgeistern, Zwergen, der Pest, Unholden (troll), Spukgestalten, allerlei Erscheinungen, Ahnungen und mythischen Tieren. Streng beschränkt sich der Vf. auf Finnland, aber aus reiner übersichtlichen Anordnung lassen sich leicht in Verbindung mit ausländischen Parallelen Schlüsse auf die Einwanderung bestimmter Vorstellungen, wie des Engelgebets (S. 12), des Teufelsglaubens des 17. Jahrh., die Volksballaden, die Märchenstoffe ziehen. Dankenswert sind seine Zusammenstellungen der in den Märchen begegnenden Helfer, Riesen, Geister, Zwerge, Personifikationen, die großenteils ausländischen Ursprung verraten. Mit Spannung sehen wir dem folgenden Bande über das Zauberwesen entgegen, dessen Anordnung Landtman bereits in den Folkloristika och etnografiska studier 1, 163 (Skrifter 128. Helsingfors 1916) mitgeteilt hat. — (J. B.)

Emil Lehmann, Heimattrost. (Die Erbtruhe der 'Heimatbildung'). Reichenberg, F. Kraus 1922. 108 S. Kl.-8⁰. 9,90 Kr. – 20 kleine Skizzen über deutsch-böhmisches Dorfleben, Bräuche, Sagen, Dorfnamen u. a. ohne wissenschaftliche Ansprüche. — (J. B.)

Wilhelm Lehnhoff, Westfälisches Spielbuch. 365 Jugend- und Volksspiele aus Wirklichkeit und Überlieferung gesammelt. Dortmund, F. W. Ruhfus 1922. 235 S. Kl.-8°. — Außerordentlich mannigfaltig sind die hier zusammengetragenen 'Spiele der westfälischen Jungen und Mädchen'; nicht bloß für die in unsrer Zeitschrift öfter (16, 46. 21, 271. 28, 26) behandelten Fangsteinspiele, sondern auch über die Ball-, Messer-, Knickerspiele und die selbstverfertigten Spielsachen bietet L. Neues. Angehängt sind S. 146 zusammenhängende Schilderungen heimischer Volksfeste und Kindheitserinnerungen westfälischer Dichter. Auch in den Spielreimen überwiegt die anheimelnde Mundart. — (J. B.)

Knut Liestöl, Norske Aettesogor. Kristiania, O. Norli 1922. 182 S. mit Karte und Bildern. — Die hier untersuchten 'Familiensagen', die von J. Skar (Gamalt or Saetesdal), Landstad, Daae und Liestöl in Südnorwegen aufgezeichnet wurden, handeln von einzelnen durch Stärke, Klugheit, Reichtum und besondere Schicksale hervorragenden Bauern des 17. Jahrh. und ihren Nachkommen. Die Skraddarsoga z. B. berichtet, wie ein um 1600 aus Dänemark eingewanderter Knut Nilsson Mörk in Bergen das Schneiderhandwerk lernt, in Aaseral viele Bauerngüter aufkauft und seinen großen Schatz vergräbt, ohne bei seinem Tode seinen Söhnen den Platz bezeichnen zu können. Von den eigentlichen 'Volkssagen' unterscheiden sich diese seit 200 bis 300 Jahren durch einzelne 'Sagenmänner' mündlich fortgepflanzten und eine gewisse künstlerische Abrundung aufweisenden Erzählungen durch ihre größere Länge und das Fehlen mythischer, übernatürlicher Züge. Ferner zeigt Liestöl durch Vergleichung von Lehnsmannsberichten, Gerichtsprotokollen und anderen Archivalien, daß hier Namen und Ereignisse von der mündlichen Überlieferung treu festgehalten wurden, wenn sich auch einzelne Lücken, Verschiebungen und Einmischung von Wandermotiven (S. 65, 106 Ring des Polykrates, S. 59, 97 zögernde Leichenpferde) nachweisen lassen. Dies schöne Ergebnis hat, wenn man auch die lange Abgeschlossenheit der norwegischen Gebirgstäler in Rechnung ziehen muß, allgemeine Bedeutung für die Frage nach der Zuverlässigkeit der Volkstradition (S. 10, 156) und wird, wie bereits Heusler (Die Anfänge der isländischen Saga 1914 S. 38) angedeutet hat, in dem Streit über die von den Wikingern aus Norwegen nach Irland und Island mitgebrachten Grundlagen der Sagas des 13.–14. Jahrh. eine Rolle spielen. — (J. B.)

Die Limburger Chronik, eingeleitet von Otto H. Brandt. Mit 17 Abbildungen und Anhang. Jena, Diederichs 1922. LVIII, 124 S. Grundzahl geh. 7 Mk., gebd. 11 Mk. — Die in der 2. Hälfte des 14. Jhs. von dem Stadtschreiber Tilemann von Elhen aufgezeichnete Chronik ist für die Volkskunde ein wichtiges Quellenwerk, da der Verfasser ein auffallendes Interesse besonders für die Tracht und ihre Wandlungen bekundet, außerdem auch manches andere Volkskundliche, vor allem Volkslieder, mitteilt, so das schöne Lied von der Nonne wider Willen. Dazu kommen ausführliche Berichte über die Geißelbrüder, ihre Fahrten, Satzungen und Gesänge, über die kürzlich im Berliner Verein für Volkskunde Prof. Hübner sprach. Im Anhang werden weitere zeitgenössische Dokumente zur Geißlerbewegung beigebracht. Der Herausgeber und der Verleger haben sich durch die stilvolle Neuausgabe dieses kulturgeschichtlich höchst interessanten Buches ein großes Verdienst erworben. — (F. B.)

Erich Loewenthal, Studien zu Heines 'Reisebildern'. Berlin und Leipzig, Mayer & Müller 1922. VII, 182 S. 8° (Palaestra 138). — In dieser gründlichen und gut geschriebenen Untersuchung, die von Heines Vorbildern Sterne, Thümmel, Kerner u. a. zu einer Übersicht des Gedankenkreises und der Tendenzen der Reisebilder, der religiösen und politischen Anschauungen Heines fortschreitet, interessieren uns besonders das 3. und 4. Kapitel, welche dem Volkslied, Märchen und der Sage gelten. Nach dem Vorbilde Arnims und Brentanos wie der Brüder Grimm forschte Heine den Volksüberlieferungen nach, benutzte Motive der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen und ließ sich Ortssagen erzählen. Die Sage vom fliegenden Holländer freilich schöpfte er nicht aus dem Volksmunde, sondern, wie S. 150 nachgewiesen wird, aus dem 1826 erschienenen Romane 'Bruchstücke aus Karl Bertholds Tagebuch' von M. H. Hudtwalcker. Seine zweite Darstellung der Sage in den 'Memoiren des Herren von Schnabelewopski' (1834) gab dann den Anstoß zu Richard Wagners unvergänglichem Musikdrama. — (J. B.)

Ernst Maaß, Die Lebenden und die Toten. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 25, 205–218. 1922. — Mittel gegen die Wiederkehr Verstorbener (Pfählen, Dornenauflegen u. a. m.). Der Grabstein als Fessel des Bestatteten (*πέδη*, *κάτοχος*). Umsteckung des Grabes gefährlicher Toter mit Netzen. (Reichliches Material hierfür auch bei Scheftelowitz, Das Schlingen- und Netzmotiv 1912 S. 21 ff.) — (F. B.)

Anton von Mailly, Sagen aus Friaul und den Julischen Alpen. Gesammelt und mit Unterstützung von Joh. Bolte herausgegeben. Leipzig, Dieterich 1922. XVI, 128 S. — Zum größten Teile aus mündlicher Überlieferung hat der Verf., dessen Isonzobuch oben 26, 416 angezeigt wurde, die Sagen seines Heimatlandes zusammengestellt; besonders zahlreich sind die von Gisela Cihlar aus dem Volksmunde ge-

sammelten Beiträge aus dem Triester Gebiete. Ein kleinerer Teil der Sagen ist gedruckten Quellen entnommen, über die der Verf. im Vorwort berichtet. Sehr anziehend ist es, auch in dem überlieferten Sagengut die Mischung romanischen, slawischen und auch germanischen Volkstums zu beobachten, die für das friaulische Land bezeichnend ist. Besonderen Wert verleiht dem trefflichen Werke die Mitarbeit Boltes, der in knappen Anmerkungen aus seinem unerschöpflichen Schatze wertvolle Hinweise auf Literatur und Varianten beigesteuert hat. — (F. B.)

Alfred Martin, Warum galten Epilepsie und Geisteskrankheit als ansteckend? Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde red. v. A. Strümpell, Bd. 75, 103—110. — Die sogenannten acht Baseler Siechtage. Schweizerische Medizinische Wochenschrift 1922 nr. 38. – Das Antoniusfeuer und seine Behandlung in der deutschen Schweiz und im benachbarten Elsaß. Ebd nr. 48. – Die Aussatzschau und ihre Folgen in der deutschen Schweiz und ihre Nachbarschaft. Ebd. 1923 nr. 3. – Der auf dem Gebiet der Geschichte der Medizin außerordentlich belesene Verfasser (s. seine Abhandlung über die Tanzkrankheit oben 24, 113. 225) behandelt in diesen Aufsätzen unter Benutzung zeitgenössischer Quellen Fragen, die für die medizinische Volkskunde von großem Interesse sind. — (F. B.)

Heinrich Marzell, Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde. Ethnobotanische Streifzüge. Mit 38 Abbildungen. Freiburg i. B., Th. Fischer 1922. XXVIII, 240 S. — Nachdem uns Marzell erst vor kurzem ein volkstümlich gehaltenes Buch über die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben geschenkt hat (s oben 32, 177), können wir bereits wieder diese mehr ins einzelne gehende und besonders die Heilkräfte der Pflanzen behandelnde Darstellung verwandter Art anzeigen; eine Reihe von Einzelkapiteln sind bereits früher veröffentlicht und z. T. auch an dieser Stelle notiert worden. Mit möglichster Genauigkeit und in der wörtlichen Anführung von Zitaten, bisweilen fast zu freigebig, bringt M. für jede der behandelten Pflanzen zunächst antike Zeugnisse aus Theophrast, Dioskurides usw. bei, darauf die Ausführungen der mittelalterlichen Kräuterbücher, die sich bekanntlich oft genau an die antiken Botaniker anschließen, um schließlich auf die Volksmedizin der Neuzeit einzugehen Für etwaige Neubearbeitungen sind vielleicht ein paar bescheidene Hinweise verstattet: Mancherlei Volksbotanisches bietet die von Birlinger, Germania 8, 300 veröffentlichte Handschrift des 11./12. Jhs., z. B. zu Pimpinella, Gentiana, Mentha, Artemisia (über den Namen Pippfis s oben 23, 118); zu Viola tricolor vgl. den Exkurs von Cohn in Friedländers Sittengeschichte Bd. 2, Origanum als Bestandteil eines Bades der Hexen: Pechbuch von Braunau (1612) in den Mitt d. V. f d. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 50, 298; Veronica apotropäisch: Pradel, Griech. Gebete S. 111. Zu beanstanden ist die Ansetzung von Hesiod ins 9. Jh. Von besonderem Wert sind die Abbildungen aus dem Konstantinopler Codex des Dioskurides und den Kräuterbüchern, vielfach durch ihre minutiöse Genauigkeit und Naturtreue rührend und überraschend. — (F. B.)

Hans Mersmann, Das deutsche Volkslied. Mit 11 Bildertafeln und 9 Vignetten. Berlin, J. Bard [1922]. 50 S. Kl.- 4° (Kulturgeschichte der Musik in Einzeldarstellungen) — Absehend von historischen und theoretischen Gesichtspunkten, legt M. die zeitlosen Kulturwerte des Volksliedes, namentlich in musikalischer Hinsicht in einer Reihe feiner Beobachtungen und Andeutungen dar. Volkslieder sind ihm alle im Volke fortgepflanzten Lieder, unter denen er nach dem Hervortreten individueller oder zeitlicher Einwirkungen verschiedene Gruppen scheidet. Melodievarianten sind ihm meist sinnvoll und von schöpferischer Bedeutung. Der Organismus der Volksweisen und ihr Einfluß auf die Kunstmusik wird an einzelnen Beispielen nachgewiesen. Sinnig ausgewählter Bilderschmuck soll auf verwandte Strömungen in der bildenden Kunst aufmerksam machen. — (J. B.)

H. Mersmann, Grundlagen einer musikalischen Volksliedforschung I. Bibliographische Vorfragen (Archiv für Musikwissenschaft 4, 141—154. 1922).

Maurits De Meyer, Les contes populaires de la Flandre. Aperçu général à l'étude du conte populaire en Flandre et catalogue de toutes les variantes flamandes de contes populaires d'après le catalogue des contes types par A. Aarne. Helsinki 1921. 100 S. (FF Communications 37). — Das sehr willkommene Verzeichnis aller bisher aufgezeichneten Märchen des flämischen Volkes wird eingeleitet durch eine Geschichte ihrer Sammlung. Sie beginnt mit der Tätigkeit des Kölners J. W. Wolf in Gent um 1840; später folgten Lootens, Pol de Mont, A. de Cock und viele andre, denen der Vf. manche Auslassungen, Ausschmückungen und Verschmelzung verschiedener Fassungen nachweist. Dem sorgfältigen Typenkataloge sind verschiedene bei Aarne fehlende Nummern eingereiht. Den Beschluß macht ein warmer Nachruf auf A. de Cock. — (J. B.)

Maurits De Meyer, De Studie der Volksvertelsels. Brasschaat, A. de Bièvre 1922. 19 S. — Die wertvolle Übersicht über die Märchenforschung seit den Brüdern Grimm handelt über die mythologische, indische und anthropologische Theorie und

hebt sowohl die Verdienste wie die schwachen Punkte der Darlegungen Benfeys. Aarnes, Wundts, Freuds und andrer Forscher hervor. Der Standpunkt des Vf. ähnelt am meisten dem von Bédier und A. von Gennep. Er erhofft den Fortschritt von einer Verbindung der Ethnologie und Psychologie und dringt auf eine stenographisch treue, nicht stilisierte Aufzeichnung der Märchen und Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse der Erzähler. — (J. B.)

[Hella Mors,] Arabische Märchen. M.Gladbach, Volksvereinsverlag [1920]. 60 S. — Die sieben dargebotenen Erzählungen sind hübsche Varianten bekannter Themen: Goldhaarige Jungfrau, Dornröschen, Fortunat, Zauberer und Zauberlehrling, Grindkopf Lausfell erraten. Nicht hübsch aber ist, daß die Verdeutscherin verschweigt, daß sie aus Spitta-Bey, Contes arabes modernes 1883 nr. 4. 7. 8. 9. 1. 12. 5 schöpft, und durch die Angabe 'Neuarabische Märchen, in Ägypten gesammelt und übersetzt von H. Mors' den Anschein erweckt, als habe sie selbst aus ägyptischem Volksmunde gesammelt. — (J. B.)

A. Moszkowski, Der jüdische Witz und seine Philosophie. Berlin, Eysler u. Co. 1922. 144 S. — Seinen früheren Sammlungen 'Die unsterbliche Kiste' und 'Die jüdische Kiste' läßt der bekannte Verfasser eine dritte folgen, der er eine Einleitung 'Die Philosophie des jüdischen Witzes' voranstellt. Die Sammlung, deren Material aus den Einsendungen an die vom Verfasser herausgegebenen 'Lustigen Blätter' ausgewählt ist, ist in sechzehn Abschnitte geteilt: 1. Aus dem Ghetto. 2. Zu gesund! 3. Unter Aufsicht des Rabbinates. 4. Geschäft is Geschäft. 5. Die Abtrünnigen. 6. Von berühmten Juden. 7. Übernatürlich. 8. Rund um den Eßtisch. 9. Schlagfertig und spitzfindig. 10. Zärtlichkeiten. 11. Das große Einmaleins. 12. Toleranz. 13. Gut Wort. 14. Entartete Sprossen. 15. Köppchen. 16. Ausgefallene Sachen. Da nun die eigentliche Überlieferung des jüdischen Witzes auf dem Wege der mündlichen Erzählung vor sich geht (wie bei den Schwänken und Bauernwitzen), so hätte der Verfasser sich auch besser des dem mündlichen Vortrage gemäßen Stiles bei seiner Wiedergabe der Witze bedienen sollen, wie es mit Glück Nuél in seinen Sammlungen getan hat. Die Darstellung M.s ist von dem volksmäßigen mündlichen Vortrag zu weit entfernt, ist zu literarisch, als daß die Bezeichnung, 'echt gefaßt' auf dem Titelblatt gerechtfertigt wäre. Trotz dieses Mangels der Form, der sich aber zum größten Teil durch die Entstehung der Sammlung aus schon schriftlich fixierten Einsendungen erklären läßt, wird sie als Materialsammlung immer ihren Wert behalten. — (Hans Findeisen.)

Hans Naumann, Deutsche Volkslieder. Langensalza, H. Beyer & Söhne 1921. 32 S. (Quellenbücher der Volkshochschule Thüringen, 7. Heft). — Diese wohlüberlegte, nach Gattungen geordnete Auslese von Volksliedern ist für Seminarübungen bestimmt. Vortreffliche Anregungen bieten die Anhänge 'Vom Gemeinschaftslied zum Kunstlied' und 'Vom Kunstlied zum Volkslied'. — (J. B.)

Hans Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 158 S. (Wissenschaft und Bildung nr. 181) — Was dieses Buch von allen anderen allgemeinen Einführungen und kurzen Gesamtdarstellungen der Volkskunde, mit denen man es nach dem bloßen Augenschein in eine Reihe stellen könnte, grundsätzlich unterscheidet, ist die methodische Durchführung der von dem Verf. zuerst in seiner 'Primitiven Gemeinschaftskultur' (1921; s. oben 30, 98) begründeten Betrachtungsweise. Aufgabe der Volkskunde ist für Naumann, bei jeder Äußerung und Erscheinungsform des Volkstümlichen zunächst die Frage zu stellen und zu entscheiden, ob es sich um primitives Gemeinschaftsgut oder gesunkenes Kulturgut handelt. Sie „gelangt dadurch zur Bestimmung des Wesens der primitiven, d. h der noch individualismuslosen Gemeinschaft, und es ergibt sich weiterhin deren Verhältnis zur höheren Kultur, die zu Individualismus und Differenzierung fortgeschritten ist" (S. 2). Durch diese Hineinrückung mitten in vielbesprochene Fragen der Kulturphilosophie unserer Tage wird die Volkskunde in der Tat heute, wie der Verf. sagt, eine „interessante" Wissenschaft. Von größtem Interesse ist es, den Verf. in dem vorliegenden Buch an alle Einzelkapitel der Volkskunde mit dieser Grundfrage herantreten zu sehen, um in Tracht und Hausrat, Bauernhaus und Dorfkirche, Siedlung und Agrarwesen, Festen, Spielen, Volksbüchern, Liedern, Rätseln, Sprichwörtern, Sage und Märchen das Mischungsverhältnis jener beiden Elemente festzustellen, wobei ihm ein reiches Wissen und ein nüchtern kritischer Blick zu Hilfe kommen. In der Geschichte unserer Wissenschaft, ihrem Streben, sich über das rein Stoffliche zu erheben, Anschluß zu finden an die reinen Geisteswissenschaften und an die Ideen, die das moderne Geistesleben beherrschen, scheint dies Buch ein Markstein zu sein. — (F. B

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hsg. von Ernst Grohne. Jahrg. 1, Heft 1. Hamburg, P. Hartung. 69 S. — Die vorbildliche Hilfsbereitschaft niederdeutscher, besonders hanseatischer Volksgenossen hat die Verwirklichung des schon seit längerer Zeit besprochenen Planes einer rein wissenschaftlichen niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde ermöglicht. Das vorliegende Heft enthält außer einem gehaltvollen Geleitwort des Herausgebers und mehreren Bücherbesprechungen

und kleinen Mitteilungen Aufsätze von Tardel über den nd. Ortsnamen 'katrepel', von Wisser über das Lüttklas- und das Unibosmärchen, von Bückmann über Lüneburgische Fluß- und Bachnamen und von Kück über das Martinslied von Lüneburg und Ebsdorf. Wir wünschen dem neuen Unternehmen, das in sehr vornehmem Gewande auftritt, Glück auf seinen weiteren Weg und offene Gönnerhände. — (F. B.)

Wilhelm Oehl, Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, hsg v. A. Hauffen, 15. Bd.). Mit einem Trachtenbild. Prag, Verlag der Ges. zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen 1922. VIII, 166 S. (Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg). — Die inhaltreiche Schrift ist die Doktorarbeit eines 1918 verstorbenen Schülers von Ad. Hauffen, der für die Herausgabe gesorgt und damit einen sehr wertvollen Beitrag für die deutsch-böhmische Volkskunde und Ergänzung zu Johns Buch über Sitte, Brauch und Volksglauben Westböhmens (1905) einem größeren Kreise zugänglich gemacht hat. Das Material lieferten einerseits schriftliche Antworten auf einen von Hauffen 1895 versandten Fragebogen und andere handschriftliche Quellen, von denen besonders der hsl. Nachlaß eines Druschma (= Festordner) u. a durch eine launige Litaneiparodie bemerkenswert ist, anderseits die mit größter Sorgfalt ausgezogene gedruckte Literatur. Sehr eingehend ist die Tracht des Brautpaares und der übrigen Festteilnehmer beschrieben. — (F. B.)

F. Ohrt, De Danske Besvaergelser mod Vrid og Blod, Tolkning og Forhistorie. Kopenhagen, Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist filol. Medd. VI, 3. 245 S. — Ders. Trylleord, fremmede og danske (Danmarks Folkeminder Nr 25.) Kopenhagen, Schoenberg 1922. — 131 S. Im Anschluß an seine verdienstvolle Sammlung dänischer Segen und Zaubersprüche (s. oben 28, 147. 30, 178) unternimmt es der Verf., eine Übersicht über die Entwicklung und eine Erklärung dieser Formeln zu geben. Er folgt dabei der besonders von K. Krohn entwickelten Methode, die erreichbaren Varianten Zug um Zug zu vergleichen, wobei besonders auf die Wanderungen und Wandlungen der Formeln manch neues Licht fällt. Sodann werden die Ergebnisse früherer Forschungen kritisch gewürdigt, wobei auch die einschlägige deutsche Literatur in vollem Umfang berücksichtigt wird. Die eingehendste Untersuchung ist dem zweiten Merseburger Zauberspruch gewidmet. Verf. kommt zu dem Schluß, daß die Formel in der Zeit des ausgehenden Heidentums als Nachbildung christlicher Vorbilder entstanden sei. Mit Recht warnt Ohrt davor, ersichtlich christliche Formeln gewaltsam zu heidnischen stempeln zu wollen, „auch wenn der 2. Merseb. Zbspr. noch so heidnisch sein sollte“. Ferner werden behandelt: der Jordansegen, die Longinusformeln, unter die mit Recht der Bamberger Blutsegen eingereiht wird, Christi Wunden, Drei Frauen, Drei Blumen. Die „Drei guten Brüder“ werden auf Cosmas und Damianus zurückgeführt, während in dem „ungerechten Richter“ zahlreicher Formeln Pontius Pilatus vermutet wird. Die zugleich weitgreifende und tiefgehende Abhandlung, die von der philos. Fakultät zu Kopenhagen als Dissertation angenommen ist, stellt ihren Verf. in den ersten Rang der Segensforscher. — Das zweitgenannte Werk gibt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des Segensprechens in Europa vom griechischen Altertum bis zur Gegenwart. Die Darstellung ist gemeinverständlich, ohne daß der wissenschaftliche Charakter der Arbeit dadurch Einbuße erleidet. Zahlreiche Literaturnachweise ermöglichen dem Leser ein weiteres Eindringen in die einzelnen Probleme. Das Buch füllt eine oft schmerzlich empfundene Lücke aus. — (O. E.)

A. Olrik, Ragnarök, die Sagen vom Weltuntergang untersucht. Übertragen von W. Ranisch. Berlin, W. de Gruyter & Co. 1922. XVI, 484 S. mit 4 Abbildungen. 9 M. Grundzahl. — Mit lebhafter Freude begrüßen wir das durch eine vortreffliche Verdeutschung allgemein zugänglich gewordene Werk des allzufrüh dahingeschiedenen Forschers, dessen beide Teile 1902 und 1913 in dänischen Zeitschriften veröffentlicht und alsbald von der Fachkritik als bahnbrechend anerkannt wurden. Es handelt in den vier ersten Kapiteln, von denen Ranisch oben 14, 457 eine ausführliche Inhaltsangabe lieferte, von der Völuspá, dem tiefsinnigsten Liede der Edda, dessen Verfasser mit gewaltiger dichterischer Kraft den heidnischen Volksmythus verklärt und mit christlichen Elementen, die ihm wohl durch die volkstümliche irische Dichtung bekannt geworden waren, durchsetzt hat. In Kap. 5—10 mustert O. die weitverbreiteten Vorstellungen von einem Untergange der Menschheit. Völker von niederer Kulturstufe ängstigen sich vor einem Einsturz des Himmelsgewölbes, vor einem Untier, das bei einer Sonnenfinsternis die Sonne verschluckt, vor einer großen Wasserflut oder vor einem durch einen fallenden Stern entstehenden Weltbrande. Im Kaukasus heimisch ist die Vorstellung von einem gefesselten Riesen, dessen Zucken Erdbeben veranlaßt; daher stammt der griechische Prometheus, der muhammedanische Antichrist Deddjal und der gefesselte Loki, der von den Tscherkessen zu den benachbarten Goten und nach dem Norden gewandert sein mag; in Georgien ist unter Anlehnung an den persischen Ahriman die Amiranlegende daraus entstanden. Solche drohende Gefahr sucht man auf kindliche Weise zu hemmen; die Schmiede schlagen z. B. auf

den Amboß, um die halb zerriebenen Ketten des Unholds zu festigen, die Indianer lärmen bei der Sonnenfinsternis. In einer weiteren Entwicklungsstufe treten statt der Menschen die Götter in den Kampf mit dem Unhold (Fenriswolf, Loki) ein und unterliegen; zu einer Götterschlacht (Ragnarök, d. h. letztes Geschick der Götter) kommt es jedoch nur in der keltischen und nordischen Sage. Verschieden äußert sich die Hoffnung auf eine Erneuerung der Welt im Mythus vom Fimbulwinter, in der indischen Wiedergeburt durch Brahman, und in der persischen und jüdisch-christlichen Auferstehungslehre. Das nordische Ragnarök aber ist der Sammelpunkt und Gipfel fast aller volksmythischen oder naturgebundenen Vorstellungen vom Weltuntergange. Hervorgehoben sei noch, daß O. mit der Theorie von arischen Urmythen gebrochen hat (S. 368) und auch nicht immer eine Motivwanderung, sondern mehrfach eine gleiche Wirkung derselben seelischen Kräfte an verschiedenen Stellen (S. 453) annimmt. Dem Verdeutscher haben wir besonders noch für das liebevoll gezeichnete Lebensbild Olriks und für das ausführliche Sachregister zu danken. — (J. B.)

Wilhelm Pessler, Niedersächsisches Trachtenbuch. Mit 21 Abbildungen. Hannover, Th. Schulze 1922. — Eine Fülle von Material, Forschungsarbeit von Jahren, systematisch gegliedert, zusammengedrängt auf 100 Seiten, die 'Richtlinien zu einer wissenschaftlichen Volkstrachtenkunde' in Anwendung. Die begleitende Karte — soll man sie die Basis oder Krone der Arbeit nennen? — reiht der kartographischen Lebensarbeit des unermüdlichen Erforschers niedersächsischer Volksart, ein neues wichtiges und wertvolles Blatt an. Klar und übersichtlich, trotz der Vielgestalt, sind hier zum ersten Mal Einzeltrachtengruppen eines Sondergebietes herausgearbeitet und, als besonderer Vorzug, Angaben, wo noch lebendige Tracht zu finden, wo Trachtenreste sich erhielten und wo sie völlig geschwunden ist. Das Fundament der großangelegten 'Gesamtdarstellung der niedersächsischen Volkstrachten', zu der der Verfasser viele Mitarbeiter aufrufen möchte, ist gelegt, auch im Text, der 'Grundsätzliches', 'Allgemeines' und 'Besonderes' behandelt und an einer Tabelle vorbildlich beschreibende Übersicht eines mannigfaltigen Trachtenbildes zeigt. Auch das Bildermaterial ist unter ein System gebracht: Einzelstücke, Schmuck, Haartracht, ganze Trachten, Trachtenarten im gleichen Dorf, und Trachtengruppen der gleichen Trachtenart in Nebeneinanderstellung. Mit dieser Veröffentlichung hat die Trachtenforschung wieder einen wesentlichen Schritt vorwärts getan. — (R. Julien).

J. Piprek, Polnische Volksmärchen, nach gedruckten polnischen Quellen ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen. Wien, F. Tempsky 1918. 211 S. gr. 8° (Ergänzungsband 13 der Zs. f. österr. Volkskunde). — Wenig bekannt ist in der nichtslawischen Welt die reiche Fülle der polnischen Märchen, die eine Mittelstellung zwischen den deutschen und den russischen einnehmen. Deshalb verdient das Unternehmen Pipreks, 47 Nummern aus O. Kolbergs 'Lud' und vier ethnographischen Zeitschriften in treuer Verdeutschung den Forschern darzubieten, lebhaften Dank. Auf eine systematische Anordnung und eine Vergleichung außerpolnischer Seitenstücke, auch auf ein Motivregister, das dem Benutzer sehr willkommen gewesen wäre, hat der Vf. allerdings verzichtet, doch entlehnt er in den Fußnoten einige Verweise Kolbergs auf polnische Varianten. Es wird daher nützlich sein, die wichtigeren deutschen Parallelen aus den Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm kurz anzuführen. — S. 10 Polyphem (Bolte-Polívka 3, 372). — 11 und 146 Der dankbare Tote, Zertanzte Schuhe, Prinzessin im Sarge (3, 516. 81. 536). — 16 und 133 Die treuen Tiere (2, 456). — 22 und 64 Die zwei Brüder (1, 540). — 24 Die untergeschobene Braut (1, 104). — 30, 103 und 193 Der Eisenhans (3, 102). — 37 Die sieben Raben (1, 230). — 40 Fitchers Vogel (1, 402). — 43 und 138 Erdmänneken (2, 308). — 46 Treulose Mutter des Drachentöters (1, 552). — 49 und 142 Ferenand getrü (3, 26); zu den vertauschten Kopfbedeckungen S. 50 vgl. ebd. 1, 124. 500. — 57 Drachentöter, Fragen aufgetragen (1, 549. 285). — 75 Der gelernte Jäger (2. 504). — 77 Der Trommler (3, 411). — 87 Der Vogel Greif (3. 272). — 92 Der goldene Vogel, der dankbare Tote (1, 508. 3, 516). — 94 Wunschhemd (2, 206). — 109 Geraubte und wiedergewonnene Zaubergaben (1, 485). — 111 Der König vom goldenen Berge (2, 324). — 117 Vier geschickte Brüder (3, 50). — 118 Fragen aufgetragen (1, 285). — 122 Bärensohn, Zaubergegenstände den Streitenden geraubt, dankbarer Toter, Beinloser und Armloser. — 125 Drachentöter (1, 550). — 128 Der Glücksvogel (1, 543). — 150 Die Räuberbraut, Ali Baba (1, 374. 3, 145). — 158 Das junggeglühte Männlein (3, 194). — 160 Spielhansel, das tapfere Schneiderlein (2. 183. 1, 158). — 165 Die drei Federn (2. 35). — 166 Gansbein verzehrt, der kluge Knabe (2. 131. 360^2. 367). — 168 Das Bürle (2, 14). — 174 Die beiden Königskinder (2, 522) — 180 Bruder Lustig (2. 161). — 190 Pläne der Milchfrau (3, 266). — 191 Der Jud im Dorn (2. 499). — 192 Der Höllenheizer, Grindkopf (2, 425. 3, 102). — 195 Die kluge Else (1, 340). — 195 Die Tiersprache (1, 132^1). — 201 Die drei Schlangenblätter (1, 127). — J. B.

K. Plenzat, Der Wundergarten. Volksmärchen gesammelt und erzählt. Buchschmuck von Kurt Lange. Berlin und Leipzig, Franz Schneider [1922]. 183 S. — Diese herzerfreuende Gabe aus Ostpreußen ist unsrer verehrten Mitarbeiterin Fräulein

Elisabeth Lemke zum 73. Geburtstage gewidmet. Es sind 30 deutsche, masurische und litauische Märchen und Schwänke, darunter 11 neu vom Herausgeber aufgezeichnet, der den treuherzigen Ton der Stallupöner Mundart vortrefflich wiedergegeben hat. Die Anmerkungen liefern die nötigen Nachweise aus der Märchenliteratur. An den schmucken Bildern werden sich viele Kinderherzen freuen. — (J. B.)

K. Plenzat, Ostpreußische Heimatliteratur, im Auftrage der Hauptwohlfahrtsstelle bearbeitet und hsg. Königsberg i. Pr., Hauptwohlfahrtsstelle 1922. 151 S. — Für alle Heimatfreunde hat der auf dem Gebiete der Volkskunde bewährte Vf. in Verbindung mit 11 andern Forschern ein treffliches Verzeichnis herausgegeben, das in 1661 Nummern die Erdkunde, Naturkunde, Sprache, Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft, das Erziehungswesen, kirchliche Leben, Schrifttum, die Musik, bildende Kunst und Wohlfahrtspflege Ostpreußens umfaßt. Bücher sind seit etwa 1850, Zeitschriftenaufsätze mit Rücksicht auf Rautenbergs Verzeichnis (1897) und die Bibliographie der Altpreuß. Monatsschrift erst seit 1907 aufgenommen. In der Regel sind den Titeln kurze orientierende Charakteristiken beigegeben. Mit besonderem Interesse lasen wir die Abschnitte über Volkskunde und über die Literatur der Gegenwart, die eine Reihe klangvoller Namen aufweist. — (J. B.)

F. Pospíšil, Moravské kroje. Brünn 1916. 16 S. — Das mit zahlreichen Abbildungen versehene Heftchen behandelt die Volkstrachten der nationalen Gruppen in Mähren, der Chorvaten, Deutschen, Hannaken, Walachen und Slovaken.

Joh. E. Rabe, Kasper to Hus. Der alten Kasperschwänke dritter Teil, gesammelt und hsg. Hamburg, Quickborn-Verlag o. J. 58 S. (Quickborn-Bücher, 27. Bd.). — Wie in den oben 25, 434 und 26, 418 angezeigten beiden Bändchen bietet Rabe uns eine Reihe lustiger Szenen aus dem Repertoire alter Hamburger Puppenspieler dar, in denen öfter der Gegensatz niederdeutscher und hochdeutscher Mundart als komisches Motiv ausgenutzt wird. — (J. B.)

Fr. Ranke, Der Huckup (Bayerische Hefte f. Volkskunde 9, 1—33. 1922). — Derselbe, Der Hildesheimer Huckup (Alt-Hildesheim 1922 S. 29—32). — Die zahlreichen Sagen von einem nächtlichen Aufhocker, die den Alpträumen zu vergleichen sind, leitet der bewährte Forscher aus Angsterlebnissen ab, bei denen auf einen plötzlichen Schrecken eine längere 'Brustangst' folgt. Bisweilen wird der Huckup als eine zu erlösende Seele, als Werwolf, als ein Geschenk des wilden Jägers oder als ein freiwillig aufgehobenes Lämmchen u. dgl. aufgefaßt. Ein um 1900 in Hildesheim errichtetes Standbild zeigt ihn als Bestrafer eines Apfeldiebes. — (J. B.)

P. R. Rohden, Das Puppenspiel. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 64 S., 2 Taf. Grundpreis 1,20 ℳ (Unser Volkstum, hsg. von W. Stapel). — Das hübsche Büchlein bringt keine historische oder ästhetische Entwicklung des Puppenspiels, sondern eine unterhaltende Erzählung von der Entstehung einer im Winter 1918 in einem französischen Kriegsgefangenenlager errichteten Marionettenbühne, auf der 'Kasperl in der Kriegsgefangenschaft' dargestellt wurde. Hierbei werden aber alle technischen Fragen gründlich abgehandelt; Zeichnungen des später in Halberstadt erbauten Puppentheaters veranschaulichen vortrefflich den Betrieb, auch Winke für das Repertoire fehlen nicht. — (J. B.)

Ernst Samter, Zum Gedächtnis von Hermann Diels. Rede, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Religionswissenschaftlichen Vereinigung in Berlin am 24. Oktober 1922. Berlin, Weidmann 1923. 32 S.

Paul Sartori, Westfälische Volkskunde (Deutsche Stämme, Deutsche Lande, hsg. v. F. v. d. Leyen). Leipzig, Quelle & Meyer 1922. XI, 209 S., 16 Tafeln. — Eine Volkskunde Westfalens zu schreiben, war keiner so berufen, wie Sartori, und es ist sehr erfreulich, daß ihm Gelegenheit gegeben wurde, seine umfassenden, in zahlreichen Einzelarbeiten zum Ausdruck kommenden Kenntnisse in dieser, vom Verlag sehr geschmackvoll ausgestatteten und mit vorzüglichen Abbildungen versehenen Gesamtdarstellung zu vereinigen. Gegenüber der überreichen Materialmenge, die gerade Westfalen bietet, war Knappheit und Auswahl erste Forderung; ihr ist Sartori wie in seinem 'Sitte und Brauch' in vollem Maße nachgekommen, ohne dadurch der Vollständigkeit Eintrag zu tun. Nach einem kurzen, der früheren und gleichzeitigen Arbeiten zur westfälischen Volkskunde dankbar gedenkenden Vorwort behandelt Sartori Land und Volk, Siedlung, Tracht, Sprache und Dichtung, Glaube und Beiglaube und, wie es sich von selbst versteht, mit besonderer Ausführlichkeit Sitten und Bräuche; durch Anmerkungen und Quellennachweise werden alle wichtigeren Einzelheiten belegt. Gerade in unserer Zeit, da auch Westfalen so schwer zu leiden hat, wird man aus dieser klaren und unbedingt zuverlässigen Darstellung der terra virifera Trost und Hoffnung gewinnen können. — (F. B.)

Schlesisch-Mährischer Volkskalender für Haus- und Landwirtschaft. 33. Jahrg. 1923. Geleitet von Erwin Weiser. Freudenthal, Schlesische Verlagsanstalt und Buchdruckerei W. Krommer. 143 S. — Die Heimatkalender haben schon immer für die Volkskunde beachtenswertes Material enthalten, und eine bibliographische

Zusammenstellung und Würdigung dieser Jahresschriften wäre eine mit Dank zu begrüßende Arbeit. Der vorliegende Jahrgang des 'Schles.-Mähr. Volkskalenders' enthält neben Erzählungen im Dialekt, u. a. von dem schlesischen Heimatsdichter Alois F. Lowag, auf S. 72 und 96 'Heitere Anwendungen landläufiger Redensarten', die auch in Norddeutschland bekannt sind. Eine Parallele zu der Redensart „Ich strafe meine Frau nur mit guten Worten", sagte der Müller; da warf er ihr das Gesangbuch an den Kopf", findet sich in einem mir in Berlin erzählten Witz von einer untreuen Frau. die ihrem Manne auf dem Sterbebett beichtet, daß der Fritz und der Franz, der Paul und auch die Lotte nicht seine Kinder seien. Der Mann erzählt das Vorkommnis nach dem Tode seiner Frau dem Pfarrer und schließt: „Da habe ich denn in meiner Not zur Bibel gegriffen . . . und hab sie ihr so lange um die Ohren geschlagen, bis sie sanft im Herrn entschlafen ist." S. 78 f bringt interessante Mitteilungen über die 'Beutelschneiderzunft in Schildberg', einem Städtchen in Nordmähren, wo die 'leichten Kaufleute' ihre 'freie Kunst' bis in die ersten Regierungsjahre Josefs II. ausübten. — (Hans Findeisen.)

E. Schnippel, Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen; Beiträge zu einer vergleichenden Volkskunde. Mit zwölf Abbildungen. Danzig, A. W. Kafemann 1921. 172 S. — Was unser geschätzter Mitarbeiter Prof. Schnippel hier vorlegt, sind volkstümliche Besonderheiten in Volksbrauch und Sitte, die er seit 1883 auf Wanderungen durch das ostpreußische Oberland und das angrenzende Westpreußen gesammelt hat. Es handelt 1. über die abergläubische Formel 'Unverrufen'; 2 Kaddickbier, bei dem Wacholderbeeren die Stelle des Hopfens vertreten, und Met; 3. Johanniskränzlein; 4. den alten Dorfanger; 5. westpreußische Sagen; 6. Windbrettpuppen (Giebelverzierungen) und ostmärkische Haustypen; 7. Schmackostern, Daumenhalten, Weihnachts- und Hochzeitsbräuche, Vorzeichendeutungen; 8. Sternsingerlieder und Reste der Herodesspiele; 9. das Kinderspiel 'Himmel und Hölle' (vgl. oben 21, 234 'Hickelspiel') und die mittelalterlichen Calvarien- oder Jerusalemshügel. Einen besondern Charakter aber verleiht er seinem Buche durch die ausgedehnte Vergleichung andrer Landschaften und Zeiten, welche dem Forscher Stoff zum Nachdenken und weiteren Untersuchungen bietet, mag auch die Überfülle gelehrter Zitate auf den Durchschnittsleser oft verwirrend wirken. Mehrfach weist er auf eine alte germanisch-slawische Kulturgemeinschaft (S. 22. 81) oder auf antike Zauberbräuche hin; das Schmackostern erklärt er abweichend von Mannhardt als Schlagen mit einem Zauberstabe; die Schneckenform des Hüpfspiels vergleicht er mit den Labyrinthen alter Kirchen und den Jerusalemshügeln der Ordensritter, um sie schließlich aus einer altgermanischen Kultprozession herzuleiten. Unter den angehängten Exkursen interessiert besonders die auf Grund der vorherrschenden Verkehrssprache der ansässigen Bevölkerung entworfene Sprachenkarte auf S. 141, die von der amtlichen, auf Grund der sogen. Muttersprache hergestellten Statistik abweicht; die Grenzen zwischen den verschiedenen nieder- und mittel- oder hochdeutschen Mundarten Ost- und Westpreußens konnten allerdings nur ungefähr bezeichnet werden. Besondern Dank verdient das beigegebene ausführliche Sachregister. — (J. B.)

G. Schünemann, Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland. Mit 434 in deutschen Kriegsgefangenenlagern gesammelten Liedern. München, Drei Masken-Verlag 1923. XIII, 466 S. 4° (Sammelbände f. vgl. Musikwissenschaft Bd. 3, zugleich Schriften des Deutschen Ausland-Instituts, kulturhistor. Reihe Bd. 10). — Als der Weltkrieg unsern Gefangenenlagern viele Nachkommen der hessischen und pfälzischen Bauern zuführte, die 1762 von der Kaiserin Katharina II. an der Wolga und in Südrußland angesiedelt worden waren, ergriff die vom preußischen Kultusministerium eingesetzte 'phonographische Kommission' diese Gelegenheit, ihre Mundarten und Lieder aufzunehmen und zu studieren. Über jene berichtete 1918 W. v. Unwerth in den Abhandlungen der Berliner Akademie, den Liedern gilt der vorliegende auf längerer, tiefeindringender Arbeit beruhende, den Deutschen im Ausland gewidmete stattliche Band des Musikhistorikers Prof. Dr. Schünemann. Obwohl das Volkslied bei den Kolonisten keine geregelte Pflege erfuhr, sondern nur mündlich durch den abendlichen Gesang der Burschen auf den Gassen und bei Hochzeitsfesten fortgepflanzt wurde, bildete es doch, unbeeinflußt von der modernen Großstadtkultur, einen starken Damm gegen die Russifizierung. Die 434 Lieder, deren Weisen S. zumeist durch den Phonographen aufnahm, während er die Texte durch die Sänger niederschreiben ließ, umfassen alle Gattungen vom geistlichen Liede und den Balladen des 16. Jahrh. bis zum Soldatenliede des Weltkrieges. Die 'Wacht am Rhein' (nr. 369) hat Zusatzstrophen erhalten, am meisten gesungen wird 'Ich lebte einst im deutschen Vaterlande' (nr. 198), und zwar nach einer russischen Melodie. Genau notiert der Herausgeber die Herkunft der Sänger und das Vortragstempo und gibt ausführliche Quellennachweise und Vergleichung der bisher gedruckten Fassungen. Von besonderer Bedeutung aber sind die zehn Kapitel der Einleitung, die in ausgezeichneter Weise über die Stellung des Volksliedes im Kolonistenleben, Stoffe und Form, Herkunft und Umgestaltung, Vortrag und Sänger Auskunft erteilen. In der Klangfärbung, der langsamen, melancholischen Vortragsart, der Tempsteigerung

macht sich russischer Einfluß geltend. Wie sich im Text oft Entstellungen, Lücken, Mischungen zeigen, so leben auch in den Melodien oft nur die charakteristischen Motive in häufiger Wiederholung fort. Der Vortrag wird durch Verzierungen und Verschleifungsmanieren gedehnt, die merkwürdigerweise bereits in der Kunstmusik des 15.—16. Jahrh. auftreten, eine Tatsache, die das Verhältnis dieser ältesten einstimmigen Kunst zum Volksgesange in ein neues Licht setzt (S. 64). — (J. B.)

Souterliedekens, een nederlandsch psalmboek van 1540 met de oorspronkelijke volksliederen, die bij de melodieën behooren, uitgegeven door Elizabeth Mincoff-Marriage. 's-Gravenhage, M. Nijhoff 1922. XXXIV, 297 S. 4° (Fl. van Duyse, Het oude nederlandsche lied, 1. vervolg.) — Die 1540 zu Antwerpen gedruckten und oftmals wiederaufgelegten niederländischen 'Psalterliedlein' sind 161 geistliche Gedichte, die Willem van Zuylen nach beliebten Melodien verfaßt hatte, um auf diese Weise die allzu weltlichen Liedertexte zu verdrängen. Dadurch, daß er seinen trockenen Gedichten die Weisen selber in Notenschrift beifügte, ist sein Buch eine unschätzbare Quelle für den niede ländischen Volksgesang des 16. Jahrh geworden. Diese weltlichen Melodien legt uns nun Frau Dr. Mincoff-Marriage, eine bewährte Forscherin auf diesem Gebiete (ich erinnere nur an ihre ausgezeichneten Volkslieder aus der badischen Pfalz 1902 und ihre Ausgabe von Georg Forsters 'Frischen Liedlein' 1903), mit ihren ursprünglichen Texten vor, indem sie sie sachgemäß in Balladen, Tagelieder, Liebes-, geistliche, Spott-, Trinklieder und französische Weisen gruppiert. Die Aufgabe war nicht ganz leicht, da W. van Zuylen in der Anführung der weltlichen Weisen oft sorglos verfährt, und da die hauptsächliche niederländische Liedersammlung dieser Zeit, das Antwerpener Liederbuch von 1544, nur 60 hergehörige Stücke bietet. Doch blieben auch einige Texte unauffindbar, so ist die Herausgeberin doch erheblich weiter gekommen als ihr Vorgänger F. van Duyse, der 1889 eine Auswahl von 83 Melodien der Souterliedekens in ziemlich willkürlicher Weise edierte. Sie erlaubt sich keine Abänderungen oder Übersetzungen in den Melodien und Texten und schließt sich auch in der Rhythmisierung der Weisen genauer an die Vorlage an als jener, der allzu häufig Taktwechsel und Triolen einführte. Dieser philologischen Sorgfalt entspricht die Umsicht, mit der alle Zeugnisse für die Beliebtheit der einzelnen Volksweisen verzeichnet werden. Unter den schönen Entdeckungen, die das Werk bietet, sind nicht wenige für die deutsche Dichtung von Wert; denn eine ganze Reihe dieser Lieder ist in Deutschland entstanden oder nur in deutscher Fassung auf uns gekommen; ich nenne nur nr. 4 Tannhäuser, 6 Winterrosen, 7. 8 Liebesprobe (dazu oben 28, 73[2]), 26 Fuhrmann und Wirtin, 33 Tagelied, 141 Ein Buhler muß sich leiden viel. — (J. B.)

Eduard Stemplinger, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen. Leipzig, Dieterich 1922. 128 S. (Das Erbe der Alten, 2. Reihe, Heft 7). — Mit der Fackel der historischen Vergleichung das mystische Dunkel heutigen Aberglaubens zu erhellen, bezeichnet der treffliche Kenner der antiken Literatur als sein Ziel. Wie er uns früher das Fortleben des Horaz in einem anmutigen Buche vorgeführt hat, so eröffnet er hier durch eine große Reihe von Zeugnissen, die wie eine fortlaufende Kette das Fortleben antiker Vorstellungen durch die Jahrhunderte anschaulich machen, das Verständnis für den Aberglauben unserer Tage. Er zeigt, wie seit Konstantin die christliche Kirche heidnische Bräuche sich assimilierte, wie in ihren Legenden, in der wissenschaftlichen Literatur heidnische Einflüsse deutlich zutage treten, wie die stoische Lehre von der Sympathie des Alls, die in Plinius' Naturgeschichte herrscht, sich fortpflanzte, wie der Dämonenglaube des Altertums im Mittelalter noch überboten wurde. In dem Kapitel 'Mantik' behandelt er die natürliche und künstliche Divination, also den Tempelschlaf und Angang, wie die Losorakel, Zauberspiegel und Gottesurteile. Der Abschnitt 'Magie' zerfällt in die Lehren vom Wesen der Dämonen, Schaden- und Schutzzauber. Aus dem Orient stammt die Chaldäerkunst der Astrologie, die bereits Poseidonios in das stoische System einfügte, und die ihr verwandte Zahlensymbolik, die Tagewählerei und Chiromantie, aus Ägypten die Geheimlehre der Alchemie. Stemplinger hat für den gelehrten Benutzer durch Quellenangaben und knappe, wohlüberlegte Literaturnachweise gesorgt; sein Buch ist aber keineswegs nur für den Fachmann geschrieben, sondern wird durch die klare, lebendige, durch Dichterzitate geschmückte Darstellung alle gebildeten Leser fesseln. — (J. B.)

Eduard Stemplinger, Antike Motive im deutschen Märchen. Neue Jahrb. für das klassische Altertum 25, 378-387 (1922). — Zusammenstellung aus Bolte-Polívkas Anmerkungen.

W. Suchier, Der Schwank von der viermal getöteten Leiche in der Literatur des Abend- und Morgenlandes, literaturgeschichtlich-volkskundliche Untersuchung. Halle, M. Niemeyer 1922. 76 S. — In diesem verbreiteten Schwanke handelt es sich um die Leiche eines im Hause eines Ehepaares ums Leben gekommenen Mannes, die im Laufe einer Nacht aus einer Hand in die andre wandert; jeder hält sie zunächst für lebendig und vergreift sich an ihr und meint dann, er selbst sei der

Mörder. In der 1001 Nacht ist's ein Buckliger, der eine Fischgräte verschluckt, in französischen Fablels des 13. Jahrh. ein buhlerischer Geistlicher, der vom Ehemanne umgebracht wird. In der sorgfältigen Untersuchung der zahlreichen Fassungen, zu der auch ein Aufsatz in der Zs. f. roman. Philologie 42 und ein noch ungedruckter über die volkstümlichen Gestalten gehört, richtet der Vf. sein Augenmerk hauptsächlich auf den Zusammenhang zwischen mündlicher und literarischer Fortpflanzung und Umbildung des ursprünglich wohl indischen Stoffes, der um 1170 in einer Novelle Masuccios eine künstlerisch befriedigende Formung erfuhr. Er zeigt, wie kompliziert die Ursprungsfrage hier oft ist und wie auch innerhalb der mündlichen Überlieferung eine planmäßig umgestaltende Tätigkeit sichtbar wird. — (J. B.

W Suchier, Tierepik und Volksüberlieferung (Archiv f. neuere Sprachen 143, 223–236. 1922). — Auf der Jenaer Philologenversammlung legt S. einleuchtend dar, daß der Roman de Renard und seine lateinischen Vorläufer nicht, wie Foulet will, rein literarische Leistungen sind, sondern auf mündlich umlaufenden Volksmärchen beruhen. — (J. B.

W. Suchier, Fablelstudien. Zs. f. roman. Phil 42, 561–605. — Handelt von den auf mündlicher Überlieferung beruhenden Fablels dou segretain, Estormi und Prestre comporté, teilweise abweichend von Pillet (1901) und Steppuhn (1913).

C. W. v. Sydow, Folkminneforskning och filologi, ett svar till professor Finnur Jónsson (Folkminnen och folktankar 1921, H. 2–4). Stockholm 1922. 49 S. — Der schwedische Vf. verteidigt seine 1910 ausgesprochene Ansicht, daß Snorres Erzählung von Thors Fahrt nach Utgard irischen Einfluß verrate, gegen Finnur Jónssons Kritik (Norsk-islandske Kultur- og sprogforhold i 9. og 10 årh. 1921). Er stimmt ihm zwar darin zu, daß von einer genauen Kenntnis der irischen Literatur, wie sie Sophus und Alexander Bugge für die Wikinger des 9.—10. Jahrh. annahmen, nicht die Rede sein könne; aber daß die irischen Sklaven der Isländer ihren Herren an den Winterabenden ihre phantastischen Märchen, christliche Legenden und Prophezeiungen vom Weltende erzählten, hält er für durchaus wahrscheinlich und erweist es durch Vergleichung irischer Finn-Sagen mit der Wiederbelebung von Thors Böcken, den Abenteuern mit Skryme und den Wettkämpfen in Utgard. Er erhebt endlich die prinzipielle Forderung, die allgemeine Literaturgeschichte und vergleichende Volkskunde im Universitätsunterricht weit mehr als bisher zu berücksichtigen, da die einseitigen Philologen nicht imstande seien, das Wesen der mündlichen Überlieferung richtig zu beurteilen und die zufälligen und wesentlichen Übereinstimmungen zweier Sagen zu unterscheiden. — (J. B.)

Karl Tagányi, Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlung in Ungarn. Berlin, Vereinigung wissensch. Verleger 1922. III, 128 S. (Ungarische Bibliothek, hsg. von R. Gragger, 1. Reihe 3). – Um in Ungarn eine Sammlung der ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten anzuregen, gibt T. einen Überblick über die Ergebnisse der bei den Völkern des russischen Reiches, den Südslawen, wie den außereuropäischen Kolonien angestellten Sammlungen. Er betrachtet sodann in drei Kapiteln das Eherecht (Frauenraub und -kauf, Stellung der Witwe, Hausgemeinschaft und Sippenorganisation), den Totenkult und die Adoption, endlich das Erbrecht der Kinder und Frauen. — (J. B.

Ernst Tegethoff, Studien zum Märchentypus von Amor und Psyche. Bonn und Leipzig, K. Schroeder 1922. 133 S. 8°. (Rheinische Beiträge und Hilfsbücher zur german. Philologie und Volkskunde, hsg. von Th. Frings, R. Meißner und J. Müller 4.) — Die oftmals behandelte fabula Milesiaca des Apuleius erfährt hier eine neue gründliche Untersuchung, die im Gegensatz zu früheren Arbeiten nicht von der antiken Erzählung, sondern von den neueren Volksmärchen ausgeht. Mit ihrer wissenschaftlichen Behandlung erweist sich Tegethoff, durch Panzer und v. d. Leyen beraten, wohl vertraut; er analysiert klar und übersichtlich die Fülle der in den zahlreichen Fassungen des Märchens enthaltenen Motive, scheidet die Einwirkung anderer Typen aus, mustert die bisherigen Ansichten über die Entstehung des Märchens und trägt darauf im 5. Kapitel seine eigene Anschauung vor. Er sieht die Grundlage der Apulejanischen Erzählung nicht in dem Märchen vom Tierbräutigam, sondern in dem von der gestörten Mahrtenehe. Freilich handeln die Sagen von Alpträumen, in der Regel von einem weiblichen Dämon, den der Schläfer verwundet oder durch List in seine Gewalt bringt und für eine gewisse Zeit zur Gattin gewinnt; nur im französischen Lai von Yonec und seinen Verwandten wird die Heldin nachts von einem elbischen Liebhaber besucht, aber sein Verschwinden und ihre Bußfahrt wird nicht wie bei Apuleius durch ihre Neugier, sondern durch die Tücke des eifersüchtigen Gatten oder die neidischen Schwestern veranlaßt So gerät denn der S. 103 aufgestellte Stammbaum der Urform des Märchens ziemlich künstlich: 1. Serbische Sage von den Nachtbesuchen des Königs Trojan, der morgens unter den Sonnenstrahlen vergeht, 2. griechischer Mythus von Zeus und Semele (Sehverbot), 3. indischer Mythus von Pururavas, den die Nymphe Urvaçi beim nächtlichen Gewitter nackt erblickt. Wie und wo diese Elemente, in denen die Wanderung der Heldin durch die Unterwelt noch fehlt, zu dem Original der fabula Milesiaca zusammenwuchsen in (Syrien?)

bleibt ungewiß. Durchaus getrennt davon bildete sich (nach S. 94) der Typus des erlösten Tierbräutigams. Trotzdem bedeutet die übersichtliche Gruppierung des weitverzweigten Materials, wenn auch die Stammbaumtafel (S. 99) und sogar eine Inhaltsangabe der Kapitel aus Sparsamkeitsgründen fortgefallen ist, und die energische Art, mit der T. den Problemen zu Leibe geht, einen Fortschritt der Forschung. Verdienstlich sind auch die drei letzten Kapitel über den Anteil der Nationen an der Ausbildung des Märchens, über seinen Aufbau und Stil und endlich über den Märchentypus der gestörten Mahrtenehe in der Literatur. — (J. B.).

E. Tegethoff, Französische Volksmärchen. 1. Aus älteren Quellen, 2. Aus neueren Sammlungen übersetzt. Jena, E. Diederichs 1923. XVI, 322. VIII, 349 S. Grundzahl je 6,50 Mk. (Die Märchen der Weltliteratur hsg. von F. v. d. Leyen und P. Zaunert.) — Unter den Bänden der bekannten Sammlung, die eins der wertvollsten Hilfsmittel zum Studium der Volksmärchen darstellt, nehmen die vorliegenden eine besondere Stellung ein. Tegethoff, dessen Erstlingsschrift dem Märchentypus von Amor und Psyche galt, bietet einen durch eine gutgeschriebene historische Skizze eingeleiteten Überblick über das französische Märchen seit dem 12. Jahrh. Aus den Epen des 12.—13. Jahrhunderts von Huon de Bordeaux, Parthenopeus, Perceval, Cleomades usw., aus den Lais der Marie de France, den Predigtmärlein, Marienlegenden, Fabeln und Schwänken entnimmt er Erzählungsstoffe antiker, keltischer, germanischer, orientalischer Herkunft, die in Frankreich eine neue Prägung erhielten und in die Nachbarländer wanderten. Daß er die Versform der Originale durch kürzende Prosawiedergabe ersetzte, kann man nur billigen. Während der 1. Band vom 12. bis zum 18. Jahrh. reicht und mit Stücken aus Perrault und der Aulnoy abschließt, schöpft der zweite aus den Märchensammlungen, die in den letzten 60 Jahren im Norden, Osten, Zentrum, Westen und Süden Frankreichs angelegt wurden. Ausgeschlossen blieben die wallonischen, westschweizerischen und kanadischen Märchen; dagegen fanden die innerhalb der politischen Grenzen Frankreichs wohnenden iberischen Basken und die keltischen Bretonen Aufnahme. Hier schließt sich der Übersetzer genau an die originale Fassung an. Gut charakterisiert die kurze Einleitung die Eigenart des französischen Märchens Im Verhältnis zum deutschen tritt darin das Zaubermärchen zurück hinter den Schwank und die Legende. Aus den Fabliaux stammen die Streiche des Meisterdiebs (larron) und der leichtfertige, bisweilen satirische Ton, aus dem christlichen Glauben die häufige Ersetzung der elbischen Wesen durch Heilige; einmal verwandelt sich das hilfreiche Pferd des Helden geradezu in die Jungfrau Maria (2, 159). Keltischen Ursprung verraten die Feen, welche an die Stelle von weisen Frauen, Hexen und Zwergen getreten sind, und die zum Gargantua-Typus verzerrten Riesen. Sehr wertvoll sind die Anmerkungen, in denen der mit der neueren Forschung vertraute Forscher die übrigen französischen Varianten und allgemeine Literatur verzeichnet, auf den dramatischen Aufbau der eigentlichen Märchen aus drei verschiedenen Motiven aufmerksam macht und bisweilen den Ursprung und Verbreitungsweg des Stoffes bespricht. Zum Zeichendisput (1, nr. 24a) verweise ich noch auf oben 24, 88. 28, 126. 31, 62, zum Fliegentöter (nr. 24c) auf H. Sachs, Fabeln 5, 229, zum Kuhdieb (nr. 24d) auf Archiv 113, 17, zur Schweigewette (nr. 24e) auf oben 29, 134, zu den drei Buckligen (2, nr. 39b) auf Suchier, Die viermal getötete Leiche 1922. (J. B.)

Th. Thienemann, Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache (Ungarische Jahrbücher 2, 85 – 109. 1922). Feld, Holm, Buche sind von den Ungarn bereits im 10. Jahrh. übernommen; andere Lehnwörter entstammen der ritterlichen und bürgerlichen Kultur des Mittelalters; stärker wird der Zustrom in der folgenden Zeit. — (J. B.)

Trancoso, Histórias de proveito e exemplo (Antologia portugueza, organizada por A. de Campos). Paris-Lisboa, Ailland & Bertrand 1921. LIX, 274 S. — Die 1575 erschienenen und 1596 vermehrten Erzählungen des Portugiesen Gonçalo Trancoso sind teils volksmäßig vorgetragene kurze Anekdoten, teils folgen sie dem literarischen Vorbilde der italienischen Novellisten; von den etwas älteren deutschen Schwankerzählern Schumann und Montanus, die eine ähnliche doppelte Neigung zeigen, unterscheidet sich Trancoso durch größeren sittlichen Ernst. Die vorliegende Auswahl bietet 23 von den 38 Stücken und kürzt hie und da um des populären Zweckes willen. Nr. 5 beruht auf Avians Fabel vom Neidischen und Geizigen (Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 219); nr. 9 ähnelt Juan Manuels Conde Lucanor c. 24; nr. 10 dem Urteil des Schemjäka (R. Köhler 1, 578. 2, 579); nr. 12 ist der von Anderson ausführlich behandelte Stoff 'Kaiser und Abt' (Bolte-Polívka 3, 214); nr. 15 das Märchen von den neidischen Schwestern (Bolte-Polívka 2, 383); nr. 16 geht auf das Novellino 10 zurück; 18—19 auf Boccaccios Decameron 10, 8 und 10; 20 auf Bandello, Novelle 2, 15 (Dunlop-Liebrecht S. 289); 21 ist die gefundene Börse (Chauvin, Bibl. arabe 9, 26. Oesterley zu Pauli c. 115. A. de Cock, Volkssage 1918, p. 118); 22 = Giraldi Cinthio, Hecatommiti 1, nr. 5. — (J. B.)

Arthur Ungnad, Die Religionen der Babylonier und Assyrer. Übertragen und eingeleitet. (Religiöse Stimmen der Völker, hsg. von Walter Otto, III.) Jena,

Diederichs 1921. 344 S. Grundzahl geh. 6 *M*, gebd. 10 *M*. — Nach einer Einleitung über die Geschichte und die Religion der Babylonier und Assyrer folgen Übersetzungen von Mythen und Epen, darunter Gilgameschepos mit Sintflutsage und Ischtars Höllenfahrt, dann Gebete und Lob-, Klage- und Leichenlieder. Für die Volkskunde sind von besonderer Bedeutung die dann zusammengestellten Zaubertexte, Rituale und Omina. Es ist bekannt, wie auffallend vielfach unsere Segen und Zaubersprüche den altbabylonischen ähneln, und daher lebhaft zu begrüßen, daß diese nunmehr in einer vorzüglichen Übersetzung allgemein zugänglich gemacht sind. — (F. B.

Carolina Michaëlis de Vasconcelos, J. Leite de Vasconcelos & Claudio Basto, No seio da Virgem-mãe. Considerações sôbre a historia de uma quadra popular. Viana-do-Castelo, Revista Lusa 1922 27 S. kl 8°. — Portugiesische Volkslieder vergleichen die jungfräuliche Mutter Maria mit dem Glase, durch das der Sonnenstrahl dringt, ohne es zu verletzen. Dieser Vergleich begegnet auch in der spanischen, lateinischen und italienischen Literatur seit dem 12. Jahrh. Weitere Nachweise aus der lateinischen und deutschen Literatur hätten die Verfasser bei A. Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens, Linz 1893 S. 71–75 finden können: die dort angeführte Stelle des Athanasius (Migne, Patrologia Graeca 28, 789: Quaestiones c. 19) stammt allerdings aus einer unechten Schrift späterer Zeit. — (J. B.)

K. Wehrhan, Die Externsteine im Teutoburger Walde in Natur, Kunst, Dichtung und Volkssage. Mit 2 Abbildungen. Detmold, Meyer 1922. 54 S. – Einer knappen, gemeinverständlichen Beschreibung der 1115 von Paderborner Geistlichen eingemeißelten Reliefs der Kreuzabnahme Christi und Aufzählung der versuchten Deutungen des Namens Externsteine sind einige Ortssagen angehängt, darunter eine Novelle des 21jährigen Freiligrath. – (J. B.)

K. Wehrhan, Alte und neue Märchen aus dem Teutoburger Walde und seiner Umgebung, ausgewählt. Detmold, Meyer 1923. 55 S. — 16 Nummern aus Westfalen; die ersten 10 sind der Grimmschen Sammlung entnommen und entstammen der den Brüdern Grimm befreundeten Familie v. Haxthausen. – (J. B.)

K. Wehrhan, Das niederdeutsche Volkslied 'van Herrn Pastor siene Koh' nach seiner Entwicklung, Verbreitung, Form und Singweise. Leipzig, O. Lenz 1922. X, 105 S. — Das Lied, dem diese umfassende und gründliche Untersuchung gewidmet wird, ist seit 1863 in Niederdeutschland und auch in Holland bekannt und wird vielfach in Gesellschaften und auf dem Marsch gesungen. Es schildert humorvoll die Schlachtung einer erkrankten Kuh und die Verteilung des Körpers in einer Unzahl zweizeiliger Strophen mit Kehrreim; Wehrhan teilt nicht weniger als 620 Strophen und 13 Melodien mit. Das Vorbild gaben die seit dem Mittelalter verbreiteten Tiertestamente ab, die durch das altrömische (auf S. 26 irrtümlich dem Petronius zugeschriebene) 'Testamentum porcelli' angeregt wurden. Schon 1523 erschien eine Verdeutschung des letzteren (Clemen, Jahrbücher f. das klass. Altertum 25, 458). — (J. B.)

Adam Wrede, Rheinische Volkskunde. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 24 Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. XV, 363 S. — Schon äußerlich läßt die fast um ein Drittel des Textes und der Tafeln vermehrte Neuauflage, die der ersten (s. o. 30, 43) so überraschend schnell gefolgt ist, den fortarbeitenden Fleiß des Verf. erkennen. Für sein Bemühen, alle nur irgend erreichbaren Quellen für sein Gebiet auszuschöpfen, sprechen die geradezu eine volkskundliche Bibliographie des Rheinlandes darstellenden „Anmerkungen", die von 24 auf 56 Seiten angewachsen sind. In seinem im besten Sinne volkstümlichen Gesamtcharakter unverändert, zeigt der Text fast in jedem Absatz das Streben nach Bereicherung und Verdeutlichung im Einzelnen. Zugute gekommen ist dies u. a. dem Abschnitt über die Geistesart des Rheinländers; was hier z. B. über dessen Deutschtum gesagt und geschichtlich belegt wird, möchte man den verblendeten heutigen Bedrückern des Landes immer wieder vorgehalten sehen. Wie haben sich in den letzten Monaten die Worte des Verf. über die Stellungnahme der Arbeiter und Angestellten gegenüber den Annexions- und Loslösungsbestrebungen glänzend bewährt! Nur mit geistigen Waffen kann Deutschland heute für die bedrohten und bedrückten Rheinlande kämpfen; dies Buch gehört wie wenige in die geistige Rüstkammer des Deutschen. – (F. B.)

Adam Wrede, Eifeler Volkskunde. (Aus Natur und Kultur der Eifel, hsg. vom Eifelverein, H. 3–4.) Bonn, Verlag des Eifelvereins 1922. VIII, 200 S. — Zu dem vorstehenden Werke bietet dieses eine Erweiterung und Ergänzung ohne etwa dafür an Selbständigkeit jenem gegenüber einzubüßen. Ausführlich sind die Siedlungs-, Stammes- und Ortsnamenkunde der Eifel behandelt, hier findet sich auch Gelegenheit, auf den in dem behandelten Gebiet weitverbreiteten Matronenkult einzugehen (S. 9 ff); (aedicula ist nicht das faltige Gewand dieser Gottheiten, sondern die Tempelnische (v. aedes), in die sie hineingesetzt sind;) darauf folgen Kapitel über die sachliche Volkskunde, Volkscharakter, Glaube, Sprache, Dichtung und Bräuche und zuletzt ein Quellenregister, das, wie in der 'Rheinischen Volkskunde' durch seine Ausführlichkeit dem Fleiße des Verf. das allerbeste Zeugnis ausstellt, wie denn überhaupt alles, was zum Lobe jenes Werkes gesagt war, in vollem Maße auch dem vorliegenden zukommt. – (F. B.)

Aus den
Sitzungs-Berichten des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 27. Oktober 1922. Der Vorsitzende Geheimrat Prof. Dr. Joh. Bolte gedachte des verstorbenen Mitgliedes Prof. Dr. Diels, dessen Andenken Hr. Studienrat Dr. Fritz Boehm in längerer Rede feierte. Hr. Geheimrat Dr. Minden zeigte dann eine Anzahl von Photographien aus Windisch-Matrei in Osttirol, darstellend Volkstrachten und Primizkuchen aus Zuckerwerk, eigenartige Formen, z. T. Nachbildung von Kirchengerät. Hr. Architekt O. Lübsen sprach über Sitten und Gebräuche der deutschen Bauhandwerker, besonders der Maurer und Zimmerleute im Nordwesten Deutschlands. Seine aus eigener Erfahrung hervorgegangenen Schilderungen bezogen sich auf die Gebräuche bei den Zusammenkünften in der Herberge, die Wanderschaft, die Bauweisen und Baufeste. Aus den Verbänden der Handwerker sind die heutigen Gewerkschaften entstanden. Die Sitte der Handwerkerwanderung ist im deutschen Nordwesten keineswegs so geschwunden wie in Berlin. Wenn der Junggeselle auf die Wanderschaft ging, ließ er sich „fremd schreiben". Die Herbergszechen fanden unter gewissen Bräuchen und Zeremonien statt, die oft mit dem studentischen Komment übereinstimmen. Man unterhielt sich mit Umtrunk aus Stiefeln u. dergl., Trinksprüchen, Neckereien, Liedern, oft in Begleitung von Händeklatschen, paarweise mit Handkreuzung usw. Als Strafe wurde das sog. Trudelholz angewendet, das unter das Kreuz geschoben war, während der Delinquent unter Gesang auf dem Tische hin und her gezogen wurde. Die Tracht der Zimmerleute liebte die schwarze Farbe, die der Maurer die weiße. Während der Holzbau alteinheimisch ist, wurde der Steinbau von den Römern überliefert. Zur Bezeichnung der einzelnen Balken wenden die Zimmerleute altüberlieferte, oft an Runen erinnernde Kerbschnitte an, z. B. I ᚠ I˙ ✕ #. Zufällige Besucher von Bauten werden „geschnürt", d. h. durch ein umgelegtes Band in derselben Art, wie es bei der Ernte der Fall ist, zu einem Opfer veranlaßt. Bei Vollendung eines Stockwerks, der sogen. Gleiche, wird ein Kranz aufgehängt, bei Errichtung des Dachstuhls eine früher mit Geschenken für die Arbeiter, Taschentüchern, Bändern usw. behängte Krone, für einen knauserigen Bauherrn Besen oder Korb. In der Türkei beobachtete der Redner den Gebrauch, daß keine Baugerüste aufgestellt wurden, sondern der Maurer auf der Mauer hockt, während ihm das Material auf Leitern zugetragen wird. In Italien fand man früher viele verbummelte deutsche Bauhandwerker, sogen. Kunden. Dieser und einzelne der sogen. Kunden- oder Gaunersprache entnommene Ausdrücke werden wohl allgemein auch von Handwerkern gebraucht, dagegen rühren die sogen. Zinken nicht von ihnen her. In heutiger Zeit ist der Nachwuchs der Bauhandwerker spärlich geworden, weil die Lehre zu kostspielig ist. Bemerkenswert ist die Erscheinung, daß oft ganze Dörfer von Handwerkern bewohnt werden, die täglich oder wöchentlich in einen großen Ort fahren, um ihr Handwerk auszuüben, während der Familie der Betrieb einer kleinen Landwirtschaft obliegt. So gab es z. B. in der Neumark ganze Maurerdörfer. In der Besprechung verwies der Vorsitzende auf ältere Literatur, z. B. Frisius, vor 200 Jahren, und auf Oskar Schades Arbeit über Handwerksbräuche. Auch bei Kaufleuten sollen ähnliche sogen. Depositionsformalitäten vorkommen. Hr. Direktor Maurer erklärte den Ausdruck „Berliner" für ein Taschentuch, in das die Habe des armen reisenden Handwerksburschen eingepackt war.

Freitag, den 24. November 1922. Der Vorsitzende Prof. Bolte beantragte Wiederwahl des bisherigen Ausschusses mit dem Rechte der Zuwahl, was ohne Widerspruch genehmigt wurde. Hr. Geheimrat Dr. Minden teilte mit, daß der Herr Vorsitzende in die Preuß. Akademie der Wissenschaften eingetreten sei, und beglückwünschte ihn namens des Vereins. Hr. Universitätsprofessor Dr A. Hübner sprach über die deutschen Geißler und ihre Lieder. Die frühen Geißlerfahrten hat der Mönch von Padua geschildert. Im Herbst 1260 kamen aus Perugia zahlreiche Geißler nach Deutschland gezogen unter Anführung von Fasani und Duldung der Kurie. Politische Wirren zerrissen damals das Volk und bereiteten der Lehre vom Anbruch einer besseren Zeit günstigen Boden. Die mittelalterliche Welt war immer bereit zu glauben, daß Gottes Geduld nun erschöpft und tätige Buße geboten sei. In den nächsten 100 Jahren flackerte die Bewegung der Geißlerfahrten immer

wieder auf. Man bildete eine Norm von 30 Tagen dafür aus, obwohl Geistlichkeit und Polizei dagegen einschritten. Ihren Höhepunkt erreichten sie aber 1349 im Gefolge der großen Pest, die damals Europa verheerte und 25 Millionen Menschen dahinraffte. Judenverfolgungen begleiteten diese Fahrten, die von Gesellschaften prozessionsartig ausgeführt wurden. Allmählich wurden sie zu öffentlichen Schaustellungen, bei denen Geld eingesammelt wurde. Oft waren die Umstehenden so davon ergriffen, daß sie sich später ebenfalls geisselten. Neben dem Schwärmer stand der Schwindler. Der Papst sprach im Herbst 1349 den Bann über alle Teilnehmer aus. Pfannenschmidt hat in seinem Buche über die Geißlerfahrten von 1349 angenommen, daß es sich um eine geheime Verschwörung gegen die Hierarchie und das Dogma handelte. Redner hält das für unbegründet und sucht die Ursachen in dem religiösen Pessimismus der Zeit. Man kann zwei Gruppen von Geißlerliedern unterscheiden, solche, die bei der Geißelung selbst gesungen wurden, und die bei der Fahrt gebrauchten. Die ersteren sind als Liturgie von unbestimmtem Alter und nur in Fragmenten erhalten. Sie stellen die Geißelung als Nachahmung von Christi Leiden hin und bitten um Bewahrung vor dem jähen Tode (der Pest). Die andere Gruppe der Lieder für die Fahrt enthält wahrscheinlich Wallfahrtslieder verschiedener Herkunft, auch ein Weihnachts- und Dreikönigslied ist irrtümlich als Geißlerlied überliefert. In der Limburger Chronik von 1617 wird ein solches Lied erwähnt, auch von Hugo von Reutlingen. Die anscheinende Fülle der Geißlerlieder schmilzt so bei näherer Betrachtung sehr zusammen. Die meisten erwähnten Fragmente gehören zur Liturgie. Das künstlerische Niveau der deutschen Geißlerlieder ist niedrig und proletarisch; in den Niederlanden sind sie vornehmer. Sie haben also keine besondere Bedeutung für die Entwicklung des geistlichen Volksliedes. Der Vorsitzende erkennt die Kritik Hübners als berechtigt an und gibt weitere Beispiele von Askese bekannt, die auch durch einige Stücke neuerer Zeit aus der Sammlung für deutsche Volkskunde belegt wurde.

Freitag, den 8. Dezember 1922. Hr. Studienrat Dr. F. Boehm sprach über volkskundliche Bestrebungen im Altertum. Der Vortragende ging zunächst auf das ein, was bei Homer, Hesiod u. a. an 'Folklore' im Sinne des Erfinders dieser Bezeichnung, John Thoms (1846) vorhanden ist, um dann einen Überblick über die Entwicklung völker- und volkskundlicher Studien im Altertum einen kurzen Überblick zu geben. Das Interesse an den Sitten fremder Völker überwiegt im Altertum das am eignen Volkstum, immerhin fehlt dies nicht völlig, zumal in der alexandrinischen Periode. Sehr wertvolle Anfänge einer wissenschaftlichen Methode der Volkskunde bietet die pseudo-hippokratische Schrift 'Über Luft, Wasser und Bodenbeschaffenheit' (5. Jht.), deren Nachwirkungen sich weit verfolgen lassen, besonders bei dem großen Universalgelehrten Poseidonios. Auch die Sophisten zeigen ein starkes kulturgeschichtliches Interesse, doch mangelte es in älterer Zeit an umfassenden Materialsammlungen, die wir erst bei Aristoteles und seiner Schule finden. Aus diesem Schatze schöpfen viele der Späteren, so die zahlreichen Lokalchroniken. Besonders die Erklärung von Sprichwörtern und sonderbaren religiösen Volksbräuchen war in diesem Kreise beliebt, ferner z. T. treffliche Beobachtungen über die Besonderheiten der verschiedenen griechischen Volksstämme und Städte. Ein Gelehrter, den man mit Recht als ersten Pionier der Volkskunde bezeichnet hat, ist Polemon von Ilion (2. Jh. v. Chr.), von dessen äußerst vielseitiger Schriftstellerei zahlreiche Fragmente volkskundlichen Inhalts erhalten sind. Zahlreiche Proben aus seinen und den Werken anderer Schriftsteller wurden in Übersetzung verlesen. Eine eingehende Darstellung der Entwicklung volkskundlicher Studien im Altertum fehlt bisher, sie wäre eine lohnende und für die Geschichte der Volkskunde wichtige Aufgabe.

Freitag, den 26. Januar 1923. Der Vorsitzende erstattete den Jahresbericht, der Schatzmeister Direktor Maurer den Kassenbericht. Der Beitrag wurde auf 240 *M* jährlich festgesetzt. Durch Zuruf erfolgte die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes. Hr. Geheimrat Dr. Minden überreichte als Geschenk an die Vereinsbibliothek: Karl Köhne, Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern, Zürich 1915. Dann sprach Hr. Prof. Dr F. Behrend über Corvey in Geschichte, Sage und Dichtung. Die Ruinen des Klosters reichen bis ins 9. Jahrh. zurück. Der Gründer war der Abt Adelhard des gallischen Klosters Corbie an der Somme. Das Corbie nova der Benediktiner im Solling begann um 836 zu erblühen, aber schon um das Jahr 1000 war der politische Gipfel überschritten. Zu den Berühmtheiten

des Klosters zählen der Geschichtsschreiber der Sachsen Widukind um 970 und Bernhard von Galen, Bischof von Münster und Abt von Corvey (17. Jahrh.). Berühmt ist die Bibliothek des Klosters, die einige Zeit von Hoffmann von Fallersleben verwaltet wurde. Die abgelegene Örtlichkeit veranlaßte die Brüder Grimm, dort Märchen, Legenden und Volkslieder sammeln zu lassen. Wilhelm Raabes historische Erzählung „Höxter und Corvey“ zeigt eine erstaunliche Einfühlung in die alte Zeit und das Volk. Hr. Architekt Lübsen gab dann durch Mitteilung einiger Volksbräuche und Sagen Anlaß zur Erörterung des volksmäßigen Ausdrucks pitschen = trinken, der aus dem Polnischen abgeleitet wurde. Anknüpfend daran erinnerte Hr. Geheimrat Dr. Minden an das altberliner Original Pietsch.

Freitag, den 23. Februar 1923. Der Vorsitzende teilte eine Nachricht des Germanischen Seminars der Universität Breslau mit, welches um Unterstützung btttet bei seiner Sammlung der Grußformen in deutschen Mundarten. Hr. Prof. Dr. Robert Gragger hielt einen Vortrag über die Volkslieder Ungarns, der am Schluß durch einige grammophonische Darbietungen ergänzt wurde. Schon im 16. Jahrh. zeichnete Rimai Volkslieder auf, im 18. Jahrh. gab Adam Horváth im Magyar Arion serbische Volkslieder in ungarischer Übertragung heraus. Um 1850 beschäftigte sich der Vater der ungarischen Literaturgeschichte Franz Toldy mit den Volksliedern, und Joh. Erdélyi sammelte zur Zeit der Brüder Grimm ungarische Volksüberlieferungen. Das hist. Volkslied zeigt in Ungarn wenig Neigung für die Ereignisse, sondern die Persönlichkeit steht im Vordergrund. Eine aus fortgesetzten völkischen Niederlagen entsprungene Melancholie ist beherrschend. Als zweite Form der Volkslieder ist die Pusztadichtung zu nennen. Sie schildert das freie Hirten-, Soldaten- und Räuberleben mit dem Hauptmotiv der Liebe; Trinkfreude, Naturgefühl und Humor klingen mit. Auch das Kirchenlied, Totenklage und Trauer ertönen. In der Komposition der Strophe ist das einleitende Motiv oft ein Naturbild, vielfach ohne Beziehung zum eigentlichen Inhalt des Liedes. Auch ist der ursächliche Zusammenhang als unpoetisch wenig beliebt. Am häufigsten sind Analogien und unendliche Assoziationen. Alexander Petöfi (1823—49) verwendete sie in höchster Vollendung. Der Rhythmus ist trochäisch, verwandt mit dem der Finnen und Esthen Die sogen. Kuruzenlieder wurden auf einer Schalmei begleitet.

Freitag, den 23. März 1923. Hr. Universitätsprofessor Dr. G. Neckel sprach über südnorwegische Bauerngeschichten aus dem Volksmunde. Solche echten Bauerngeschichten, von Bauern für das Volk gemacht, gibt es nur in Norwegen. Ihr Gegenstand sind menschliche Erlebnisse und Taten, auf Grund der Volksüberlieferung erst im 13 Jahrh. in Island aufgezeichnet. Das sind nicht Sagen in unserem Sinne, noch Märchen, sondern lange Zeit hindurch von sogen. Gelehrten mündlich weitergetragene Erzählungen von ihren Vorfahren oder aus der Vorzeit. Manche dieser Sagas genannten Erzählungen sind von großem Umfange und fast romanartig. Die Zeit der Handlung ist das 9. und 10. Jahrh. Die Grundlagen der Sagas sind historisch, doch sind zur Belebung des Interesses z. B. Dialoge eingefügt, die nur als Ausstattung aufzufassen sind. Die neuere literarische Forschung in Norwegen stellt es so dar, als ob die aus Südnorwegen vom 9. Jahrh. an nach Island auswandernden freiheitsliebenden Bauern die Stoffe zu den Sagas in der Heimat erlebten und durch mündliche Überlieferung jahrhundertelang bewahrten. Zum Nachweis dieser Entwicklung benutzen die Verfechter dieser ansprechenden Anschauung noch vorhandene südnorwegische Bauerngeschichten, Dialekterzählungen, die schwer übbersetzbar sind.

Freitag, den 27. April 1923. Hr. Prof. Dr. Ebermann berichtete über die Prüfung der Kasse, worauf dem Schatzmeister, Hrn. Direktor Maurer, mit Dank Entlastung erteilt wurde. Hr. Prof. Robert Mielke gab einige Proben aus handschriftlichen Liederbüchern aus dem Besitz seines Dienstmädchens, die z. T. bekannte Volkslieder betrafen und meist recht sentimental und schwülstig waren. Hr. Prof. Dr. Ebermann berichtete dann eingehend über „Neues aus der Segenforschung“. Die zweite Merseburger Zauberformel enthält sicher Reste altgermanischer Mythologie und ist der einzige erhaltene unzweifelhaft germanische Zauberspruch aus dem 9. Jahrh. Spätere haben einen christlichen Gehalt, wie z. B. der Bamberger Blutsegen aus dem 13. Jahrh. Die Einleitung dieser Zaubersprüche ist von epischem Charakter. Wenn auch die Situation im Bamberger Spruch ähnlich

der des Merseburger ist, so kann daraus doch nicht auf germanische Überreste geschlossen werden, wie es Kögel tat. Auch Schönbach warnte vor der schnellen Annahme germanischer Reste in allen christlichen Segensformeln. Von dem Merseburger Zauberspruch sind jetzt nicht weniger als 500 Varianten bekannt. Neuere Forscher auf dem Gebiete der Segen- und Zauberformeln sind Kaarle Krohn und der Däne Ferdinand Ohrt (vgl. oben 28. 147). In Anwendung der geographischen Methode verfolgt er die Wanderungen und Entwicklung der Zauberformeln vom klassischen Altertum bis zur Neuzeit. Schon früh stehen heidnische und christliche Formen dicht beieinander. Man kann verschiedene Typen scheiden. Ein solcher ist z. B. der Longinussegen. Longinus war ein römischer Hauptmann, der mit dem Blute Christi seine Blindheit heilte. Ein anderer Typus ist der vom ungerechten Mann, der aus christlicher Überlieferung hergeleitet wird. Dann der Typus der drei Blumen, den der Redner aus dem Volksliede erklärt, was Ohrt bestätigt. Die alte Form der Bienensegen, welche verhüten sollen, daß Bienenschwärme ihrem Besitzer verloren gehen, wurde in ihrer angelsächsischen Fassung vorgetragen und erklärt. Eine strittige Stelle hat Jakob Grimm und Späteren Veranlassung zur Übersetzung durch „Siegweiber" gegeben, während Redner sie so erklärt: Setzt euch, sinkt herab. Weibchen, zur Erde, d. h. die Königin der Bienen, der alle anderen Bienen folgen. Nach Ebermanns Meinung ist der erste Teil der angelsächsischen Formel ein Gerichtssegen und nur der zweite Teil ein Bienensegen Der Abschreiber hat mißverständlich beide Segen zusammengeworfen. In der anschließenden Besprechung erklärte der Vorsitzende, Geheimrat Prof. Bolte, die Übersetzung des Redners für einleuchtend und verwies auf die zahlreichen russischen Legenden über die apokryphische Kindheitsgeschichte Jesu als Quelle für Zauberformeln. Die mit Hülfe solcher Segen ausgeführten Wunderkuren seien in Rußland und Deutschland allerdings sehr verschieden. Prof. Ebermann erklärte, die russischen Formeln müßten anders als die westeuropäischen behandelt werden. Übrigens sei der Unterschied zwischen Inkantationen und Benediktionen nicht immer klar. Vielfach wirke in den Zauberformeln der Reim umgestaltend. Hr. Geheimrat Dr. Minden erwähnte eine talmudische Legende vom Schädel Alexander d. Gr., deren Elemente dieselben sind wie im oben erwähnten sogen. Bienensegen.

Freitag, den 25. Mai 1923. Der Vorsitzende begrüßte den als seltener Gast erschienenen Stadtpfarrer D. Adolf Schullerus aus Hermannstadt in Siebenbürgen. Dann gedachte er des am 6. Mai 1823, also vor 100 Jahren, geborenen W. H. Riehl. des Verfassers der Kulturstudien und der Naturgeschichte des Volkes, der auch das bayerische Nationalmuseum in München einrichtete, und gab eine kurze Charakteristik des auch um die deutsche Volkskunde hochverdienten Historikers. Vorgelegt wurden zwei interessante und reich illustrierte Bücher von Wilh. Fraenger: Der Bildermann von Zizenhausen (Erlenbach-Zürich u. Leipz. 1922) und Der Bauern-Bruegel und das deutsche Sprichwort (ebenda 1923). — Hr. Hilmar Kalliefe legte einige merkwürdige Geräte vor: ein eisernes scherenförmiges Gerät mit eichelförmigen, innen platten Endigungen, wahrscheinlich zum Fälteln von Stoffen benutzt, eine Lichtputzschere ohne den sonst üblichen kleinen Kasten daran, und mehrere wohl der Feuererzeugung dienende kleine Metallbüchsen, sowie einen eigentümlichen Behälter für Riechfläschchen. — Hr. Stadtpfarrer D. Schullerus (Hermannstadt) sprach über den gegenwärtigen Stand der rumänischen Volkskunde. Der Fortschritt der rumänischen Volkskunde im letzten Menschenalter liegt darin, daß sich die Forschung nunmehr nicht nur den Märchen, Volksliedern und auffallenden Bräuchen, sondern dem gesamten Volksleben zuwendet. Die bedeutendsten Träger dieser Forschung sind Sim. Fl. Marian, der die Festbräuche des ganzen Jahres gesammelt hat, und Tudor Pamfila, ein kürzlich jung gestorbener Offizier, dessen Forschungen sich in einer großen Zahl von Veröffentlichungen auf alle Gebiete des Volkslebens erstrecken. Eine Reihe der von der Rumänischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen volkskundlichen Abhandlungen 'Aus dem rumänischen Volksleben' sind von ihm verfaßt. Verdienstvolle Forscher sind noch der deutsche Arzt Dr. Emil Fischer in Budapest († 1922) und Artur Gorovei, der Herausgeber der Zeitschrift 'Die Rockenstube'. Seit zwei Jahren hat in Klausenburg unter Leitung von Prof. Sextil Pușcariu und Prof. Drăganu die Zeitschrift 'Dacoromânia' die rumänische Volkskunde tatkräftig in ihr Arbeitsgebiet aufgenommen.

Ebenso erschienen Veröffentlichungen aus dem Volksleben der Aromânen (Märchen, eine Anthologie der Volksdichtungen usw.) — Hr. Geheimrat Bolte hielt dann einen Vortrag über indische Elemente in christlichen Legenden. Er trat der von Benfey (1859) und seinen Anhängern verfochtenen Anschauung entgegen, als sei überall Entlehnung aus buddhistischen Quellen anzunehmen, wo in europäischen Märchen und Legenden ein Motiv auftaucht, das auch in Indien nachweisbar ist. Beim Pantschatantra und der Legende vom hl. Josaphat sind allerdings persische und arabische Mohammedaner Vermittler zwischen Indien und Europa gewesen, und für manche Märchen ist der gleiche Ursprung anzunehmen; aber die Buddhisten waren nicht die Erfinder der Buddhalegenden, sondern benutzten ältere Überlieferungen, die teilweise als arisches Gut aus der Urzeit anzusehen sind. Nicht nur Züge aus der Geschichte Jesu, sondern auch aus der Abrahams und Salomos begegnen in Indien. Ferner entsprangen solche Parallelen aus gleichen Ursachen oder wirklichen Vorgängen; die gleiche Auffassung vom Wesen eines Heiligen führte dazu, ähnliche Wundertaten, Versuchungen, Bekehrungen zu berichten. Wie Buddhismus und Christentum zwar manche ähnliche Erscheinungen (Mönchtum, Tonsur, Reliquienkult, Glocken, Rosenkranzgebet) aufweisen, aber in der Lehre z. B. im Begriff der Erlösung scharfe Gegensätze zeigen, so muß man auch bei den Legenden äußere und innere Gemeinsamkeiten unterscheiden. Soweit es sich um wesentliche Dinge der Lehre handelt, sind die beiden großen Weltreligionen unabhängig von einander entstanden. K. Brunner.

Nachtrag zum Inhaltsverzeichnis zu Band 21—32

(oben 30, 192ff.)

Niccolao Manucci als Geschichtenerzähler.

Von Theodor Zachariae.

In einem früheren Artikel (oben 25, 404 Anm.) habe ich, im Anschluß an eine Bemerkung Dunlops, darauf hingewiesen, daß die 'Nachahmer orientalischer Erzählungen' sowie ältere und neuere Dichter in reichem Maße die alten Reisebeschreibungen und die Werke über Religion und Mythologie, Sitten und Gebräuche der Völker des Ostens als Quelle benutzt haben. Eine solche Quelle war z. B. Herbelots Bibliothèque orientale. Auf dieses Werk gehen mehrere Gedichte Pfeffels, allerdings nicht unmittelbar, zurück. Eine viel benutzte Quelle waren ferner die 'Voyages en Perse et autres lieux de l'orient' des Chevalier Jean Chardin (s. oben 25, 406 A.). Auch der eben genannte Pfeffel verdankt ihm den Stoff zu einem Gedichte.[1] Bandello[2] entlehnte eine Novelle (1,52) dem Itinerario des Lodovico Varthema. Das Gedicht Giuseppe Parinis 'I ciarlatani' und wohl auch eine von Voltaire in den Fragmens sur l'Inde erzählte Geschichte gehen beide zurück auf eine indische Geschichte, die Bouchet in den Lettres édifiantes et curieuses mitgeteilt hat.[3] Es sei noch an die Benutzung von Dappers Asia und Sonnerats Reisebeschreibung durch Goethe erinnert,[4] sowie an seine Würdigung der alten Reisebeschreibungen in den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des Westöstlichen Divans[5]. Der Reisende, durch den Goethen 'die Eigentümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen', ist Pietro della Valle.

Ich möchte jetzt die Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken, das erst in der neuesten Zeit ans Licht gezogen und bisher in Deutschland fast gar nicht beachtet worden ist, — ein Werk, das, wenn es früher bekannt geworden wäre,[6] für die Geschichtenerzähler eine reiche Quelle hätte bilden können: die Storia do Mogor (Geschichte der Moghulkaiser) des Venetianers Niccolao Manucci. Der Verfasser lebte länger als ein halbes Jahrhundert, von 1656 bis etwa 1717, in Indien, wo er sich für einen Arzt ausgab. Das Manuskript der Storia, teils portugiesisch, teils französisch, teils italienisch abgefaßt,

1) Es ist das Gedicht 'Der Derwisch und der Chan', Poetische Versuche 9, 155; s. Max Poll, Die Quellen zu Pfeffels Fabeln 1888 S. 65f, wo die französischen Autoren angeführt werden, durch deren Vermittelung Pfeffel den Stoff kennen lernte. Vgl. sonst Joh. Bolte oben 28, 117f.

2) Giornale storico della letteratura Italiana 61, 173.

3) Siehe meine Kleinen Schriften 1920 S. 159f. 390.

4) Siehe oben 11, 186ff. Ernst Windisch, Geschichte der Sanskritphilologie und indischen Altertumskunde S. 200f.

5) In der Weimarischen Goethe-Ausgabe 7, 185ff.

6) Nur der oben genannte Catrou hat bereits 1705 eine von Manuccis Geschichten mitgeteilt: Die Geschichte von Bābar und seinem klugen Minister Ranguildas (s. meine Kl. Schriften S. 102).

wurde von François Catrou für seine Histoire générale de l'empire du Mogol (zuerst Paris 1705) benutzt; das Original aber veröffentlichte erst 1907—1908 William Irvine in einer englischen Übersetzung (Storia do Mogor, or Mogul India, 1653—1708, by Niccolao Manucci, Venetian. Vier Bände). Einen Auszug aus dem Werke gab Irvines Tochter Margaret L. Irvine u. d. T. 'A Pepys of Mogul India', London 1913.

Mit dem Historiker Manucci haben wir uns hier nicht zu befassen. Als solcher ist er von Irvine in der Einleitung zu seiner Übersetzung S. LXXI ff. gebührend gewürdigt worden.[1]) Auf den folgenden Blättern beschäftigen wir uns nur mit dem Geschichtenerzähler Manucci. Seine Storia ist voll von Geschichten aller Art, die der Autor auf seiner Reise nach Indien und in Indien selbst gehört und, wie man zugeben muß, in der Regel recht gut wiedergegeben hat. 'His style', bemerkt Irvine, 'though simple and non-literary, is extremely vivacious.' Leider muß ich mich aus Mangel an Raum darauf beschränken, die Geschichten herauszuheben, die, wie ich glaube, ein allgemeines Interesse beanspruchen können, und auch diese kann ich meistens nur in kurzen Auszügen wiedergeben. Es handelt sich für mich nur darum, weitere Kreise mit einer bisher unerschlossenen Quelle bekannt zu machen. Parallelen zu den einzelnen Geschichten führe ich an, wenn oder soweit mir solche gerade zur Hand sind. Bessere Kenner der vergleichenden Literaturgeschichte werden meine Angaben leicht vervollständigen können.

1. Während seines Aufenthalts in Smyrna (1654) hat Manucci daselbst das berühmte Gleichnis von den drei Ringen (oder Steinen) erzählen hören (Bd. 1, S. 7—9). Bei Manucci ist der Mann, der den Juden berauben will, kein Sultan, sondern ein — übrigens namenloser — Gouverneur von Aleppo. Das Gleichnis selbst lautet kurz so:

Ein Vater hat drei Söhne. Jeder von ihnen hofft nach des Vaters Tode einen kostbaren Stein zu erben, der sich in des Vaters Besitz befindet. Der Vater läßt von einem Steinschneider zwei Steine herstellen, die dem echten Steine zum Verwechseln ähnlich sind. In der Todesstunde übergibt er den echten Stein seinem Lieblingssohne, die unechten Steine seinen beiden andern Söhnen, und sagt einem jeden, daß er den echten Stein empfangen habe. So sind denn alle zufriedengestellt. 'In the same manner', heißt es zum Schluß, 'the Lord our God has sent forth three laws: one to the Jews, one to the Christians, and another to the Turks. Of these one is true, and the others false; but as to which is the true one we know nothing, each believing that it is the one he holds. God alone, who gave them, knows which it is, just as the father, who bestowed the stones, knew which was the true one'.

Manuccis Darstellung stimmt somit in allen wesentlichen Punkten überein mit der Darstellung im Novellino (Nr. 73: Come il Soldano, havendo bisogno di moneta, vuolle cogliere cagione a un giudeo; deutsch von Jak. Ulrich in den Romanischen Meistererzählern 1, 77) und im Decamerone (s. Landau, Die Quellen des Dekameron² S. 183—88).

2. Zwei Geschichten von Schah Abbas II. von Persien, die dessen Klugheit und Gerechtigkeitsliebe beweisen sollen (Bd. 1, S. 43 ff.). Die erste, sehr breit erzählte Geschichte ist bemerkenswert.

Ein gewisser Mahomed Raza schuldet einem wegen seiner Ehrlichkeit bekannten Manne namens Miza Esmail (Mīrzā Ismāīl) eine größere Summe Geldes. Schuldner und Gläubiger können nicht einig werden. Daher beschließen sie, daß

1) Siehe auch Jadunath Sarkar, History of Aurangzib, vol. 1 (Calcutta 1912), p. XXII.

der eine seine Schuld, der andere seine Forderung aufschreiben solle. Dies geschieht. Die Dokumente werden dann mit der Unterschrift der Streitenden versehen und in einen Beutel gepackt, der im Beisein mehrerer Zeugen versiegelt wird. Der Beutel soll dem König, wenn er von seinem Jagdausflug zurückkehre, übergeben werden, mit der Bitte, den Streit zu schlichten. Mahomed Raza, der den Beutel in vorläufige Verwahrung genommen hat, schneidet diesen auf, nimmt die Dokumente Miza Esmails heraus, legt andere Papiere, die den Namen seines Gläubigers tragen, hinein und läßt von einem geschickten Manne den Beutel so wieder zunähen, daß niemand die Naht zu erkennen vermag. Als nun der König von seinem Ausflug zurückgekehrt ist, nimmt er den Beutel in Empfang und übergibt ihn seinem Minister Fazel Beg, damit er den Streit entscheide. Der Minister öffnet den Beutel, findet darin Dokumente, die beweisen, daß Miza Esmail der Schuldner Mahomed Razas ist und entscheidet zugunsten des letzteren. Miza Esmail, entrüstet über die Entscheidung und überzeugt, daß man ihn betrogen hat, wendet sich nunmehr direkt an den König. Dieser vermutet sofort: Mahomed Raza hat den Beutel geöffnet und hat das Loch wieder zunähen lassen. Um den Ausbesserer ausfindig zu machen, bedient sich der König einer List. Er brennt in einen kostbaren, selten benutzten Teppich ein Loch. Der Teppichleger entdeckt das Loch und läßt er von einem Ausbesserer — zufällig demselben, der den Beutel geflickt hat — wieder zustopfen. Bald darauf will der König den Teppich benutzen. Er findet, daß er in einem tadellosen Zustand ist; vergebens bemüht er sich, die Stopfnaht zu entdecken. Der Teppichleger wird gefragt, wer den Teppich gestopft hat, und muss auf Befehl des Königs den Ausbesserer herbeiholen. Diesem zeigt der König den Beutel; der Mann gesteht, ihn ausgebessert zu haben; seinen Auftraggeber werde er leicht wiedererkennen. Der König läßt nun eine Anzahl von Beamten und Dienern nebst Miza Esmail und Mahomed Raza vor sich kommen. Ohne Zögern bezeichnet der Ausbesserer den Mahomed Raza als seinen Auftraggeber. So ist Mahomed Raza überführt. Er wird mit dem Tode bestraft; sein ganzes Besitztum fällt an Miza Esmail.

Mit dieser Geschichte stimmt im wesentlichen überein Gladwins Persian Moonshee Nr. 11 (neuerdings von J. Hertel übersetzt u.d. T. 'Das zerschnittene Polster' in den Zweiundneunzig Anekdoten und Schwänken aus dem modernen Indien 1922 S. 23ff.). Die Einleitung ist freilich etwas abweichend, aber die Art, wie der Betrüger entlarvt wird (im Persian Moonshee ists ein unehrlicher Richter, bei dem ein Beutel voll Geld hinterlegt worden ist), ist in beiden Geschichten genau dieselbe. Sehr nahe steht auch ein indischer Text, Vikramodaya 16, von mir im Auszug mitgeteilt oben 16, 146. Von einer mit 1000 echten Dinaren gefüllten Geldkatze, die geöffnet, mit falschen Münzen angefüllt und wieder zugenäht wird, ist die Rede in einer von Hertel, Geist des Ostens 1, 252 u. d. T. 'Der entlarvte Betrüger' übersetzten indischen Erzählung. Vgl. auch (Hammers) Rosenöl 2, 300 Nr. CLXXII.

3. Die Geschichte, die Manucci 1, 111ff. von dem Mogulkaiser Bābar und seinem klugen Minister Ranguildas erzählt, ist von mir in meinen Kleinen Schriften 1920 S. 100ff. ausführlich behandelt worden, sodaß ich hier von einer Wiedergabe der Geschichte absehen kann.

4. Die Geschichte von dem Musiker und den Türhütern (Manucci 1, 189 f.; vgl. 4, 422) wird in die Regierungszeit Shāhjahans (1627—58) verlegt.

Dieser Fürst war ein Liebhaber von Musik und Tanz. In besonderer Gunst stand bei ihm ein Musiker, der zugleich ein eleganter Dichter und Possenreißer war. Wollte er Zutritt zu dem Palaste des Kaisers erlangen, so mußte er den wachehabenden Türhütern ein Trinkgeld geben oder ein solches zu geben versprechen. Empört über ihre Zudringlichkeit, beschloß er, ihnen einen Streich zu

spielen, um sie für immer loszuwerden. Er verfaßte ein Gedicht und begab sich damit in den Palast, um es dem Kaiser vorzutragen. Am Tore wurde er, wie gewöhnlich, von den Türhütern angehalten. Sie ließen ihn nicht eher passieren, als bis er versprochen hatte, ihnen alles zu geben, was ihm der Kaiser für sein Gedicht schenken würde. Als ihm der Kaiser nach dem Vortrag des Gedichtes ein Geschenk von 1000 Rupien machte, äußerte er keine Freude, sondern bat den Kaiser unter Tränen, ihm 1000 Hiebe statt der 1000 Rupien zu bewilligen. Der Kaiser lachte und fragte nach der Ursache dieser sonderbaren Bitte. Von dem Musiker aufgeklärt, ließ er den 25 Türhütern, die an dem Tage Dienst taten, 1000 Hiebe verabreichen, dem Musiker selbst aber schenkte er 1000 Rupien und ein Pferd.

Der Held der Geschichte wird von Manucci nicht genannt. Nach einer von Irvine (Manucci 4, 422) zitierten Quelle ist es Bīrbal, ein Minister des Kaisers Akbar. Von diesem Bīrbal werden viele witzige Geschichten erzählt (vgl. meine Kleinen Schriften S. 96ff.). Er wird uns weiter unten noch einmal vorkommen. Die Geschichte von dem Musiker und den Türhütern wird übrigens ganz ähnlich auch von Tennālirāma, dem 'Bīrbal Südindiens', erzählt; vgl. die oben 11, 101 von R. Schmidt angezeigten Tales of Tennālirāma, Madras 1900, Nr. 5: Getting the sentries whipped. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimm 1, 62.

5. Wie klug und wie gerecht Shāhjahān zu urteilen pflegte, sucht Manucci 1, 203f. mit zwei Geschichten zu erweisen.

Ein Soldat, so heißt es in der ersten, raubte einst einem Schreiber seine Sklavin. Vors Gericht gezogen, behauptete der Soldat, die Sklavin sei sein Eigentum, und die Sklavin selbst, die gern mit dem Soldaten zusammenleben wollte, behauptete dasselbe. Auf den Befehl des Kaisers mußte die Sklavin etwas Wasser in ein Tintenfaß gießen, das er gerade benutzen wollte. Dies machte sie so geschickt, wie sie es nur von einem Schreiber gelernt haben konnte. Der Schreiber erhielt seine Sklavin wieder; der Soldat wurde verbannt.

6. Interessanter ist die zweite Geschichte: Die Katze und die vier Kaufleute.

Vier Kaufleute in Delhi hatten ihre Waren in einem Laden deponiert und bewachten sie abwechselnd. Wer die Wache hatte, mußte das Öl für die Lampe und das Futter für eine Katze besorgen, die in dem Laden gehalten wurde. Sollte die Katze verenden, so mußte er eine andere kaufen. Eines Tages brach die Katze ein Bein. Der Kaufmann, der an dem Tage Wache hielt, hatte für die Heilung des Beines zu sorgen und forderte seine Genossen auf, sich an den Kosten zu beteiligen; was sie verweigerten. Als die Katze noch in Behandlung war, kratzte sie sich einmal in der Nähe der Lampe, und der Lappen, der um ihr krankes Bein gewickelt war, fing Feuer. Die Katze sprang in die Waren hinein und setzte sie in Brand, sodaß das ganze Warenlager ein Raub der Flammen wurde. Von dem Katzendoktor verlangten die anderen drei Kaufleute vollen Schadenersatz, und in der Tat entschied das Gericht zu ihren Gunsten. Der Kaiser aber hob das Urteil auf, 'deciding that the three merchants should pay him who was responsible for the cure of the cat. He said that the broken leg could not walk, and that the three legs belonging to the three traders were those that had caused the fire; therefore, they were bound to pay the man who was in charge of the cat'.

Irvine bemerkt zu dieser Geschichte: 'A mere folk's tale (see Story No. 18 on p. 9 of R. B. Swinton's 'An Indian Tale or Two', Blackheath, no date). There is also a Japanese version in the Pall Mall Magazine for September, 1905, p. 395.'

Die Geschichte steht auch, wie ich hinzufügen möchte, in Nirmala Pāṭhakas Pañcopākhyāna und ist mitgeteilt worden von Joh. Hertel in seinem Buche Das Pañcatantra, seine Geschichte und seine Verbreitung 1914 S. 286 u. d. T: 'Der Prozess um die Katerpfoten'.

Hertel verweist noch auf Mukharji, Indian Folklore, Nr. XI S. 44 (mir nicht zugänglich).

7. Shāhjahāns ältester Sohn Dārā, den sein eigener Bruder, Aurangseb, ermorden ließ, hatte drei Frauen. Die Hauptgemahlin, Nūrmahal Begam, machte ihrem Leben noch vor dem Tode ihres Gatten durch Gift ein Ende. Die beiden andern Frauen wollte Aurangseb in seinen Harem aufnehmen. Die eine, eine Georgierin namens Udepurī, fügte sich seinem Wunsche ohne weiteres; die andre aber, Ranadel mit Namen, ließ ihn fragen, was ihm so gut an ihr gefalle, daß er sie zu heiraten wünsche. Als sie hörte, daß er ihr Haar besonders liebe, schnitt sie es ab und sandte es ihm zu: sie selbst wolle ihr Leben in Einsamkeit verbringen. Aber Aurangseb gab sich nicht zufrieden und drang weiter in sie: ihre Schönheit habe es ihm angetan; wenn sie in die Heirat willige, so werde er sie achten wie eine Königin. Darauf zerschnitt sie sich mit einem Messer das Gesicht, sammelte das Blut in einem Tuche, schickte das Tuch dem Aurangseb zu und ließ ihm sagen, mit ihrer Schönheit sei es jetzt vorbei. Nun hatte sie Ruhe vor ihm (Manucci 1, 361).

Die Art, wie die tapfere Ranadel die Zudringlichkeiten Aurangsebs abwehrt, erinnert sofort an die im Mittelalter weitverbreitete Geschichte von der Nonne, die einen Mann, der sie entführen will, fragt, 'quidnam esset, quod eum plus ad eius amorem concitaret', und zur Antwort erhält: 'oculi tui pulcherrimi'; worauf sie sich die Augen ausreißt, sie auf eine Schüssel legt, damit ans Fenster des Klosters tritt und spricht: Domine, ecce, oculos, quos diligitis; utimini eis, ut vobis libet, me vero, quae sum templum spiritus sancti, nequaquam habebitis.[1])

8. Auf die Zaubergeschichten, die Manucci 2, 133 ff. und 3, 200 ff. erzählt, kann ich eben nur hinweisen. Wir lesen da von Liebeszauber, Zauberpuppen, Wahrsagerei, Diebfindung und dgl.[2]) Einige von Manuccis Zaubergeschichten sind besprochen worden im Journal of the Anthropological Society of Bombay 9, 380—395.

9. Sultan Mahmūd und Ayāz. — Bd. 2, 179—186 (vgl. 4, 433) liefert Manucci eine Beschreibung der Stadt Lāhor und handelt ausführlich von ihrem Gründer Meleq Khās,[3]) wie er ihn nennt, oder Ayāz, wie er eigentlich heißt und wie ich ihn im Folgenden nennen werde.

Ayāz war der Lieblingssklave des Sultans Mahmūd von Ghaznī († 1030). Sein Herr schätzte ihn so sehr wegen seiner Klugheit und Bescheidenheit, daß er ihn zu seinem ersten Minister ernannte. Dies erregte den Neid der Hofleute. Sie ließen kein Mittel unversucht, den verhaßten Günstling des Sultans zu verleumden und zu stürzen. Einmal hatten sie durch ihre Spione in Erfahrung gebracht, daß sich Ayāz täglich, ehe er an den Hof komme, in seinen Garten begebe, wo sich ein kleines Haus, mit einer Truhe darin, befinde. Er trete allein in das Haus und

---

1) Joseph Klapper, Erzählungen des Mittelalters 1914 S. 248f., wo weitere Literaturangaben. Siehe auch R. Garbe, Indien und das Christentum 1914 S. 116; Heinrich Günter, Buddha in der abendländischen Legende 1922 S. 220f. 252.

2) Auch sonst treffen wir allerlei abergläubische Gebräuche in Manuccis Storia. Beim Bau einer Stadt werden enthauptete Verbrecher in die Fundamente der Häuser gelegt 'as a sign of sacrifice' (1, 183; vgl. 4, 422). Als Shāhjahān in dem berühmten Mausoleum Tāj Mahal beigesetzt werden soll, da wird die Leiche 'not carried out through the palace entrance; through a hole made in the wall they brought it out head first, this being a superstition among the Mogul kings, I know not the reason why' (2, 126; vgl. 4, 431, wo ein ähnlicher Bericht über die Beisetzung Akbars). Zu medizinischen Zwecken gewinnt Manucci Menschenfett von zwei hingerichteten Verbrechern; was ihm beinahe das Leben gekostet hätte (2, 209 ff.; vgl. W. Crooke, The popular religion and folk-lore of Northern India 2, 176).

3) Wie Manucci darauf kommt, ihm diesen Namen beizulegen, ist nicht klar. Ein Erklärungsversuch bei Irvine (Manucci 4, 433).

schließe die Tür hinter sich zu, so daß niemand wissen könne, was er treibe: vielleicht vollbringe er einen Zauber, um sich die Gunst seines Herrn zu sichern, vielleicht verberge er irgendwelche verdächtige Papiere. Um der Sache auf den Grund zu kommen, befahl der Sultan dem Ayāz, ein Bankett zu veranstalten. Dies geschah. Nach dem Bankett begab sich der Sultan mit seinen Großen in den Garten seines Günstlings und gelangte so an das verdächtige Gartenhaus. Ayāz mußte es aufschließen, und da gewahrte man, daß das Innere voll von Spinnweben war und daß in einer Ecke eine alte Truhe lag. Auf die Frage des Sultans nach dem Inhalt der Truhe erwiderte Ayāz, daß die Truhe nichts Kostbares in sich berge, sie sei überhaupt ungeeignet für die Aufbewahrung kostbarer Dinge. Nun aber drangen die Hofleute in den Sultan, die Öffnung der Truhe zu erzwingen. Ayāz gab nach einigem Zögern seinen Widerstand auf, zog den Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Und was fand sich in der Truhe? Nichts weiter als eine alte, verrostete Sichel und das härene Gewand eines Bauern. Allgemeines Erstaunen. Der Sultan fragte Ayāz, warum er solche Gegenstände aufbewahre und warum er sich jeden Tag, ehe er an den Hof komme, in sein Zimmer einschließe. Ayāz antwortete, daß 'aware of the bounties the king had conferred and was conferring every day upon him, he dreaded he might grow proud. Therefore he came every day to behold the sickle and the cloak, so as to be reminded that if, by any evil deed, he came to be banished from court, he would be forced to live as his father had done, wearying himself in the sun cutting herbs and grass. Having this consideration fresh in his head, he ever renewed his resolve to serve his lord with fidelity'.

Diese Anekdote,[1]) von Manucci hübsch erzählt, wird auch anderwärts, in wenig abweichender Fassung, überliefert. Irvine verweist auf Th. W. Beales Oriental Biographical Dictionary u. d. W. Ayāz.[2]) Hier lautet die Anekdote:

Ayāz, a slave of Sultān Mahmūd of Ghaznī, who being a great favourite of his master, was envied by the courtiers; they therefore informed the Sultān that they frequently observed Ayāz go privately into the Jewel office; whence they presumed he had purloined many valuable effects. The next time when the slave had entered the treasury, the Sultān followed by a private door, and unobserved, saw Ayāz draw from a large chest a suit of old dirty garments with which having clothed himself, he prostrated himself on the ground and returned thanks to the Almighty for all the benefits conferred on him. The Sultān, being astonished, went to him, and demanded an explanation of his conduct. He replied, 'Most gracious Sire, when I first became your Majesty's servant, this was my dress, and till that period, humble had been my lot. Now that, by the grace of God and your majesty's favor, I am elevated above all the nobles of the land, and am intrusted with the treasures of the world, I am fearful that my heart should be puffed up with vanity; I therefore daily practice this humiliation to remind me of my former insignificance'. The Sultān being much pleased, added to his rank, and severely reprimanded his slanderers.

Die Anekdote steht auch, wie ich hinzufügen möchte, in Gladwins Persian Moonshee Nr. 76 (deutsch bei Georg L. Leszczyński, Persische Schnurren 1918 Nr. 46 und bei Joh. Hertel, Zweiundneunzig Anekdoten und Schwänke 1922 Nr. 71). Ferner macht Irvine darauf aufmerksam, daß sich eine sehr ähnliche Geschichte in Taverniers Reisebeschreibung findet (Voyages de Perse 1, 9). Hier aber ist der

1) Wie der früher erwähnte Bīrbal, so ist auch Ayāz der Held vieler Anekdoten. Manucci selbst erzählt noch drei von ihm: 2, 181f. (warum der auf seinem Bett ruhende Ayāz, als der Sultan sein Zimmer betrat, zwar die Augen aufschlug, sie aber sofort wieder schloß und sich nicht rührte); 2, 183f. (auf den Rat des Ayāz ließ der Sultan die erbeutete Statue einer indischen Gottheit zerschlagen; dabei kam eine Menge von kostbaren Steinen und Perlen zutage) und 2, 184f. (wie Ayāz, nach der Erbauung der Stadt Lāhor, den Sultan in einem Scheingefecht besiegte und gefangennahm). Anderes bei Irvine (zu Manucci 4, 433).

2) Vgl. Grierson, Linguistic Survey of India 9. 1, 162.

Held der Geschichte Mahamed-Ali-Beg, der Schatzmeister von Shah Abbas und Shah Safi. [Herder-Liebeskind, Palmblätter 1, 1 nach Fénelon, Alibée. Chauvin, Bibl. arab. 2, 119 nr. 104.]

Sehen wir uns jetzt in der indischen Literatur um, so finden wir da eine schöne Parallele in der Geschichte von der Kaṇayamañjarī.[1])

Der König Jiyasattu hatte sich mit Kaṇayamañjarī, der schönen, klugen Tochter eines armen Malers namens Cittangaya vermählt. Er schenkte ihr einen Palast und eine Menge Sklavinnen. Im Laufe der Zeit verliebte er sich immer mehr in sie und er vernachlässigte daher seine übrigen Frauen. Diese waren entrüstet darüber, berieten miteinander und kamen zu dem Schluß, Kaṇayamañjarī müsse den König verhext haben, so daß er ihr ausschließlich seine Liebe schenke.

Nun hatte Kaṇayamañjarī diese Gewohnheit: jeden Tag um die Mittagszeit betrat sie ganz allein eines der Zimmer ihres Palastes, schloß die Tür hinter sich zu, legte die Kleider und Schmucksachen ab, die ihr der König geschenkt hatte, und legte dafür das ärmliche Gewand an, das sie von ihrem Vater erhalten, und einen Schmuck aus Blei und Zinn. Und dann ermahnte sie ihre Seele: 'Sei nicht stolz, Seele, wegen deines Reichtums, werde nicht eingebildet, vergiß dich selbst nicht! Dem König gehört dieser Reichtum, dir gehört nur dieses oft gewaschene Gewand. Sei demütig, damit du nicht auf lange Zeit dieser Herrlichkeit entsagen mußt'.

Die Mitfrauen beobachteten das und hinterbrachten es dem König: wenn er sie auch nicht mehr liebe, so wollten sie doch ein drohendes Unheil von ihm abwenden. Kaṇayamañjarī führe Böses gegen ihn ihm Schilde; weil er so verliebt in sie sei, merke er nichts davon. Er solle nur zu ergründen versuchen, was sie tagtäglich in dem verschlossenen Zimmer ihres Palastes treibe. Der König stellte sich nun an die Tür des Zimmers, sah, wie Kaṇayamañjarī ihr Kleid wechselte und hörte, wie sie ihre Seele ermahnte. Er war entzückt über ihre Klugheit und Bescheidenheit, machte sie zur Herrin über das ganze Königreich und erhob sie zu seiner Hauptgemahlin.[2])

Findet sich in den abendländischen Literaturen eine Parallele zu der Geschichte von Mahmūd und Ayāz? — Ich kann nur auf eine mittelalterliche Erzählungssammlung hinweisen, die im Britischen Museum (MSS. add. 27336) aufbewahrt wird. Nach der Analyse, die im Catalogue of Romances in the department of MSS. in the British Museum 3, 655, 115 gegeben worden ist, hat eine von den zahlreichen Erzählungen dieses Werkes folgenden Inhalt: Baker's son becomes a king's councillor; as an antidote against vain-glory, he keeps a picture of an oven in his secret chamber.

10. Die Geschichte, die Manucci 2, 463 f. (vgl. 4, 440) erzählt, spielt in einem Garten in Lāhor: eine liederliche Frau höhnt und mißhandelt ihren Mann, der einen Ehebruch begehen will. Eine andere Version dieser Geschichte findet sich nach Irvine in Ovingtons Voyage to Suratt 1696 p. 210. Mir ist diese Reisebeschreibung leider nicht zugänglich.

11. Die Geschichte vom König Biguer Magīd (Bikramajīt, Vikramāditya) bei Manucci 2, 470 will ich im vollen Wortlaut mitteilen.

---

1) Der Text in Jacobis Ausgewählten Erzählungen in Māhārāshṭrī 1886 S. 19 ff. (eine andre Version mitgeteilt von Charpentier im Journal Asiatique, dixième série, tome 18, p. 244—250). Oft übersetzt; von J. J. Meyer in den Decennial Publications of the University of Chicago 1, 6, p. 123 ff. und in seinen Hindu Tales 1909 p. 173 ff., von Charpentier, Paccekabuddhageschichten (Uppsala Universitets Årsskrift 1908) S. 122 ff. und von Joh. Hertel in seinen Indischen Märchen 1919 S. 271 ff.

2) Professor Hultzsch verweist mich noch auf Kalhaṇa, Rājataraṅgiṇī 8, 1371—72 (übersetzt in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 69, 164).

Desiring to see his kingdom increase and merchants frequent the country, he directed that anything the traders could not sell during market-time should be bought by his major-domo. It happened once that a trader brought, among other rarities, an image representing Misfortune; he sold everything except this figure. The king's major-domo, following the orders received from his master, bought it and sent the merchant away. He stored the image along with the other goods, and reported the matter to the king.

Being superstitious, the king did not fail to be affected by such a purchase. However, he said nothing about it. He cared more about keeping his word than about the superstitious presentiments aroused in him by the purchase. The Hindūs assert, as a moral and politic lesson, that the figure of Wealth appeared to the king and complained to him that she could no longer stay, being unable to dwell where Misfortune was. After much discussion, the king agreed that Wealth might withdraw herself, rather than that he should break his word. On her departing, she menaced him with a thousand disagreeables and losses; and to all these the king subjected himself rather than break his word.

Then came Victory, and after using the same argument as Wealth, took her leave, the king still remaining constant to the same opinion. Finally, as they tell the story, Faith appeared to him, and, making complaint, prepared to depart like the rest. To this the king would not agree, but embraced her firmly, nor would he on any account permit her to go. Thus the Hindūs say that, after many combats with Faith, she was overcome by the king's insistence and remained. With her came Wealth, Victory, and all other good things. This is a fine apologue to teach us that everything may be abandoned — Wealth and Prosperity — but Faith never; for where she is, everything else is naturally attracted also.

Diese Geschichte stimmt im wesentlichen überein mit der 32. Geschichte des Vikramacarita 'Leben und Taten des Vikrama' (Vikramāditya) oder der Siṃhāsanadvātriṃśikā, d. h. der 32 Throngeschichten. Siehe Weber, Indische Studien 15, 437 ff. Im Vikramacarita treten der Reihe nach auf: die (Statue der) Armut, das Glück, der Verstand und der Mut.

Die Geschichte, 'die von allen Throngeschichten wohl die geistvollste ist', ist im Auszug wiedergegeben worden von Winternitz in seiner Geschichte der indischen Literatur 3, 339 f.; sie steht auch in Merutuṅgas Prabandhacintāmaṇi (in Tawneys Übersetzung 1901 S. 8). Eine persische Version der Geschichte ist übersetzt worden von Lescallier, Le trône enchanté 2, 202—211. Wie verhält sich unsere Geschichte zu Hemavijaya, Kathāratnākara 35 'Der Hoffnung gebührt der Preis' (in Hertels Übersetzung Bd. 1, 104—111)?

12. Von den Elefanten handelt Manucci 3, 76 ff.: von den verschiedenen Arten der Elefanten, wie man die Elefanten jagt, fängt und zähmt, von ihrer Klugheit, Dankbarkeit und Rachsucht. Eine ganze Anzahl von Geschichten erzählt Manucci bei dieser Gelegenheit, z. T. solche, die er selbst erlebt hat oder erlebt haben will. Ich will hier nur herausheben, was er von einer Königswahl[1]) durch einen Elefanten berichtet (3, 82; vgl. 3, 274):

They say that formerly there died a King of Arakan without leaving a successor, at a time when the nobles were in discord and each one wished himself to become king. In the end they decided to let the chief royal elephant loose outside the city, and he who should return mounted on it would be made king. After three days the elephant appeared in front of the royal palace with a boy upon his back. The lad was the son of a shepherd; but he was accepted as king.

1) Vgl. meinen Aufsatz 'Königswahl in Indien' im Archiv für Religionswissenschaft 21, 491 ff.

13. Verrate deiner Frau kein Geheimnis! (Manucci 3, 122).

Eine Frau rühmt sich ihrem Manne gegenüber, daß sie ein Geheimnis gut bewahren könne. Um sie auf die Probe zu stellen, bringt der Mann eines Abends ein blutbefleckte̲s Tuch mit nach Haus und sagt seiner Frau, es befinde sich darin der Kopf eines von ihm erschlagenen Feindes; sie müßten den Kopf schleunigst vergraben, sonst gerate er in Lebensgefahr. Er gebietet seiner Frau strengstes Stillschweigen, begibt sich mit ihr in den Garten des Hauses und verscharrt dort den Kopf. Nach einiger Zeit bricht Zank und Streit zwischen den Ehegatten aus Der Mann schließt seine Frau in ein Zimmer ein und verläßt das Haus. Eine Sklavin öffnet das Zimmer, die Frau entflieht und zeigt dem Richter die angebliche Mordtat ihres Mannes an. Der Richter läßt an der Stelle, wo der Kopf verscharrt worden ist, die Erde aufgraben; und was findet man da? Den Kopf eines Schafes! Damit ist die Falschheit und Treulosigkeit der Frau bewiesen. ‘I give the advice’, fügt Manucci hinzu, ‘that no one disclose matters of importance to women, and thus be able to live without anxiety.’

Diese weitverbreitete Geschichte ist von Cosquin, Contes populaires de Lorraine 2, 317—22 ausführlich behandelt worden. Siehe auch R. Köhler, Kl. Schriften 2, 401 f.

14. Von einem ungetreuen Aufbewahrer (Manucci 3, 170 ff.).

In Goa lebte ein Kaufmann, der einen einzigen Sohn hatte. Als der Vater starb, war der Sohn gerade abwesend. Daher übergab der Kaufmann vor seinem Tode, ohne ein Testament zu hinterlassen, all sein Hab und Gut einem indischen Schreiber zur Aufbewahrung. Als der Sohn zurückgekehrt war, händigte ihm der Schreiber alles aus, was sich im Haus des Verstorbenen befunden hatte, mit Ausnahme der kostbarsten Perlen, die er für sich zurückbehielt. Der Jüngling, der den Betrug sehr wohl bemerkte, brachte die Sache vor den Gerichtshof in Goa, und als er hier kein Recht erhielt, wendete er sich an den muhammedanischen Gouverneur der Stadt Bicholim (nahe bei Goa), der Heimat des Schreibers. Um dem Jüngling zu seinen Juwelen zu verhelfen, bediente sich der Gouverneur der folgenden List.

He allowed it to be noised abroad that a captain from Bījāpur was coming to him on a visit. He set on foot fictitious preparations, and prayed the Hindu merchants to give him the loan of jewels for the decoration of his dancing-girls. As a security to them he gave the sums they asked, and promised that he would return the jewels with the interest for the time they should be in his possession. Seeing that the jewels would be quite safe, the merchants came in numbers, attracted by the interest to be earned. Among them appeared also the Hindū clerk to lend the jewels that he had embezzled along with those that he had of his own.

When all this had been carried out, the governor sent for the young man, and showed him the whole stock of jewellery, telling him to pick out those articles that were his. As he knew them all, he forthwith pointed them out. The governor was convinced that the youth spoke the truth, for he never touched any of the other jewels, claiming solely those he had been deprived of by the said Hindū clerk. When certified of this fact, the governor returned to each man his jewels, and took back his security money, paying to them the promised interest. But the young man's jewels he kept back. Finally he sent for the Hindū clerk, and asked him whose jewels these were, and how he had obtained possession of them. The Hindū was terrified, and could give no sufficient account of them. Then the youth entered, throwing the clerk into still greater confusion, and, apprehensive of some severe punishment, he confessed the truth. Thus did the young man recover his jewels, and the governor sent to inform the Goa law-court that, whenever it found itself in a difficulty about the decision of any case, they should make it over to him, and he would willingly dispose of it.

Geschichten von ungetreuen Aufbewahrern anvertrauten Gutes kommen in allen Literaturen häufig genug vor. Eine ganze Anzahl von solchen Geschichten habe ich oben 16, 147 an-

geführt (dazu Nachträge in meinen Kleinen Schriften 1920 S. 390). Wie dort schon bemerkt, unterscheiden sich die meisten von diesen Geschichten eigentlich nur durch die Art, wie die Betrüger entlarvt werden.[1])

15. Was Manucci 3, 174 von den drei steinernen Statuen nahe bei der Kirche Bom Jesus in Goa erzählt, will ich nicht übergehn, obwohl sichs in diesem Falle um keine 'Geschichte' handelt. Die drei Statuen sind von dieser Beschaffenheit: die eine hat einen Finger, der ihre Augen berührt; die zweite hat die Finger an den Ohren; die dritte preßt einen Finger auf die Lippen; und eine Inschrift besagt: He who sees, hears, and says nothing, lives a life devoid of care. Diese Inschrift erinnert sofort an den Spruch des klugen Hahns in den Gesta Romanorum 68 Österley (= 182 Dick):

Audi, vide, tace, si tu vis vivere in pace.[2])

16. Die unbedeutende Geschichte von dem Engländer Thomas Goodlad (3, 217), der mit einem liederlichen Weibe zusammenlebte, von ihrer Untreue Kenntnis erhielt und, als er sie abstrafen wollte, von seinen eignen Dienern durchgeprügelt wurde, trägt bei Irvine die Überschrift: Coeu battu et content.[3])

17. Die von Manucci 3, 225 f. (vgl. 4, 448) erzählte Geschichte ist ein indisches Seitenstück zu der von Hans Sachs bearbeiteten Geschichte Das Gold im Stab des Cydias.[4])

---

1) In einigen von diesen Geschichten geschieht die Entlarvung des Betrügers ungefähr in folgender Weise. Der Richter setzt sich durch irgend eine List in den Besitz irgend eines dem Betrüger gehörenden Gegenstandes (z. B. eines Siegelrings) und schickt dann einen Diener mit diesem Gegenstande als Beglaubigung zu der Frau des abwesenden Betrügers, um das Depositum des Betrogenen zu verlangen. Die Frau geht in die Falle und liefert das Depositum aus. Der Betrogene erhält sein Eigentum zurück, der Betrüger wird bestraft. — Hierher gehört die von Joh. Hertel im Geist des Ostens 1, 251 u. d. T. 'Der unehrliche Hofkaplan' übersetzte indische Geschichte; ferner eine der Mensa philosophica entnommene Geschichte bei A. Wesselski, Mönchslatein 1909 S. 192. Auf S. 254 verweist Wesselski auf die singhalesische Geschichte 'How to outwit a thief' in Steeles Kusa Jātakaya (im Auszug mitgeteilt in R. Köhlers Kleineren Schriften 1, 535). Endlich ist eine von den zahlreichen Anekdoten zu nennen, deren Held Rudolf von Habsburg ist. Ich teile sie im Wortlaut mit: Venit quadam vice clam ad regem in Nuerenberg quidam mercator indicans regi, quod hospiti ibidem noto et famoso commiserit C C marcas, quas hospes se recepisse negabat. Rex autem sciscitans, in quali sacco esset argentum, mercatorem abscondit. Venientibus autem civibus et inter illos hospite ad alloquendum regem, rex alloquens jocose hospitem sibi notum, videns eum pulcram valde habere mitram in capite, sicut tunc moris erat, dixit se oportere mitram eandem habere [et] ipsam extraxit ab illo; de quo hospes ridens gaudebat. Proposito autem sermone civium rex pro consilio cameram introivit et clam quendam de civitate cum mitra pro intersigno misit ad uxorem hospitis, quod sibi hospiti talem saccum cum argento illico destinaret; quod cum illa fecisset, ille regi presentavit argentum. Quo ostenso mercatori et illo dicente suum esse, rex absconso argento, vocato ad se hospite solo, ei querelam exposuit mercatoris; quo negante precise, mercatore vero asserente, instanter rex producto sacco hospitem nimis territum de fraude convicit, redditoque mercatori argento hospitem predivitem in substancia bonorum mulctavit (Matthiae Neoburgensis Chronica ed. Studer c. 27 p. 26). [Pauli c. 723].

2) Vgl. dazu Paul Meyer in der Romania 16, 565 ff. (wo eine vulgäre Form des Spruches mitgeteilt wird) und den Catalogue of Romances in the department of MSS. in the British Museum 3, 132, Nr. 106. [Pauli c. 9].

3) Titel einer auf Decamerone 7, 7 zurückgehenden Erzählung Lafontaines. Montanus, Schwankbücher 1899 S. XXIX.

4) Nach Stobaeus, Florilegium 28, 18. Zur Verbreitung des Stoffes vgl. Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen S. 455 f. M. Gaster, 'Das Gold im Stocke',

In der Landschaft Cochin (an der Westküste Indiens), so berichtet Manucci, befand sich in dem Flusse[1]) ein Krokodil, das die Inder das Eid-Krokodil nannten. Wenn sie in einer Rechtssache die Wahrheit ergründen wollten, so wendeten sie sich an dieses Krokodil. Man versammelte sich am Ufer des Flusses, und der Mann, der einen Eid leisten sollte, setzte sich auf das Krokodil und sprach: 'Wenn ich falsch schwöre, mußt du mich in den Fluß hineinwerfen; rede ich aber die Wahrheit, so mußt du mich wieder auf meinen Platz zurückbringen. So kam es denn oft vor, daß die richtig Schwörenden ans Ufer zurückgelangten, während die Lügner von dem Krokodil mitten im Fluß abgeworfen wurden und ertranken. Manucci fährt fort:

> It happened once that a youth, the son of a rich man, after his father's death appropriated the whole estate, and refused to share with his brother. They appealed to the Oath of the Crocodile. This youth, finding himself pledged to make an oath, took a staff and put into it half of the property he had appropriated, having converted it all into precious stones. They were really the property of his brother. With this staff in his hand, and quite easy in his mind, he came to the river-side and called the crocodile. He then proposed to his brother to take the oath in this form: "'I owe you nothing; what was mine I took, and what was yours I made over to you. I speak the truth." Meanwhile, until I come back, hold this staff.' He placed the staff in his brother's hand. When he had done speaking these words, he mounted on the top of the crocodile, which carried him round in the river without harming him, and brought him back to the same place in safety. The magistrate and those present shouted out great abuse to the man who had the staff in his hand. The latter, enraged at the injustice done him by the crocodile, and put out at the abuse poured on him, struck the staff angrily on the ground, and broke it by the blow. The precious stones in it fell out, and thereby everyone perceived the deceit and trick of the first brother, the correct conduct of the crocodile, and the plaintiff's innocence. All that was in the staff was made over to the claimant, and thus he obtained his inheritance which the other had embezzled.

In einer nachträglichen Anmerkung zu dieser Geschichte (Manucci 4, 448) schreibt Irvine: 'The same ruse, as that in Manucci's anecdote, was employed in a case tried by Sancho Panza, when Governor of Barataria. See Don Quixote, part. II., chap. XIV.' Es ist dem Übersetzer der Storia do Mogor entgangen, daß es einen Autor gibt, der dieselbe Geschichte, wie Manucci, überliefert hat, allerdings in einer am Schluß etwas abweichenden Form.

Jacobus Canter Visscher, der im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts als holländischer Prediger erst fünf Jahre lang in Cochin, dann in Batavia, tätig war, handelt im 24. seiner Malabarischen

---

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 29, 316 ff. A. Wünsche in der Zs. für vergleichende Literaturgeschichte N. F. 11, 48 ff. R. Köhler 1, 137. Archiv f. Religionswiss. 17, 135. Die Geschichte ist bis jetzt, soviel ich weiß, auf indischem Boden noch nicht nachgewiesen.

1) In dem Fluß zwischen Cochin und Cranganore, der bei den Portugiesen Rio Largo hieß. — Manuccis Bericht über das Krokodilordal in Cochin läßt sich ergänzen durch die Angaben von Jean de Thevenot (Voyages aux Indes orientales 2, 1; in der Pariser Ausgabe von 1689 auf S. 265), von J. C. Visscher, Mallabaarse Brieven 1743 S. 314, von Manuel de Faria y Sousa, Asia Portuguesa 2, 702 und von Philipp Baldaeus, Beschreibung der berühmten Ost-Indischen Kusten Malabar und Coromandel 1672 S. 607. Danach befand sich in dem Hofe einer Pagode (Pagode de Jurement bei Thevenot, Pagode del Lagarto bei Sousa, Kaimans Pagode bei Visscher), etwa eine Stunde von Cochin entfernt, ein Wasserbehälter, der mit dem Rio Largo in Verbindung stand. In diesem Behälter hielt und fütterte man täglich ein Krokodil (oder zwei Krokodile, nach Visscher), das 'Crocodile of the Oath' bei Manucci. Thevenot behauptet, daß zu seiner Zeit kein Krokodil in dem Reservoir vorhanden war. Zum Krokodilordal vgl. noch Engelbert Kämpfer, Amoenitates exoticae, Lemgoviae 1712, p. 458. Gemelli Careri, Voyage du tour du monde (1719) 3, 277. A. H. Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz 2, 467.

Briefe[1]) S. 314 ähnlich wie Manucci zunächst von dem Krokodilordal in dem Fluß bei Cochin und fährt dann fort:

De Mallabaren vertellen een aardig Historytje om deze proef te bevestigen. Als twee Broeders erfgenamen van hun Vader waren geworden, zo had de eene een brave somme geldts heimelyk gestolen en verborgen, de andere Broeder dien de helft toequam klaagde over dit bedrog van den eersten, welke dat ontkennende, gedwongen wiert een Eed van zuiveringe in de Rivier te doen: de onregtveerdige, menende de Goden te bedriegen, neemt zyn Somereel[2]) en verbergt daar in 't gestolen goudt, den Eed zullende doen geeft hy die Somereel aan den ander over, en zweert niet meer te hebben van de erffenisse dan zyn Broeder (onderstellende dat het onwettig geroofde met de Somereel in een anders handen zynde, niet meer als het zyne konde gerekent worden) en daar op springt hy in't water, en zwemt ombeschadigt over en weder, wordende derhalve vry verklaart. Maar ondertusschen gebeurde daar een wonderlyk toevalt want als deze meinedige geen quaad meer dugtende, de Somereel weder in handen nam, en aan de Rivier stond om zyne voeten af te wasschen, zo koom; de Krokodil by den oever opspringen, en grypt hem by de beenen, sleept hem in de Rivier, en verslindt hem dus. Alle de omstanders door zulk een voorval verbaast, nemende de Somereel welke hy hadde laten vallen, bezigtigende die wat nader, en vinden 't goudt 't welke hy daar in verborgen hadde, waar doorze gewaar wierden de loosheit van den zweerder, en de geregtigheit van hunne Goden. Ik laate de waarheit of valsheit van dit geval in haare waarde; Een ding is egter zeker, dat deze proeven zeer onzeker zyn, en dat de bygevoegde Ceremoniën, het gevaar en bygeloof maken, dat de schuldige zig eer zal ontdekken, dan de gemelde gevaarlyke proef willen ondergaan.

18. Abermals eine Bīrbal-Geschichte (3, 291 ff.). Zur Einführung gibt Manucci die folgende Charakteristik Bīrbals: 'He was loved and favoured by Jahāngīr, and in consequence much thought of at the court; he was a good poet and a great musician. The man's manners were so pleasant and agreeable that he gained the esteem of everybody'. Irvine betont mit Recht, daß hier ein Anachronismus vorliegt; nicht Jahāngīr (1605—1627), sondern Akbār (1556—1605) war, wie schon oben bemerkt wurde, Bīrbals Patron und Freund. Bīrbal starb bereits 1585. Was die Geschichte betrifft, die Manucci 3, 291 ff. von Bīrbal erzählt, so ist sie zu lang und zu unbedeutend für eine ausführliche Wiedergabe.

Bīrbal zeigt dem König, wie schwierig es ist, ein kleines Kind zufriedenzustellen. Der König, der das nicht hatte glauben wollen, erklärt sich für besiegt und richtet schließlich die Frage an Bīrbal: 'Sage mir, welches ist die größte Freude, die ein Mensch in dieser Welt haben kann?' Bīrbal antwortet ohne Zögern: 'Herr, die größte Freude empfindet ein Vater, der von seinem Sohne umhalst wird'.

19. Eine wahre (?) Geschichte, die sich in Goa i. J. 1666 unter der Regierung des Vizekönigs Antonio de Mello de Castro ereignet haben soll (Manucci 3, 495 ff.).

Ein portugiesischer Soldat hatte sich in Goa mit einem reichen Mädchen verheiratet und war so zu Wohlstand und Ansehen gelangt. Seinem alten Vater in Portugal ging es schlecht. Er bat seinen Sohn brieflich um eine Unterstützung, aber die Briefe blieben unbeantwortet. In dem Glauben, die Briefe hätten ihren

---

1) Mallabaarse Brieven, behelzende eene naukeurige beschryving van de kust van Mallabaar, door wylen Jacobus Canter Visscher. Te Leeuwarden 1743 (herausgegeben von seinem Bruder).

2) Somereel d. h. Sonnenschirm (vgl. Visscher S. 176), eine sonderbare Verdrehung des portugiesischen Sombreiro. Bei Yule-Burnell, Hobson-Jobson, being a glossary of Anglo-Indian colloquial words and phrases, u. d. W. Sombrero ist die Form Somereel nicht verzeichnet.

Bestimmungsort nicht erreicht, begab sich der alte Mann selbst nach Goa. Hier versuchte er vergebens, Zutritt zu dem Hause seines Sohnes zu erlangen: die Diener versperrten ihm den Weg, der Sohn beschimpfte obendrein seinen alten Vater. So wurde der Alte genötigt, durch Betteln sein Leben zu fristen. Eines Tages vermochte er sich dem Vizekönig zu nähern; er schilderte ihm seine Lage und die schlechte Behandlung, die er von seinem Sohne hatte erfahren müssen; er teilte auch mit, daß sich dieser früher, in Portugal, mit der Anfertigung von Sätteln und Stiefeln ernährt habe. Der Vizekönig sagte dem Alten seine Hilfe zu und entließ ihn.

Um den Sohn zum Geständnis seiner niedrigen Herkunft zu zwingen, gebrauchte der Vizekönig eine List: er ließ sich Leder kommen und versuchte ein Paar Stiefeln, nach der in Portugal herrschenden Mode, daraus zu schneiden. Es gelang ihm nicht. Da kam der Sohn hinzu und half dem Vizekönig aus der Verlegenheit. Durch die Art, wie er sich beim Schneiden des Leders anstellte, verriet er, was er früher gewesen. Der Vizekönig hielt ihn noch eine Weile mit Gesprächen hin und bat ihn schließlich um ein Darlehn von 50000 Seraphinen[1]). Dies bewilligte ihm der Sohn ohne weiteres. Am nächsten Tage ließ der Vizekönig den Alten kommen und verbarg ihn in dem Zimmer, wo sich die geborgte Summe Geldes befand. Dann ließ er auch den Sohn kommen, führte ihn in das Zimmer, zeigte ihm seinen alten Vater und nötigte ihn, unter den heftigsten Vorwürfen über seine Undankbarkeit, dem Vater die 50,000 Seraphinen auszuzahlen. So konnte der Alte befriedigt nach seinem Heimatland zurückkehren.

20. Die alte, wohlbekannte Geschichte von dem Pfeilbündel,[2]) die von Manucci (3, 505) in folgender Fassung erzählt wird:

Als Timur[3]) sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich seinen mit Pfeilen gefüllten Köcher bringen und befahl seinen Generalen, vor ihm zu erscheinen. Er forderte einen von ihnen auf, einen Pfeil aus dem Köcher zu nehmen und zu zerbrechen. Der General vollbrachte es mit Leichtigkeit. Ein anderer dagegen, der zehn Pfeile auf einmal zerbrechen sollte, brachte das nicht zustande. Darauf hielt Timur eine Ansprache an seine Generale, worin er sie zur Einigkeit ermahnte.

1) Eine Silbermünze im Werte von $1\frac{1}{2}$ Mark, die damals in Goa kursierte.

2) Literatur in Henri Regniers Lafontaine-Ausgabe 1, 335 (1883) zu Lafontaine, Fabeln 4, 18. [Hans Sachs 1, 94 ed. Goedeke. Basset, Revue africaine 1906, 1, 386 (oben 17, 356.) Revue des trad. pop. 15, 650.]

3) Von Timur (Taimūr-i-lang) weiß Manucci auch sonst allerlei zu erzählen (vgl. besonders Bd. 1 S. 97—103): von seiner wunderbaren Geburt (seine Mutter wird durch Sonnenstrahlen geschwängert; vgl. dazu z. B. J. J. Meyer. Das Weib im altindischen Epos 1915 S. 29 Anm.; Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms Märchen 3, 89 Anm.); wie er als 'Knabenkönig' kluge Urteile fällte; wie ihm ein Fakir prophezeite, daß sein Haus mit dem elften seiner Nachfolger aussterben würde (Manucci 4, 235).

Halle a. S.

Kleine Mitteilungen.

Das Volkslied vom Grafen Friedrich.

Die Ballade vom Grafen Friedrich (Erk-Böhme, Liederhort nr. 107) gehört in den Kreis der Volkslieder, die von einer unglücklich endenden Hochzeitsfeier erzählen. Sie umfaßt in den ältesten, genau übereinstimmenden Fassungen des 16. und 17. Jahrhunderts[1]) 38 vierzeilige, doch rhythmisch ungleichartige Strophen. Aus der Überschrift der fliegenden Blätter 'gemehrt und gebessert' geht hervor, daß man es hier bereits mit einer Erweiterung des ursprünglichen Liedes zu tun hat, und ich habe in meiner Dissertation (Studien zum Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544 mit einem Anhang über das Volkslied vom Grafen Friedrich, Tübingen 1923) die These ausführlich begründet, daß nur diejenigen Strophen wahrscheinlich den Bestand des Archetypus bildeten, deren Metrum dem der Anfangsstrophe entspricht. Da Str. 12 als eine Nachbildung von 17 anzusehen ist, so ergibt sich eine zwölfstrophige ältere Form der Dichtung; sie lautet nach dem Text von Gutknecht (fl. Blatt Yd 8751):

1. GRaff Friderich wolt außreiten
mit seinen Edelleuten,
wolt holen sein Eheliche braut,
die jm zu der ehe ward vertrawt.

2. 'Graff Friderich edler Herre,
ja bit ich euch so sehre,
sprecht jr zu ewrem Hofgesindt,
vnd das sie mehlich reiten thundt!

3. 'Sprecht jr zu ewren leuten,
vnnd das sie gmachsam reiten!
ich leid groß schmertzen vnd groß klag,
vnd das ich nimmer Reiten mag.'

4. Graff Friderich rüfft sein Herren:
"Ir solt nit reiten sehre!
mein liebe Braut ist mir verwundt,
O Reicher Gott, mach mirs gesundt!" —

5. Man setzet die Braut zu tische,
man bracht wilpret vnd fische,
man schencket ein den besten wein,
die Braut die mocht nit frölich sein.

6. Sie mocht weder trincken noch essen,
jrs vnmuts kundt sie nicht vergessen;
sie sprach: 'Ich wolt, es wer die zeit,
das mir das beth schier wurd bereit.' —

7. Das höret die vbel schwiger,
sie redet gar bald hin wider:
"Hab ich mein tag das nie erhört,
das ein Junckfraw zu beth begert."

8. 'Ey schweig du's, mutter, stille,
hab darob kein vnwillen!
sie red es nit auß falschem grund,
sie ist todkranck zu diser stund.'

9. Man leuchtet der Braut zu bethe,
vor vnmut sie nichts redte,
mit brinnenden kertzen vnd facklen gut,
sie war traurig vnd vngemut.

10. 'Graff Friderich, edler Herre,
so bitt ich euch so sehre,
jr wolt thun nach dem willen mein,
last mich die nacht ein junckfraw sein.

11. 'Nur dise nacht alleine,
die andern fürbaß keine;
wo mir Gott will das leben gan,
bin ich euch fürbaß vnterthan." —

12. Sie kert sich gegen der wende,
sie nam ein seliges ende,
in Gott endt sie jr leben fein
vnd blieb ein junckfraw keusch vnd rein.

Das Lied vom Grafen Friedrich ist auch in zahlreichen jüngeren Fassungen über das deutsche Sprachgebiet verbreitet. Mir sind folgende Fassungen bekannt geworden: Schweiz: fliegendes Blatt aus Meiringen, von Uhland abgeschrieben und in Seckendorffs Musenalmanach für das Jahr 1808, 19 abgedruckt; vgl. Arnim-

---

1) **A.** Ein gar schön New Lied Von Graff Friderichen, der sein Braut holet vnd wie es jm ergieng Gemert vñ gebessert In seinem alten Thon. [Bildchen.] 4 Bl. 8°, Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg durch Friderich Gutknecht. (Berlin Yd 8751.) — **B.** Ein anderer Druck von Friedrich Gutknecht in Maltzahns Bücherschatz Nr. 508; vgl. Erk-Böhme Nr. 107a. — **C.** Ein schön lied Von Graf Friderich der sein Braut holet vnd wie es jm erging gemert vnd gebessret in seinem alten Thon. [Bildchen.] 4 Bl. 8°. Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg durch Valentin Fuhrman. (Berlin Yd 7850, 40.) — **D.** Fl. Blatt aus der Schweiz vom Jahre 1647 (Uhland, Volkslieder nr. 122; Erk, Liederhort nr. 15a).

Brentano, Wunderhorn 2, 289; Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen 1909 S. 213. Elsaß: Goethe, Volkslieder ed. Martin, S. 33 = Weimarer Ausg. 38, 248. Aus Herders Nachlaß 1, 167. Schwarzwald: Wunderhorn 2, 299 im alemannischen Dialekt; Scherer, Jungbrunnen Nr. 24. Passeier: Wolfs Zeitschrift für Mythologie 1, 341. Gottschee: Hauffen Nr. 62. Pfalz: Heeger-Wüst 1, Nr. 1a—b (kontaminiert mit der Braut des Wassermanns). Mosel und Saar: Köhler-Meier Nr. 13 (desgleichen). Rheinland: Simrock Nr. 10—11; Becker Nr. 4; Altrheinländ. Märlein Nr. 27; Das deutsche Volkslied (Wien) 15, 181. Hessen: Mittler Nr. 111. Thüringen: Fink Nr. 831. Umgegend von Halle: Erk 2, 1, 54; Mittler Nr. 10. Erzgebirge: Rösch Nr. 74; A. Müller Nr. 94; E. John Nr. 9. Vogtland: Dunger S. 17. Oberlausitz: Erlach 3, 448. Schlesien: Erk, Liederhort Nr. 15; Hoffmann-Richter Nr. 19. Böhmen: Hruschka-Toischer Nr. 19. Aussiger Gau: Kirschner 1898 S. 49. Kuhländchen: Meinert Nr. 15; Mittler Nr. 109. Altmark: Parisius Nr. 4; Erk-Böhme Nr. 107d. Uckermark: Mittler Nr. 114. Rügen: Erk-Böhme Nr. 107e.

Auch zu den Slawen und Dänen ist die deutsche Ballade gedrungen: Wendisch: Haupt-Schmaler 1, Nr. 111. Slowenisch aus Krain: Anastasius Grün, Werke ed. Castle 5, 67 'Breda'. Bulgarisch: Strauß, Bulgar. Volksdichtungen S. 391 'Schön Milena.' — Dänisch: Grundtvig, Gamle danske Folkeviser 4, 474 Nr. 244 'Den saarede Jomfru' und 5, 328 Nr. 277 'Brud i Vaande.'

Alle diese Fassungen greifen mehr oder weniger auf Motive der Bearbeitung zurück; der Archetypus ist in unvermischter Form nirgends erhalten, anscheinend wurde er durch die spätere Umarbeitung gänzlich verdrängt. Im ganzen kann man sagen, daß sich die Ballade sowohl im Hinblick auf den Archetypus wie auf seine Erweiterung in hohem Maße verändert hat. Ich hebe hier nur die wichtigsten Wandlungen heraus. Mehr und mehr wurde das Lied dem ursprünglichen Milieu entrückt. Das geht vielfach schon aus dem Namen und der Bezeichnung des Helden hervor: Halle und Altmark: 'König', Hessen: 'Herr Friedrich', Böhmen: 'Hoffried der Herr', Außiger Gau 'Fridolin', Vogtland: (wohl verhört) 'Karl Friedrich'. In Rügen und am Rhein (Becker) ist nur noch allgemein von einem Reiter die Rede. Bei Meinert heißt der Bräutigam 'Hannsle', die Braut 'Annle'. Dem entspricht, daß er sie nicht auf sein Schloß, sondern zu seinem Bauernhofe führt. Ländliche Verhältnisse werden in mehreren Fassungen vorausgesetzt. Statt mit dem ritterlichen Schwert ersticht sich der Bräutigam in den meisten jüngeren Texten mit einem Messer. Die Flinte in der Version aus Thüringen, sowie das Gewehr bei Heeger-Wüst zeigen die Anpassung des Liedes an moderne Verhältnisse (vgl. die Pistole in 'Schön Milena').

Daß ein Schwert von selbst aus der Scheide fährt und die Braut verwundet, ist ein nicht leicht vorzustellender Vorgang. Man hat daher vielfach nach anderen Erklärungen gesucht. Heeger-Wüst: Das Gedränge entsteht auf einer Rheinbrücke bei der Überfahrt der 77 Hochzeitswagen. Der Wagen der Braut stürzt dabei von der Brücke ins Wasser.[1]) Wendisch: Die Pferde bäumen sich beim Einreiten in das Tor. Halle: Der König gibt beim Anblick der Geliebten einen Freudenschuß ab, der infolge des Gedränges fehl geht und die Braut am jenseitigen Ufer des Flusses trifft (vgl. die Darstellung bei Kirschner). In einer schlesischen Fassung findet die Begegnung auf einem Schiffe statt, vielleicht soll man an die schaukelnde Bewegung auf dem Wasser denken; in einer andern Lesart spielt sich das Unglück ab, als der Graf den Wagen der Braut besteigen will. Anscheinend zwecklos hat der Bräutigam nach dem böhmischen Liede sein Schwert aus der Scheide gezogen, und bei der Begegnung an der Heidelinde fährt die scharfschneidige Waffe in das Herz des Mädchens. Einzelne Sänger haben versucht, die Tragik noch künstlich zu steigern: der Bräutigam verwundet die Braut in dem Augenblick tödlich, als er sie voller Liebe in die Arme schließt, so auch in dem bulgarischen Seitenstück. In anderer Richtung liegt die Variation des Themas in der Fassung aus Gottschee.[2]) An die Stelle des unglücklichen Zufalls, der den Tod der Braut verursacht, tritt hier anscheinend ein psychologischer Konflikt (Hauffen S. 418).

---

1) Daß in den Fassungen aus der Pfalz und der Moselgegend der Eingang aus der Braut des Wassermanns (Erk-Böhme Nr. 2) entlehnt ist, wurde schon bemerkt.

2) Vgl. Tobler, Schweizerische Volkslieder 1, 115 nr. 24 'Anneli, stand uf'.

Der Gedanke lag nahe, daß die Schwiegermutter, die beim Empfang eine so lieblose Gesinnung an den Tag legt, wie das alte Volkslied es schildert, auch bei dem Vorfall selbst ihre Hand im Spiele hatte. Nach der Schwarzwälder Version vergiftet sie vor der Ausfahrt den Degen des Sohnes. Aber man fragt mit Meinert, woher sie wissen konnte, daß später das Schwert aus der Scheide gleiten und gerade die Braut verwunden würde. Nicht ganz so unüberlegt handelt die Mutter des türkischen Freiers in der Version aus Krain. Auf ihre Veranlassung wurde zwar in Bredas Sattel der Dolch gesteckt, der dann wirklich den Tod der unwillkommenen Schwiegertochter herbeiführt, aber zugleich versucht sie noch auf andere Weise ihr Ziel zu erreichen. Einen zauberhaften Charakter erhält der Vorgang in der wendischen Fassung, wo scheinbar der Fluch der Mutter das Unglück bewirkt.

Das Motiv der bösen Verwandten des Bräutigams taucht noch in anderen Formen auf. Schön-Milena wird von den Schwägerinnen wegen ihrer entschwundenen Schönheit verspottet (vgl. auch 'Breda'). In einigen Balladen ruft der Bräutigam in der Nacht die Mutter herbei, damit sie Licht bringe; denn die Braut ist gestorben. Vielfach bleibt die Mutter dann so lange aus, daß der Sohn sich aus Verzweiflung das Leben nimmt. Ähnlich ist die Situation am Schluß der Volkslieder vom Pfalzgrafen oder der blutigen Hochzeit und vom treuen Knaben (Erk-Böhme Nr. 35a und 93a, d), und von hier scheint auch der entsprechende Text übernommen zu sein. Wenn in verschiedenen Fassungen (Halle, Hessen, Uckermark, Oberlausitz, Erzgebirge, Böhmen) die Umstände, unter denen der Tod der Braut entdeckt wird, romantisch ausgestaltet sind, so geht das ebenfalls auf jene Dichtungen zurück. Wie dort (Erk-Böhme Nr. 39a, Str. 23 und 93a, Str. 10), erwacht der Bräutigam in der Mitte der Nacht, will die Braut in die Arme schließen und findet sie bereits erkaltet.

Auch den Tod des Bräutigams berichten nicht alle Versionen getreu nach der alten Überlieferung. Er tötet sich zumeist selbst oder stirbt aus Schmerz über den Verlust der Braut. In das Lied aus dem Kuhländchen sind Strophen aus einer Ulingerballade eingedrungen (vgl. Meinert 15, Str. 34 u. 38, und Mittler 81, Str. 29 u. 30). Der legendenhafte Schluß hat sich, abgesehen von der Lilienstrophe, nur in den Fassungen bei Herder, in Seckendorffs Musenalmanach und aus dem Schwarzwald, aber auch dort verkürzt, erhalten. Bei der Länge der Ballade ist das natürlich, außerdem mochten die zahlreich berichteten Wunder in einer späteren Zeit an Interesse verloren haben. Das Lilienmotiv aber tritt in sehr verschiedenen Gestalten auf (vgl. Blümml, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 7, 171. 1907).

Die auffallendste und einschneidendste Änderung ist mit dem Verhalten des Grafen vorgegangen. Im Archetypus war anscheinend von einer Schuld gar nicht die Rede. Die Bearbeitung bringt seine edle Gesinnung in vielen Strophen zum Ausdruck, und durch vielfache Wunderzeichen wird schließlich seine Unschuld erwiesen. Später dagegen erscheint das Verhalten des Helden, wenn auch an seiner Unschuld festgehalten wird, recht wenig sympathisch. Statt seine Tat offen zu bekennen, sucht er sie zu verbergen, zunächst seinen Begleitern, später den Verwandten der Braut gegenüber. Erst als er sieht, daß weiteres Leugnen unmöglich ist, läßt er sich zu einem Geständnis herbei. Mit dieser Darstellung hängt der Zug zusammen, daß nicht nur der Vater, sondern mehrere Angehörige, Vater, Mutter, Bruder und Schwester nacheinander erscheinen und nach der Braut fragen, wodurch die seelischen Qualen des Geängstigten noch gesteigert werden. Die Entstellung des Charakters beruht vermutlich wieder auf einer Einwirkung der Lieder vom Ulinger. Aus diesen stammt jedenfalls die Abweichung, daß nicht der Vater, sondern der Bruder die vermeintliche Bestrafung vollzieht. Von dort sind die zwei Strophen 18 u. 19 der schlesischen Fassung (Erk-Böhme Nr. 107 b) entnommen (vgl. ebenda Nr. 42d, Str. 26 und 42e, Str. 17 u. 18).

Keinen tragischen Ausgang nimmt das dänische Seitenstück, dem gleichfalls das Lied von der traurigen Hochzeit zugrunde liegt. Hier dient die unabsichtliche Verwundung durch den Jüngling vielmehr dazu, das Liebespaar zusammenzuführen.

Berlin. Selma Hirsch.

Weitere Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele.

(Vgl. oben 19, 381—411).

1. Polizeiverbote.

In Bern wurde seit 1644 öfter das Steinstoßen, Maile schlagen, Hurnauß schlagen, Keiglen an den Sonntagen verboten (Fluri, Schweizer. Archiv f. Volkskunde 22, 197f.).

1a. Heinrich Wittenweiler (15. Jahrh.).

Im 'Ring' des Heinrich Wittenweiler (S. 169 ed. Bechstein 1851) wird ein Gesellschaftsspiel des 15. Jahrh. beschrieben, wie S. Singer (Schweizer. Archiv f. Volkskunde 6, 195) treffend dargelegt hat. Der Vorsänger führt ein verschleiertes Mädchen herein und fragt: 'Wem sol ichs geben ze fröuden seinem leben?' Jächel tritt hervor, und der Vorsänger fragt ihn: 'Was ist das, sagt uns, herre, was?' Errät er richtig, so singt er: 'Es ist frou Gredel Erenfluoch; wem fuegt si bas?' Der Chor wiederholt seine Worte, und er antwortet: 'Anders niempt dan mir, si ist mins herzen gir'. Der Vorsänger übergibt sie ihm: 'Jächel Gumpost, sie 'st dein gsell, so hab si dir.' Darauf tanzt er mit ihr und singt dazu: 'Nu mües mirs got gesegen, wie schon wil ich ir pflegen!' — Es ist dasselbe Spiel, das als 'Mailehen' bei der Auslosung der Tanzpaare noch heute fortlebt. Vgl. oben 17, 97. 233. 18, 101. 24, 311.

1b. Kranzwerbung (15. Jahrh.).

In A. Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften 1855 S. 475 steht unter dem Titel 'Wie man umb das kranczlin bitten sol' ein Bruchstück des Gesellschaftsspieles, das ich oben 7, 382 vollständig nach einem Drucke von etwa 1690 mitgeteilt habe. Vgl. Altdeutsches Herz und Gemüt 1880 S. 83 'Kränzleinlied aus dem Breisgau' (Gott grüß euch, hübsche Jungfrau fein . . .).

1c. Lied vom Karnöffelspiel (15. Jahrh.).

Von dem oben 19, 413 mehrfach erwähnten Kartenspiel Karnöffeln handelt ein Lied des Mysners in Fichards Frankfurtischem Archiv 3, 293. 200 (1815) 'Wer sich singens nern wil' (15 Str.). Vgl. Grimm, DWb. 5, 220. Raumers histor. Taschenbuch 1838, 402. Blümml, Zwei Leipziger Liederhandschriften 1910 S. 101: 'Truchaquen kan ich nicht, Carniffeln aber wohl' (1689).

3. Egerer Fronleichnamspiel (um 1480).

Das hier geschilderte Spiel der Butzbirnen (oben 19, 383) wird auch von Johanna Drost, Het nederlandsche kinderspel voor de 17ᵉ eeuw 1914 p. 11—14 nach seinen verschiedenen Benennungen besprochen. Den Namen Gyrenrupfen erwähnt ferner H. Messikommer (Aus alter Zeit 1, 102. 1909) aus dem zürcherischen Oberlande. In der Eifel heißt es das Armsünderspiel: ein Kind legt sich als armer Sünder auf die Erde und faßt eine ziemlich lange Schnur am einen Ende, die ein andres Kind festhält. Dies ist der Wächter und hat eine Rute in der Hand. Die übrigen Kinder suchen den armen Sünder mit ihren Ruten zu schlagen. Der Wächter, der sich nur soweit entfernen darf, als die Schnur reicht, ist darauf bedacht, eins von jenen zu treffen, das dann an die Stelle des armen Sünders tritt (Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 85. 1856). Das englische Spiel Badger the bear hat Shakespeare im Sinne, wenn er seinen Macbeth (V, 7) sagen läßt: 'They 've tied me to a stake; I cannot fly, but, bear-like, I must fight the course.' — Dagegen bedeutet, wie auch J. Drost p. 46 bestätigt, das nld. pereboom staan, französisch le poirier fourchu oder le chêne fourché das Kopfstehen (Psichari, Revue des études Rabelaisiennes 6, 179. 1908).

Das im Egerer Drama an zweiter Stelle genannte Spiel Kopauff ins licht (oben 19, 384) wird in einer niederländischen Miniatur des 15. Jahrh., in dem berühmten Breviario Grimani (Facsimile par A. Perini, Venise 1862 p. 147 nr. 50) veranschaulicht: Jesus kniet mit verbundenen Augen und gefesselten Händen, von drei Kriegsknechten umgeben; der eine packt ihn von hinten am Haar und will ihm einen Backenstreich versetzen, der zweite will ihn am Haare rupfen, der dritte scheint zu fragen: 'Weissage, wer ist's, der dich schlug?' (nach Lukas 22, 64).

3a. Geiler (1482).

J. Geiler vergleicht in seiner 1482 vor dem Straßburger Bischof gehaltenen Predigt (Sermones et varii tractatus, Argentinae 1518 Bl. XVIb, 2) die Schmeichler des Bischofs mit Knaben, die eine Schweinsblase mit Luft füllen: 'Ili, inquam, si eos admiseris, non aliter te quam pueri porcinam tractabunt vesicam. Illam unus ex puerulis aliquantulum inflat; quo facto ipsam alteri tradit, qui et ipse eam amplius inflat, dehinc tertio tradit et quarto et deinceps aliis, quotquot ibi fore contigerit, quousque omnino distenta fuerit et inflata. Tandem autem cum ea ludunt, alter alteri ipsam iactantes. Sic sic, quos tibi descripsi, de te facient, nisi eos caveris. Unus ex eis, ubi collum vesice (aurem tuam loquor) arripuerit, ecce insufflat et ait: Ecce tu princeps es secundum seculi dignitatem, sicque mens tua distenditur et inflatur. Traderis alteri, et ille insufflat: Etiam dux Bavarie es, inquit. Et dilataris amplius, traderis denique tertio, sed et ille insufflat: O domine, Palatinatus estis Rheni. Et ecce mirum in modum iam vanitate distenderis instar vesice. Sed et quarto traderis, ille flatu te quasi rumpet, ait enim: Ecce census et temporalia bona pro statu principis. O maledici et diabolici folles . . . Ecce quomodo mentem tuam ut vesicam vanitatis vento distendere conantur. Quodsi forte fortuna hoc effecerint, tibi illudent, te ridebunt et susque deque facient non aliter quam pueri vesicam.' — Ebenso malt Geiler in den Predigten über Brants Narrenschiff (Navicula s. speculum fatuorum, Argentine 1511 Bl. c 3a. Turba LIX, tertia nola) dasselbe Bild aus: 'Faciunt de eo quemadmodum pueri de vesica . . . Tandem venit mors et pungit vesicam, sicque cadit'. — Er folgt aber hierin älteren Vorbildern. Schon im 14. Jahrhundert heißt es im niederländischen 'Spieghel der Sonden' uitg. door J. Verdam 1900 v. 11168:

Mester Seneca die secht voort,
Dat smekers den hoverden doen,
Als die kindre hebben geplon
Metter blase driven spel,
Die si met winde vullen wel;
Een kind een weynich vore blaest,
Die die blase met winde haest,
Dan blaest een ander vul die blase;
Ende dus met hare visevase
So blasen smekers woorden in,
Den hoverdighen daer haren zin
Bi vult van zondigher ydelhede.

Über Kinderspiele mit einer Tierblase vgl. J. Drost, Het nld. kinderspel 1914 S. 74 und Böhme, Deutsches Kinderlied 1897 S. 432.

Ein eigentümliches Spiel mit einer an einem Faden aufgehängten Kohle, die mehrere in einem Kreise darum sitzende Kinder einander zuzutreiben suchen, erwähnt Geiler, Das buoch Arbore humana, von dem menschlichen baum (Straßburg 1521) Bl. LXXXVa, 2: 'Es sein etlich halbe iunckfrawen, nit gantz, sie heisen schwebende iunckfrawen. Die iunckfrawen sein gleich einem kolen, der geblasen würt. Man henckt ein glüenden kolen an ein faden vnd sitzt man zů gering darum, vnd blaßt ieglichs den kolen von im, wan er zů im kumpt. Also sein die iunckfrawen, ietz so wöllen sie mann haben, ietz wöllen sie kein.' Vgl. Böhme, Kinderlied S. 661 'Watte blasen' und insbesondere Fischarts Spielverzeichnis in der Geschichtklitterung 1891 S. 262, 6: 'Kohlen aufblasen'. Rausch (Jahrbuch f. Gesch. Elsaß-Lothringens 24, 73) verweist dazu auf die französische Vorlage von Rabelais: 'a souffler le charbon', kennt aber das Spiel selbst nicht.

Längst bekannt sind Geilers Hinweise auf die Spiele 'Herr der künig, ich diente gern' (1507 Bl. 84. Böhme S. 654) und 'ain künigin machen' (Spinnerin 1510 Bl. b 5c. Fischart 1891 S. 264, a. Wendeler, Archiv f. Litgesch. 7, 336. Rausch, Jahrbuch 24, 87 'aux roynes') und 'helfen und geben' (Granatapfel 1511. Rochholz, Alemannisches Kinderlied 1857 S. 417).

4a. Matthäus Schwarz und Sohn (1508. 1550).

Der Augsburger Kaufmann Matthäus Schwarz (geb. 1497) hat seit 1520 ein Trachtenbuch angelegt, in welchem er sich mehr als hundertmal in den verschiedenen Trachten seiner Lebenszeit hat porträtieren lassen. Aus diesem im Braunschweiger Museum aufbewahrten Manuskript, das schon E. C. Reichard 1786 beschrieben und F. v. Schlichtegroll (Gallerie altteutscher Trachten 1802) teilweise reproduziert hat, gab Max Herrmann 1910 in den Mitteilungen der Ges. f. deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 20, 125 einige Bilder aus seiner Kinderzeit heraus. Auf S. 136 erscheint der elfjährige Knabe 1508 Reifen schlagend und noch einmal Murmeln spielend.

Sein Sohn Veit Konrad Schwarz (geb. 1541) hat 1560 ein ähnliches Trachtenwerk begonnen, aus dem Herrmann S. 143 eine Darstellung von Kinderspielen aus dem Jahre 1550 mitteilt. Der Text lautet: 'So war auch difs mein freud, wann ich aus der Schuel kam oder hinder die schuel gienng, mit vöglen, triblen, kluckern, hurnaussen, raifftreiben vnnd dergleichen freuden meer, wie hieunden ain wienig anzaigt ist.' Abgebildet ist 1. ein Knabe, der einen Vogel in der Hand hält und ruft: 'Hui Bueben, wölch kaufft oder gibt ein?' — 2. ein zweiter schlägt kniend auf ein liegendes Holz. Die Beischrift 'Eggeti' bezeichnet das Triebelspiel (Zingerle 1873 S. 43. Böhme, Kinderspiel S. 619; oben 26, 369. Zs. f. rhein. Volkskunde 16, 11). — 3. ein andrer kniender Knabe wirft eine Murmel nach einer andern hin: 'Es gillt 12 aus, vnnd die 3. lettste nit brietten' (d. h. nach Birlinger, Schwäbisch. Wtb. S. 77 spannen). — 4. ein auf mehrere Murmel zu laufender Knabe: 'Es gellt 2 merbl, ich wolt krad einschiessen.' — 5. Ein Knabe hält einen Kreisel (Hurnaus; oben 20, 396) in der erhobenen r. Hand: 'Sötz mir ain, ich will dir ain nitten [Nagel?] sötzen.' — 6. Ein Knabe treibt einen Reifen: 'Nun wöllcher kan den Raiff den maurberg bader [?] hinabbreiden?' — Ein weiteres Bild auf S. 144 v. J. 1551 zeigt das Schleiffen, Schneeballen und Schlittenfaren.

4b. Petrus Mosellanus (1518).

Petrus Mosellanus erwähnt im 16. Dialoge seiner 'Paedologia in puerorum usum conscripta' (Argentine 1520 Bl. 13a 'De ludendi ratione') das Ball- und das Murmelspiel. Henricus fragt seinen Kameraden: 'Tu nobiscum pila ludes, Friderice, an cum istis cursu mavis certare?' Der schüchterne Fridericus lehnt ab: 'Neque caute pilam mittere nec missam manu satis certa excipere sufficio.' Darauf Henricus: 'Age ludum minoris negotii, nempe globularem incipiamus.'

5. Erasmus (1523).

Über das von Erasmus geschilderte Klootschieten oder Beugelen (oben 19, 385) vgl. J. Drost 1914 S. 81—83 und Abbildung IV; ferner ein Zeugnis v. J. 1553 im Buch Weinsberg ed. K. Höhlbaum 2, 41 (1887): 'Den nachmittach spilten mir in der charten. Wir hatten auch ein bogel und klutz (Stange) laissen machen und spilten bogel.' In England heißt das Spiel 'ringball'.

6. Luther (1522—1538).

M. Luther, Missiv an Hartmut von Cronberg 1522 (Werke, Weimarer Ausgabe 10, 2, 57) erwähnt das Spielzeug der Schweinsblase mit den darin klappernden Erbsen: 'Wyr wissen, das der starck und trewe genug ist, der yhn aufferweckt von den todten unnd tzu seyner rechten gesetzt hatt tzu seynn eynen herren uber alle ding, on tzweyffell auch uber sunde, todt, teuffel, helle, schweyg denn uber die Papistische schweynblasen mit yhren dreyenn rawschenden arbeyssen.'

In den Tischreden 2, 3 nr. 1233 (Weimarer Ausgabe) spricht er 1531 von den Federkronen des Löwenzahns, welche die Kinder in den Wind blasen. 'Nos sumus pappi (vgl. Werke 1, 385 'die pappen blumen'), die die kinder hinweck plasen.'

In der 'Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg 1530' (Werke 30, 2, 352) zählt er viele Bräuche der katholischen Kirche auf: 'Wenn man solche stucke hette lassen bleiben ein kinderspiel für die iugent vnd iunge schuler, damit sie hetten ein kindlich bilde gehabt Christlicher lere vnd lebens, wie man doch mus kindern tocken, puppen, pferde vnd ander kinderwerg furgeben, vnd were bei dem brauch blieben, wie man die kinder leret S. Niclas vnd dem Christkind fasten, das sie sollen yhn des nachts bescheren, wie sichs lesst ansehen, das vnser vorfaren haben gemeinet, so were es wol zu leiden, das man Palmesel, himelfart vnd der gleichen viel liesse gehen vnd geschehen; denn da were kein gewissen mit verwirret.'

In den Annotationes in Matthaeum c. 11, 17 (Werke 38, 521) bemerkt er 1538: Cecinimus vobis, et non saltastis. Quis fuerit iste ludus, nescitur. Apud nos similis est fere, qua insultant aliis et dicunt contra morosos collusores:

O spielzubrecher, Sewzustecher,
Er kaufft ein sporlin umb ein ey
Und reit es auff einer saw entzwey'. . . .

und erläutert dies: 'Ach, ir seid feindselige Spielzubrecher. Ir tüget nirgend zu' Vgl. Petri. Der Deutschen Weisheit 2, 241 (1605): 'Er kaufft ein Sporlin umb ein Ey vnd rents auff einer Saw entzwey. Also spricht man von dem, der ein spiel zubricht.' Sporlin ist entweder = Sporei, Windei oder = Sporapfel, Frucht der Eberesche.

Zu den oben 20, 385 erwähnten 'Roßstecken' oder Steckenpferden vgl. noch J. Drost 1914 S. 114.

Luther sagt in seinen Tischreden (Bl. 26b ed. Aurifaber = 1, 83 ed. Förstemann): 'Alle Werk Gottes sind unausforschlich und unaussprechlich, keine Vernunft kann sie aussinnen . . . welches man alsdenn verstehet und erfähret, wenn man allein bedenkt, wozu das Strohe gut und nütze ist'. Daß Luther hier an ein Unterhaltungsspiel dachte, scheint bisher niemand bemerkt zu haben; es geht aber aus einer Reihe späterer Zeugnisse hervor[1]). Fischart verzeichnet 1575 im Gargantua (1891 S. 266a; fehlt bei Rausch, Jahrbuch 24, 57) unter den Kinderspielen: 'Wa zu ist stro gut?' Christoph von Dohna oben 19, 391 nr. 17: 'Wozu ist das stro guet?' C. M. Grotnitz 1646 oben 19, 401: 'Wozu ist das Stroh gut?' — Im Angenehmen Zeitvertreib lustiger Schertz-Spiele in Compagnien 1757 (oben 19, 409) lautet nr. 77 'Das Stroh-Spiel. Die Compagnie setzt sich um eine Tafel herum und fragt nach der Reihe einen jeden: Worzu ist das Stroh gut? Da antwortet nun ein jeder etwas, als zum Exempl: Häuser zu decken. Stroh-Wische zu machen. Den Back-Ofen zu heitzen. Ins Bette zu legen. Schaub-Hüthe zu machen. Stroh-Teller zu machen. Rosen zu machen. Körbgen zu machen. Reiffen-Röcke zu machen. Damit auszulegen. Heckerling zu schneiden. Die Kühe zu füttern. Streu zu machen. Zu Stöpseln. Zu Seilen zu machen. Zu Hüner-Nesten. Zu die Wein-stöcke und Brunnen zu verbinden. Wenns nun kommt, daß man sagt, was schon da gewesen ist, der muß ein Pfand geben, und es kommen solcher gestalt viele Pfänder ein.'

Sogar zu einer Dichtung hat dies Spiel Anlaß gegeben, die ich wegen ihrer anschaulichen Schilderungen aus dem süddeutschen Bauernleben zu Anfang des 17. Jahrh. den Bibliophilen wohl zu einem Neudruck empfehlen möchte:

Eine kuntzweilige [!] Frag | Zu wem ist das Stro gut? | Welche nachfol- | gends verantwortet wird, in | deme anderhalb hundert Nutzen deß | Stros, in form einer Histori oder Ge- | schicht, reymweiß gestellet, vnterschied- | lich angezeigt werden. | Kurtzweil vnd verdrießliche Melan- | choley zuvertreiben, menniglich lustig | vnd kurtzweilig zu lesen. | Ob jhr nit wist Stroß nutzbarkeit, | So lest dieß Büchlein langweils zeit, | Preist Stro, weils so groß nutzen kan, | Nach lengs wird es euchs zeigen an. | Gedruckt im Jahr, || M. DC. VIII. | 48 S. kl. 8° (Berlin Yh 7632). — Abgedruckt bei Joh. Prätorius, Mägde-Tröster 1664 S. 161—222. (Berlin Yz 1891).

Ein paar Stellen daraus mögen das Werkchen charakterisieren. Als Motto steht auf S. 7:

O Stro, wie ist dein Nutz so groß,
Dann du ernehrst Küh, Schaff vnd Roß.
Wenn mein gutduncken soll sagen ich,
Acht ich, man könt nicht haußn ohn dich.
Lob gnug man dir nit wol kan gebn,
Dann du nutzt Vieh vnd Leut zum Lebn,
Vnd manch[er] Baursmann bleibt bey hauß;
So du nicht werst, müst er bald drauß,
Preiß, Lob vnd nur viel grosser Ehr
Bistu Stro würdig wol vnd sehr.

Die 150 Antworten auf die Titelfrage beginnen auf S. 9:

Stro, merckt mich, wenn mans nur hat,
So kan mans brauchen frü vnd spat,
Winters wie dann auch Sommers zeit,
Zur zeit der Ernt insonderheit:
Wenn man jetzt schier sol schneidn Gtreyd,
Ist manchem vmb die Bänder leyd;
Hat er deß Stroß, ist jhm gut spiel,
1. Er macht darauß der Bänder viel,
Damit ers Treyd kan führn zu Hauß.
2. Dem Viech schneit er gut Hemle (Häcksel) drauß,

---

1) Auf ein anderes Spiel, den oben 19, 403 erwähnten Haberkauf, möchte ich das Stroh-verkaufen beziehen, das 1591 bei Hermann von Weinsberg in einer bisher noch nicht gedruckten Stelle seiner Kölner Denkwürdigkeiten, die mir A. Wrede mitteilte, begegnet. Bei der Geburtstagsfeier seines Neffen heißt es: 'Als der gratias gebetten, hat man etwas uffgestanden, do sich umbher gesatzst, strohe verkauft, darnach gesongen und gespreich sammen gehalten bis umb 11 oder 12 uren'.

Mischt auch unter das Hew also
3. Insonderheit gut Haberstro . . .
Wenn jhn thut friern an dfüsse sein,
8. Scheubt er ein Stro in dSchuch hinein . .
13. Macht auf den ackr ein ströern Mann,
Daß sich das Wild sol schewen dran,
14. Fengt manchen Ackr mit stro gar ein,
Der Hirsch sol jhm nit kommen drein
Soll meinen, sey ein gspantes garn . . .

In Stall und Stube, zum Bettsack, zum Abwischen von Tisch und Bänken dient das Stroh; der Verfasser beschreibt das Schweinschlachten, den Verkauf des Getreides, Kindbett und Taufe, sowie den Kirchtag, zu dessen Vorbereitung der Bauer in der Stadt Holz verkauft und Fleisch, Geschirr beim Zinngießer, Glaser und Töpfer einhandelt.

Darnach redt er sein Kauffman an,
Spricht: Lieber Freund, kompt her mit mir,
Wir trincken Leykauff bey dem Bier
Beym Breuer dort im gmahlten Hauß,
46. Do hengt ein ströern Zeiger[1] rauß;
Ich meyn, der hat ein gutes Bier.

Auf einen katholischen Brauch am Himmelfahrtsfest bezieht sich:

Dann es ist heut der Auffartstag,
Das man den Teuffel wirfft herab;
Die Buben han jhn gestern znacht
63. Aus einem Stro gar seltzam gmacht.

Genau beschrieben werden die festlichen Vorbereitungen in der Küche.

Die Kellerin ist wol so arg,
Daß sie sich stielt in Keller hin
Vnd find in jrem gschalckten sin
Ein Weiberbößlein arger list:
Weils Bier noch nit angestochen ist,
Daß sie zum Spund rauß trincken müg,
97. Durch einen Strohalm thuts zwölff züg,
Biß daß sie jhr trinck eben gnug.

Bei der 100. Antwort macht der Erzähler eine Pause und fordert einen Trunk, um dann in der Schilderung des Kirchtags fortzufahren. Da

Kompt letzlich her ein newe Mähr,
Wie auff dem plan ein Gauckler wer,
Der hett ein wunderbaren han,
Den wöll nur sehen jederman,
Am Schwantz zeucht er ein Wißbawm hin;
Ist aber nur verblender sinn,
115. Dann es nur schlecht ein Strohalm ist,
Mit dem er braucht so grosse list[2]).

Weiter folgt die Bereitung des Flachses, die Tätigkeit der Maurer und Zimmerleute, endlich der Tod und das Begräbnis des Bauern, bei dem ein Strohbüschel als Weihwedel dienen muß. — Auch in einem böhmischen Liede 'Já se jmenuji Vít Sláma' (Wie heißt Veit Stroh. 29 Str.), das C. Zíbrt im Český Lid 22, 244 (1913) aus einem Prager Flugblatt von 1741 mitteilt, wird das Stroh besungen.

7. Agricola (1529).

Das Spiel 'mit Steinen zum Pflocke schiessen' (oben 19, 385) heißt in der Eifel Sumsspiel (J. Mayer, oben 26, 360).

1) Vgl. oben 17, 196.

2) Vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimm KHM. 3, 201. — Übel ergehts auf S. 46 einem für den Scheiterhaufen bestimmten Gefangenen: 'Man sagt, es sey ein Zauberer, Auß Stro da könn er machen Geld, Damit hab er betrogn die Welt, Sey auch auff diesem Marckt alldo Gesessen auff ein schübel Stro, Alßbald ein schönen Gaul drauß gmacht, Verkaufft, viel Schelmerey verbracht, Biß er zuletzt ist kommen ein.' Das ist also eine Variante zu einer Geschichte des Faustbuches 1587 c. 39 (ed. Petsch 1911 S. 84. 203. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 566).

7a. Sixt Birck (1532).

Auf das Spielzeug der Kinder weist eine Stelle in Sixt Birks Schauspiel Susanna (Bächtold, Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrh. 2, 71 v. 1033. 1891) hin: das 'Knäblin' der Heldin dankt dem jungen Daniel für die Erlösung seiner Mutter, und Daniel erwidert:

Sich, nimm ouch hin das rößlin myn
Vnd dises hübsch wintmülelin!

Öfter kehrt in Liedern und Dramen die Bitte eines Kindes an den Henker, der es abschlachten will, wieder: 'Laßt mich leben, ich will euch alle meine Docken geben' (Heinrich Julius von Braunschweig 1855 S. 371 = 1880 S. 208) oder: 'Ich will dir des stets zu gedenckn, darfür dises mein Pferdlein schencken' (Ayrer 2, 763) oder mit einer Steigerung: 'Röcklein, Schnellküglein, Gürtel, Haube, Fingerhut: gemalte Hund und Katzen' (Saur, Conflagratio Sodomae, deutsch von Spangenberg 1607 und Merkh 1617); vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 484 und Schwaller, Untersuchungen zu Wolfhart Spangenberg 1914 S. 28.

8. Macropedius (1535).

Über das Spiel 'Primus secundus' (oben 19, 385) vgl. noch J. Drost S. 147.

9. Hans Sachs (1553).

Im Meisterliede 'Die rocken stueben' (1553) nimmt Hans Sachs das schon 1536 in einem gleichnamigen Fastnachtspiel behandelte Thema wieder auf (Fabeln und Schwänke hsg. von Goetze und Drescher 6, 66 v. 41):

Die maid in die sackpfewffen sungen,
Die knecht die ölperten und rungen;
Ains tails spilten der plinten meus,
Ruepfleins, stocks, ain teil suchten lews,
Ains tails deten nach flöhen jagen,
Ains dails deten das oll außschlagen.

Zum Stockspiel (oben 19, 386) vgl. J. Drost S. 146 und die Abbildungen dieser in den Niederlanden Steygerspel oder jeu de pannoy genannten Belustigung auf Kirchenstühlen bei Moerkerken, De satire in de ndl. kunst der middeleeuwen 1904 p. 198 und L. Maeterlinck, Le genre satirique dans la sculpture flamande 1910 p. 197. 90. 213. In Estland heißt diese Kraftprobe wägi-kaigast wedama (den Kraftknüttel ziehen); s. F. J. Wiedemann, Aus dem Leben der Ehsten 1876 S. 299. — Zum Rüpflein (oben 19, 386) vgl. das Eifler 'Haarzupfen' oben 26, 365. — Zum 'Rocken anzünden' (oben 19, 386[5]) führt Ch. A. Williams (Paul-Braune, Beiträge 35, 455) aus den vierstimmigen Liedern des Ivo de Vento 1571 nr. 5 ein Zeugnis an:

Da zündt er ir den rocken an,
die gunckel thut zerschmeltzen;
wie mögen bey einander stahn
zwo gänß auff einer steltzen.

Im Böhmerwalde war in den Spinnstuben beim 'Agen-abschütten' der Spruch üblich (J. Blau, Böhmerwälder Hausindustrie 2, 58. 1918):

Tat i die Jungfer bietn,
Wenn i ihr dürft die Ogn o-schütn,
De kloan und de groußn
Af da Jungfa Schoußn.

11a. Weinsberg (1561).

Der Kölner Hermann von Weinsberg, geb. 1518, erzählt in seinem Gedenkbuch 1, 57 ed. Höhlbaum 1886: 'A. 1528, als ich uff der Santkuilen scholen gink, do war uns spill, wan die Scholer urlob hatten spillen zu gan, nemlich mit dem topp (Kreisel), koiten (Knöcheln), omnian (Ömmer, Klicker); aber ich spilte nit fil mit den scholern; wan andern spilten umb feder, remen, lechpennink, sach ich gemeinlich zu'. Der Zwanzigjährige lernt von der Mutter das Brettspiel, vom Vater Kartenspiel (ebd. 1, 131).

12. Frischlin (1586).

Zu mehreren der oben 19, 388 genannten Spiele gibt J. Drost weitere Nachweise: S. 25 zum Schlägelin, S. 22 zum Anschlag, S. 109 zu Gerad oder Ungerad (s. auch oben 26, 364 nr. 16), S. 135 zum Geutschen.

15a. Guarinoni (1610).

Der Arzt und Polyhistor Hippolytus Guarinoni bespricht in seiner Makrobiotik 'Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts' (Ingolstatt 1610) auch eine Reihe von Spielen. Im 6. Buch (die Leibsbewegung oder übung) handelt er S. 1184 vom Lauff- und Ritterspiel, S. 1187 vom Rucken-, Achsl-, Haupt-, Mantel-, Graben-, Bach-, Lufft und Rundsprüngen, S. 1190 vom Ringen, Fechten, Tantzen . . ., S. 1208 vom Ballenspiel, S. 1213 vom Palemey, Federspiel, Steinblatten und Eisen Stecken werffen, Tafelschüssen und Köglen . . . S. 1226 vom Schachtspil . . . S. 1258 vom Karten- und Würffels- oder Bretspil. — Als ein Beispiel seiner lebendigen, oft an den viel späteren Abraham a. S Clara erinnernden Schreibweise führe ich eine Stelle aus c. 13 des 2. Buches (S. 192) an: 'Es ist für sich selbst verwunderlich vnd doch allenthalben gemein vnd wol bekannt, das die kleinen vnd newgebornen Kindlein, deren weynen, klag vnd anligen man sonst nicht verstehen kan, durch das einfeltig gesang, offt schändtlichen geblärr vnd hienen [Heulen] der alten Weiber dannoch zum essen, zum trincken, zum schlaff vnnd jhres schmertzen zu vergessen bewegt werden. Ist in den eben verwunderlich, wann sie järig, auch noch darunter sein vnd kaum die Füßlein ein wenig brauchen oder sich darauff stewren mügen, wann man jhnen etwas vorsingt oder auff einem Instrument, Cithern, Lauten oder Pfeiffen etwas spielt, sie jhre Füßlein, Ärmlein, Haupt vnd gantzen Leib dem Gesang vnd Lied oder Tantz nach wenden vnd hupfen. Erst heut an diesem Abend, als ich doch eben diß schriebe, hört ich mein Köchin in der Kuchen etwas hacken mit beyden Hackmessern, deß sie einer Melodey vnd Tantz nach machete, allda mein kleins vnd erst Järigs Töchterle selbigen Hackwerck vnd Melodey nach das Haupt, die Füßlein vnd gantzen Leib, ja die Augen selbst nygete vnd hupffete.' — Vgl. auch Alwin Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis 18. Jahrh. 1903 S. 373—377.

17. Theses de virginibus (1615).

Zu Fischart S 261a wies Hauffen (Euphorion, 7. Ergänzungsheft S. 288) die Quelle im Neythart Fuchs v. 2988 (Bobertag, Narrenbuch 1884 S. 257) nach: 'mein allefencylin, greiff an mein schweneczlin'.

17a. Hainhofer (1617).

Der Augsburger Philipp Hainhofer berichtet in seinem Tagebuch am 7. Sept. 1617 aus Stettin (Baltische Studien 2, 2, 49. 1833—34): 'Nach der Malzeit haben wir mit drey Würflen gespült ain Spül, das man Gansen haisset; und der gewünnet, der das beste gleich würfft; und nit ist als wie das rechte Ganßspiel, das man in das Würthshauß, in Brunnen, in Tod etc. und dergleichen führet, als wie es in Kupfer gestochen und in Italien unter den Studenten im Wünter nach dem Essen, ehe sie studieren oder schlafen gehn, gar gemein ist, sondern dises Spil vergleicht sich etlicher massen mit dem passadieri.' — Vgl. De Vinck, Iconographie du noble jeu de l'oye (Annales du bibliophile belge, nouv. série 2, 145—196. 1886). E. van Heurck, Imagerie populaire flamande 1910 p 108. 338. 364. Volkskunde 22, 24. 70. 101. Schrijnen, Nederlandsche Volkskunde 2, 292 (1916). Wieland, Aurora und Cephalus (Werke 11, 63 ed. Hempel): 'Nun folgen kriegerische Spiele | dem Gänsespiel, der blinden Kuh'. Oben 19, 407 (Gleim). Ein Eulenspiegel-Spiel, im Kreise angeordnet nach Art der Gänse- oder Affenspiele, erscheint auf einem Bilderbogen von Paulus Fürst (Hampe, Mitt. aus dem German. Nationalmuseum 1915, 116 nr. 302). Ferner vgl. St. Culin, Annual Report of the Smithsonian Institution for 1896 p. 841.

Am 27. Sept. heißt es (ebd. 2, 2, 100): 'Nach der Malzeit zu Nachts haben die 3 Fürstenpersohnen und Ich zu Goldf. den untrewen Nachbauren gespilet, welches man herausser den Untrew- oder in die Hell fahren haisset'. — Am 28. Sept. (ebd. 2, 2, 102): 'Nach der Malzeit haben wir wider allesampt in die Hell, oder wie mans auf Pommerisch heist, den untrewen Nachbauren gespilt zu goldf., welches ain Spil etlicher massen mit dem Ganßspil zu vergleichen, das ihr vil mit ainander spilen künden, allein daß dises mit Würfel, jhenes mit Carten gespilt würdt'.

18. Christoph von Dohna (vor 1618).

Zu den 'Ventes d'amour' in Nr. 1 der oben 19, 390 abgedruckten Liste vgl. Auricoste de Lazarque, Les daiements (Revue des traditions populaires 24, 360—367).

Zéliqzon-Thiriot, Textes patois 1912 p. 434—460. Jahrbuch f. lothring. Geschichte 4, 251. Lerond, Lothringische Sammelmappe 2, 35—45 (1891). Schon um 1400 begegnet dies Gesellschaftsspiel bei Christine de Pisan, Oeuvres poétiques ed. Roy 1, (1886).

7. Zeinerdantz; vgl. oben 26, 363.

8. Den dritten schlagen; vgl. Drost S. 26.

15. Gott gruess Euch, bruder Eberhard. Varianten dieses Bischofspieles sind noch Zs. f. österr. Volkskunde 21, 117. C. Schumann, Lübecker Spielbuch 1905 S. 67 nr. 125. E. Lemke, Ostpreussen 1, 131. Thyregod, Sanglege 1907 p. 4 'Paven'. Feilberg. Jul 2, 254 'Julebispen' (1904). Kristensen, Almueliv 4, 117. Fataburen 1909, 54—59: 'Julebispen och Saint Cosme'. Adam de la Hale, Robin et Marion. Hist. litt. de France 20, 671. Rabelais, Gargantua c. 22 'St. Cosme, je te viens adorer' (Revue Rabelaisienne 6, 349). Fischart S. 263b 'Sanct Kosman, ich růff dich an' (Rausch, Jahrbuch 24, 79). — Der Anfang der deutschen Fassung ist wohl entstellt aus 'Gott grus dich, vater Eckhart' (Wickram, Werke 5, XLIX), wie auch in einer Bearbeitung von Wickrams Zehn altern (Werke 5, 47) der Teufel den Waldbruder spottend anredet: 'Brůdr Eberhart on zan im bart'.

20. Kneipichen ohne lachen. Oben 26, 363 nr. 12c.

65. Das schäflein austeilen. Vgl. O. Clemen, Jahrbücher f. das klass. Altertum 25, 458 (1910) 'Ein deutsches Testamentum porcelli'. Luther, Tischreden 3, 323 ed. Forstemann = 2, 597 ed. Kroker: 'Esels Testament'.

68. Das abc reimen. Vgl. G. Bargagli, Dialogo de' giuochi 1572 p. 131 (Hauffen, Euphorion 21, 484; dazu Crane, Italian social customs of the 16th century 1920 p. 267).

22. J. v. d. Heyden (1632).

Das Bildergedicht 'Kinderspiel' ist seither auch von Rausch, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothringens 25, 142—153 herausgegeben worden. Zu nr. 3 v. 67 'Ich bin Burckhard' vgl. J. Drost S. 11 'De berg is mijn'. Böhme S. 580 'Burgspiel'.

23a. Fürst (1652).

Ein Nürnberger Bilderbogen 'Lustige Abbildung der drey Natürlichen Lüsten deß Menschen hier auff Erden. Zu finden bey Paulus Fürst, 1652', reproduziert von Th. Hampe, Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum 1915 S. 102, zeigt das Bild eines Knaben mit einem Steckenpferd und eines andern, seinen Reifen treibenden, dazu die Verse: 'Kindheit'.

Man sihet uns hupffen, man sihet uns springen,
man sihet uns tantzen, man höret uns singen,
man sihet uns reiten, man sihet uns lauffen,
die Rappen, die Fuxen, die Schimmelen kauffen.
Wir geben den Rossen kein kostbares Futter,
darauff wir entreiten der zornigen Mutter.
Wir hassen die Buler und geitzigen Gecken,
und lieben hingegen gemahlete Stecken,
die dumlen wir wacker auff eygenen Füssen,
die wenig deß gehenden reittens geniessen.
Die rundliche Reiffe den Pferden gleich lauffen,
wir lassen sie selten ermüdet verschnauffen.
Wir wollen nicht länger in Windelen liegen,
entreissen den Banden, den Ständner und Wiegen.
Wen solte die kindische Kurzweil verdriessen,
die suchet und findet vergnügen in Füssen.

24. Grotnitz (1646).

Das Helmlin ziehen (nach Fischart S. 266b) erklärt Rausch, Jahrbuch 24, 119 wie Grimm, DWb. 4, 2, 239 und verweist auf Meister Altswert 1850 S. 89 'Zwei spilten greselis'. Vgl. aber auch Weinhold über das Halmmessen oben 10, 227 und Böhme S. 185. De Cock-Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 4, 136. F. v. d. Leyen, Wandteppiche im Regensburger Rathause 1910 S. 7b: 'Ich pin meines liebes [tor], sie zeucht mir das helmellein vor'. Auch zwei Holzschnitte von Hans Weiditz in Petrarcas Trostspiegel 1559 Bl. 8a und 63a veranschaulichen, wie ein Schmeichler oder eine Dirne dem Manne ein Hälmlein durch den Mund ziehen.

26. C. von Hövel (1663).

Zu 'Hi komen wir käkken Nonnen her' (oben 4, 180. 19, 402) vgl. Troels Lund, Dagligt liv i Norden i det 16. aarhundrede 7, 72 (1914). — Zu 'Kätgen las dich nicht erwischen' vgl. Olaf Rudbeck, Atlands andra Deel, Upsala 1689 p. 310: 'Detta hafwer fordom warit något hårdare leckar, än som et taga Pigorna i fampn och siunga: Kätkin Kätkin laß euch nicht erwischen, spring über Banck und über den Dischen, so so mein Kätkin. Stat colludentium Chorus in orbem dispositus. Circum eundem puella, insectante illam adolescentulo, decurrit, tardius autem currentem Chorus his acclamationibus ter aut saepius repetitis prosequitur atque ad acrius currendum incitat'. — Zu 'Seht euch nicht um' oben 26, 366 nr. 20.

29. Leucoleon (1671).

Das Ringverstecken ist abgebildet bei Joh. de Brune, Emblemata of Zinnewerck 1661 (zuerst 1636) p. 148 nr. 20 'Een oogh in't zeyl dat geeft u heyl' = T. Lund, Dagligt liv 7, 75. — Das Kissentragen bei J. de Brune p. 23 nr. 4 'Hu hola, mond! niet al te bond'. — Zur blinden Kuh vgl. T. Lund 7, 64 'Julebukken'; zum Hütewinkel oben 26, 366 nr. 22.

30. Scriver (1671).

Das Spielhölzlein (oben 19, 403) ist weit verbreitet. Psichari (Revue des études Rabelaisiennes 6, 36. 1908) will es sogar schon bei Rabelais (à la pille) erkennen als 'jeu du Toton'; die vier Seiten waren bezeichnet PNJF (Pigliar, Nada, Giuoca, Fuora) oder ANPT (Accipe, Nihil, Pone, Totum) oder ADRT (Accipe, Da, Rien, Totum). In Fehmarn sind auf jeder Fläche drei Buchstaben eingeschnitten: HPW (Hans putz weg), PIB (Peter, een bi), AIA (A, een aff), OGN (Null gelt nix), vgl. die Kieler Monatsschrift 'Die Heimat' 18, 27 (1908) und Kück-Sohnrey, Feste und Spiele 1909 S. 276. Jüdischdeutsche Kinder in Rußland setzen statt der deutschen Buchstaben SNHG (Setz, Nichts, Halb, Ganz) die hebräischen שנהג auf die vier Seiten und deuten diese als: Schām nēs hājāh' gādōl (Da ist ein großes Wunder geschehen); vgl. Stewart Culin, Annual Report of the Smithsonian Institution for 1896 p. 821 'Teetotum.' In Portugal ist das Spielhölzlein gleichfalls verbreitet; s. Leite de Vasconcellos, Boletin de Etnografia 1, 49 (1923). — F. Paulsen, Aus meinem Leben 1909 S. 76 beschreibt den in Holstein gebräuchlichen Punker als ein sechsseitiges hölzernes Prisma, dem auf jeder Seite ein Zeichen eingeschnitten wurde. In Berlin wird ein solcher sechsseitiger Kreisel als 'Nimm—gib' bezeichnet. Noch künstlicher ist ein neuerdings in Berlin und anderwärts in Spielwarenläden käuflicher steinerner Würfel in der Form eines Polyeders mit 18 quadratischen und 8 dreieckigen Flächen; jene tragen die Zahlen 1 bis 12 in Augen und die Buchstaben NG (Nimm ganz), NH (Nimm halb), ND (Nimm Deins), LS (Laß stehen), SZ (Setze zu), TA (Tret ab). — Verschieden davon ist das bei E. van Heurck et Boekenoogen, Imagerie populaire flamande 1910 p. 302 ausführlicher beschriebene Eulenspiel (het Uilenbord, jeu de la Chouette), in welchem nicht die Würfel, sondern die Felder der Spielfläche mit den Ziffern 1 bis 8 und den Buchstaben B (Betaal), T (Trek), Niet, Half, Al bezeichnet sind; dazu vgl. den oben nr. 17a erwähnten Bilderbogen P. Fürsts

31b. Fr. E. Lehmann (1680).

Fr. E. Lehmann, der schon 1668 in einer Jenaer Dissertation 'De iure ludendi' gehandelt hatte (vgl. H. Bächtold, Schweizer. Archiv f. Volkskunde 19, 129), gab später heraus: Tractatus theoretico-practicus de variis ludendi generibus eorumque usu, Budissae 1680. 4°. Auf S. 156—160 führt er unter 'Ludorum species Germanorum puerorum' an: Diffugium, latebrae vaccae, das verstecken spielen — Lusus iudicis — Myinda, der blinden Kuh spielen, blintzeln, caecus musculus — Grallatorius incessus — Ludus globorum fictilium, das tappen, schnellen, einwerffen — Ludus latrunculorum missilium — Mit gekäueten Pappier schissen, platzen — Durch eine Federkiele mit Rüben schiessen — Ausn Blaßrohr — Ausn Armbrust — Das Boseln — Missio sphaerae per annulum ferreum — Turbinis scutica versatio s. Trochus — Cursus super glaciem diabatris, mit Schlit-Schuhen — Auffn Rütschel-Schlitten fahren, das zschinnern — Apodidrascinda — Cindalismus — Schaenophilinda, des Hirtleins spielen — Epostracismus — Lusus nucum, Nüß ins Grüblein werffen — Par impar — Cursus spatiorum, wette lauffen — Basilinda, das König schlagen —

Oscillatio. — S. 160 Ludi adultiorum: Schachorum ludus — Die Dame — Ludus molae, das Mühl-ziehen — Den Fuchß treiben — Ludus pilae — Ludus globorum — Die Bilcken-Taffel — Ludus tesserarum — Olla fortunae — Ludus chartarum: Picketen, Labetten, trepliren, vier Blatt stich, Triumpffen, achtzehn Heller — Ludus ritilli — Ludus aleae: der Buf, Contra Buf, Regal-Buf, Dickdack, Lortschen. — Vielfach ist den Spielnamen eine genauere Erklärung angehängt.

33. Seybold (1687).

Zum Blasrohr (sclopus, oben 19, 404) vgl. Drost 1914 p. 123; zum Hirtleinspiel Drost p. 57f.; zum Froscherlösen Drost p. 56f.

33a. Dunckelberg (1696).

Maturini Corderii colloquia scholastica, quibus accesserunt dialegi iucundiores opera M. Conradi Dunckelberg adornati. Nordhusae 1696. 158 S. enthält einen Dialog 'Conorum lusus, das Schmareckeln', der in den Mansfelder Blättern 5, 154 (1891) von H. Heineck und H. Größler wieder abgedruckt wurde Er gibt eine Beschreibung dieses Kegelspieles, über das Größler ebd. 4, 112—132 (1890) 'Schmaräkeln und Platzen, zwei eigenartige Kegelspiele' schon genaueren Bericht erstattet hatte.

34. Riederer (um 1700).

Zum Bischofweihen vgl. Zs. f. österr. Volkskunde 21, 117.

Das Starnstechet (oben 19, 405) gleicht dem bei F. v. d. Leyen, Die Wandteppiche im Regensburger Rathause 1910 S. 6b abgebildeten Spiele, bei dem der Jüngling den Kopf im Schoß einer sitzenden Frau verbergen muß: die Umschrift lautet: 'Amor, wir spilen der untrewe, die wirt alta new', wozu auf Meister Altswert p. 90 'Zwei spilten der untriuwen' verwiesen wird. Auf einem Bilde von B. Luini spielen drei Mädchen in derselben Weise den 'giuoco del guancialino d'oro' oder 'jeu de la main chaude' (C. Ricci, La pinacoteca di Brera 1907 p. 187). J. de Brune, Emblemata 1661 p. 231 nr. 32 'Een hoerenschoot is duyvels boot' = T. Lund 7, 81. 256 'Balderrune'. L. Lippi, Malmantile racquistato 1815 1, 196 'Mona Luna, Scaldamane, Guancial d'oro'.

37. Heini (1709).

Zu 'Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg' (oben 19, 406) vgl. Dunkmann, Ostfriesisches Dichterbuch 1911 S. 64 'Lük levt noch' und das mittelalterliche Kerzenorakel oben 22, 208 = Zachariae, Kleine Schriften 1920 S. 366; Singer, oben 13, 168.

41. Zeitvertreib (1757).

Die Kloster- und Pater- und Nonnenspiele (oben 19, 408 nr. 18. 38. 77) sind abgedruckt oben 22, 190f.

Das Fischerspiel (nr. 34) erwähnt J. Dietz, Leben ed. Consentius 1915 S. 248.

Register der deutschen Spielnamen.

— Seht euch nicht um 26. — Spielhölzlein 30. — Spielzeug 7a. — Spielzubrecher 6. — Sprünge 15a. — Starnstechet 34. — Steckenpferd 7a. 23a. — Steinblatten 15a. — Steinstoßen 1. — Steinwerfen 7. — Stirbt der Fuchs . . . 37. — Sums 7. — Tafelschießen 15a. — Tappen 31b. — Topp 11a. — Totum 30. — Triblen 1a. — Truchaquen 1c. — Untreue 34 — Untreuer Nachbar 17a. — Ventes d'amour 18. — Verstecken 31b. — Vöglen 4a. — Wette laufen 31b. — Zeinertanz 18. — Zschinnern 31b.

Berlin. Johannes Bolte.

G. F. Stenders lettische Fabeln und Erzählungen.

Gotthard Friedrich Stender wurde im Jahre 1714 als Sohn des Pastors zu Lassen in Oberkurland geboren.[1] Von 1736 bis 1739 studierte er in Jena und Halle Theologie, dann wirkte er zwei Jahre als Lehrer in der Stadtschule zu Mitau, später als Pastor in lettischen Gemeinden auf dem Lande. 1759 reiste er nach Braunschweig, wo er einige Zeit eine Realschule leitete, nachher wurde er Professor der Geographie in Kopenhagen. Dann kehrte er 1766 nach Kurland zurück und lebte bis zu seinem Tode (1796) als Probst zu Selburg und Sonnaxt. Seine schriftstellerische Tätigkeit ist vielseitig; er schrieb theologische, mathematische, naturwissenschaftliche, zuletzt auch alchemistische Schriften, verfaßte die erste gründliche lettische Grammatik und ein lettisch-deutsches Wörterbuch. Bei der Aktivität seines Temperaments und seiner großen Hingabe an sein Werk und seine Pflicht wurde er zum echten Lehrer des lettischen Volkes. Er hat seine Ausdrucksweise dem Volke abgelauscht, seine Sprache ist gedrängt und anschaulich, wenngleich für unsere Zeit oft viel zu derb. Er ist der erste, der sich für die lettische Prosodie interessiert und in seiner Grammatik einige lettische Volkslieder anführt; es wäre möglich, daß er auch einige seiner Erzählungen dem Volksmunde abgelauscht hat.

Seine Übersetzung der Ode von Heinrich Brockes „Die auf ein sehr starkes Ungewitter erfolgte Stille“ im Jahre 1752 bezeichnet den Anfang der lettischen weltlichen Literatur, auf die Stender während eines ganzen Jahrhunderts leitenden Einfluß gehabt hat. Er übersetzt gewöhnlich nicht, sondern paßt seine Vorbilder — in den Fabeln und Erzählungen, z. B. Gellert und Lichtwer — den lokalen Verhältnissen an, und oft gewinnen seine Werke dadurch mehr Kraft und Anschaulichkeit, daß er sein Publikum, die lettischen Bauern (andere Klassen gab es damals unter den Letten noch nicht), genau kennt. Bei der großen Neigung der früheren Generationen des lettischen Volkes, den Inhalt interessanter Erzählungen, später auch langer Romane, sich sofort anzueignen, sind die Fabeln und Erzählungen Stenders sowie auch seine Lieder zum Teil in die mündliche Tradition übergegangen.

„Fabeln und Erzählungen zur Bildung des Witzes und der Sitten der Letten nach ihrer Denkungs- und Mundart abgefaßt von Gotthard Friedrich Stender, Pastor und der Königlich-Deutschen Gesellschaft zu Göttingen ordentlichen Mitgliede“ — lautet die deutsche Überschrift der ersten Auflage (gedruckt zu Mitau, 1766. 328 Seiten 8°), die lettische aber: „Schöne Fabeln und Erzählungen für die Letten zur weisen Belehrung verfaßt.“

Das Buch enthält 70 Fabeln und 60 Erzählungen und war schon 1763 zum Drucke fertig (Vorrede zur 2. Aufl. der lettischen Grammatik). Ein Exemplar dieser Auflage hat der lettische Bibliophil I. Missin nur in der Universitätsbibliothek zu Marburg aufgefunden, in Lettland bis jetzt noch nicht, was auch ein Zeugnis für die große Popularität des Buches sein dürfte. 1789 erschien, nur mit lettischem Titel[2]) und Vorrede, eine verbesserte und um 24 neue Stücke vermehrte zweite Auflage (383 Seiten, 8°), nachdem die erste vergriffen war. Nach I. Missins Angabe sind die Fabeln Nr. 71—80 und Erzählungen Nr. 61—70 neu hinzugefügt. Außerdem sind noch folgende Änderungen zu vermerken: Die 30. Fab. „Die Fliege“ und die 17. Erzähl. „Damotas“ aus Gellert, die 42. Erz. „Alte Zeiten“, wo diese als ein glückliches Schäferleben geschildert werden, ebenso die 49. Erz., die oben erwähnte Ode von Heinrich Brockes, sind durch andere Stücke ersetzt worden. Die 56. Erz. „Rätsel“ ist ans Ende des Buches gerückt.

---

1) Über das Leben und die Werke Stenders vgl. Allgem. Deutsche Biogr. 36, 46 und die Monographien von Czarnevsky und K. Kundzin.

2) Pasakkas un Stahsti, teem Latweescheem par islusteschanu un gudru mahzibu sarakstiti. Jelgawâ 1789.

Für die Volkskunde ist Stenders Buch von besonderer Wichtigkeit, da es, wie schon bemerkt, einen der Kanäle darstellt, durch den Stoffe der Weltliteratur, sowohl Fabeln wie Märchen und Legenden, in das lettische Volk eindrangen.[1]) Die folgende Inhaltsübersicht versucht dies durch beigefügte Hinweise anzudeuten.

A. Die Fabeln.

1. Der Hirsch. — Halm, Fabulae Aesopicae nr. 128. Phaedrus 1, 12. Aarne, Estnische Märchen- und Sagenvarianten (FFC 25. 1918) nr. 75*.
2. Der Wolf und das Lamm. — Halm 274b. Kirchhof, Wendunmut 1, 57. 7, 37.
3. Die Sonne und der Wind (in Versen). — Halm 82. Waldis, Esopus 1, 89. La Fontaine, Fables 6, 3.
4. Der Hund mit einem Stück Fleisch. — Halm 233. Kirchhof 2, 35. 7, 129. Pauli, Schimpf und Ernst 426.
5. Die Frösche. — Halm 76. Kirchhof 7, 157. Aarne, FFC 25 nr. 277*.
6. Die Wölfe und die Schafe. — Halm 268. Pauli 447. Kirchhof 7, 39.
7. Der Star (in Versen). — Vgl. Lichtwer, Die gefangene Drossel.
8. Die Wachtel. — Halm 210. Waldis 2, 4. La Fontaine 4, 22.
9. Der Fuchs und der Storch. — Halm 34. Kirchhof 7, 29. Aarne 60.
10. Der Maulwurf (in Versen. Ans Licht gekommen, denkt er gar nicht daran, die Welt kennen zu lernen, kriecht unter die Erde zurück.) — Vgl. Lichtwer, Der Maulwurf.
11. Der Hase und der Sperling. — Phaedrus 1, 9. La Fontaine 5, 17.
12. Die Ziegenböcke und der Wolf. — Kirchhof 7, 34. Chauvin, Bibl. arabe 3, 87.
13. Kranzis (in Versen). — Gellert, Der Hund.
14. Der Löwe, der Bär, der Wolf und der Fuchs. — La Fontaine 7, 7.
15. Die Kröte. — Halm 84. Waldis 1, 31. Kirchhof 7, 53.
16. Der Fuchs an der Höhle des Löwen. — Halm 246. Waldis 1, 43. Kirchhof 7, 25.
17. Die Störche. (Eine treulose Störchin wird getötet.) — Gesta Romanorum 82.
18. Der gierige Hund. (Ist mit der Kost bei seinem Bauern nicht zufrieden, verläßt ihn, um einen besseren zu suchen, muß hungrig zurückkehren, wird aber mit Hohn vertrieben.)
19. Die Ameise und die Grille. — Halm 401. Waldis 1, 84.
20. Die Dohle (vor dem Wasserkruge). — Avianus, Fabulae 27. Waldis 2, 7. Kirchhof 7, 121.
21. Die Witwe des Katers. (In die Erzählung sind drei Verspaare eingeflochten.) — Aarne 65; Grimm, KHM 38.
22. Die Krähe. — Halm 200. Waldis 1, 29. Kirchhof 7, 52.
23. Die Hasen. — Halm 237. Waldis 1, 23. Kirchhof 7, 158. Aarne 70.
24. Die Hündin. (Ein Hund läßt eine schwangere Hündin in seine Hütte; als ihre Jungen heranwachsen, vertreiben sie ihn daraus.) — Phaedrus 1, 19.
25. Der Rabe und der Fuchs. — Halm 204. Kirchhof 7. 30. Aarne 57.
26. Der Wolf und der Kranich. — Halm 276. Kirchhof 7, 42. Aarne 73*.
27. Der Löwe und die Maus. (Eine Maus, die den Löwen aus einem Netze befreit, will dafür seine Tochter zum Weibe, wird von der Braut ihrer Winzigkeit wegen nicht bemerkt und zertreten.) — Halm 256. Aarne 75.
28. Zwei Mäuse. — Halm 297. Kirchhof 1, 62. Aarne 112.
29. Die Schafböcke und der Hund. (Zwei Schafböcke schlagen ihren Hund heimlich tot, werden von den Verwandten des Hundes grausam zerrissen. Die Schafe bekommen einen neuen Hund, dem sie nun mit Zittern folgen müssen.)
30. Die Fichten (in Versen. Die geraden Fichten, die mit Verachtung auf eine krumme blicken, werden abgehauen; die krumme bleibt.)
31. Das Füllen. — Gellert, Das Füllen.
32. Zwei Hunde. — Halm 217. Gellert, Die beiden Hunde.
33. Die Elster und der Fuchs. — Gellert, Der Fuchs und die Elster.
34. Der Hund und der Dieb. — Phaedrus 1, 23. Waldis 1, 9. Kirchhof 7, 110.
35. Der Bär und die Maus. — Halm 256. Kirchhof 7, 20. Aarne 75.
36. Der alte Hund (predigt, als er die Zähne verloren, den andern Hunden ein zahmes Leben und wird verspottet).
37. Die Kraniche. (Nachts muß ein Kranich Wache stehen und ein Steinchen im gehobenen Fuße halten, damit es fallend ihn weckt, wenn er einschläft.) — C. Geßner, Vogelbuch, Zürych 1582 Bl. 165b.
38. Der Tod. (Damit der Tod mehr Arbeit bekommt, lehrt der Teufel die Menschen das Branntweinbrennen und Tabakrauchen.)

---

1) Von dem Eindringen äsopischer und phädrianischer Fabeln bei den Litauern Rußlands zeugen die 1913 von Scheu und Kurschat herausgegebenen Tierfabeln (oben 25, 435).

39. Der Fuchs und die Tabakspfeife. (Als er beim Rauchen unvorsichtig ist, entsteht in seiner Höhle Brand, und er kommt selbst um.
40. Das Zicklein und der Wolf. — Romulus nr. 36. Grimm 5. Aarne 123.
41. Der Kiebitz. — Gellert, Der Kuckuck.
42. Der Tod mit dem Jünglinge. — Aarne, FFC 25 nr. 332. Grimm 177. Abgedruckt unten S. 101.
43. Der Wolf bei einem Hirten. — Lessing, Geschichte des alten Wolfes, nach Aelian 4, 15.
44. Der Hund bei einem Wolfe. Der Hund dient einem Wolfe und wird zuletzt von ihm zerrissen.)
45. Das Huhn. — Halm 343. Pauli 53. Waldis 3, 32. 2, 15. M. Lichtwer, Das Huhn mit dem goldenen Ei.
46. Der Löwe mit anderen Tieren. — Halm 260. Kirchhof 7, 24.
47. Der Esel. — Halm 331. Gesta Rom. 79.
48. Die Biene und der Mistkäfer. (Als die Biene den Mistkäfer auffordert, mit ihr die duftenden Blumen aufzusuchen, erwidert er, daran habe er kein Gefallen.)
49. Der Rosenstrauch will den Geruch des nahen Misthaufens verdecken.
50. Der Frosch und die Maus. — Halm 298. Waldis 1, 3. Kirchhof 7, 71.
51. Der Hund und das Schaf. — Phaedrus 1, 17. Waldis 1, 48.
52. Der Lohn der Welt. (Die gelöste Schlange will ihren Retter töten.) — Aarne 155. Gesta Rom. 174. Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 420.
53. Die Sperlingsjungen werden vom Winde in die Welt verstreut, finden sich später wieder alle zusammen. Der eine hat im Garten gelebt und sich vor den Schlingen hüten gelernt, der andere auf einem Gute und kennt die Netze, der dritte in einer Kirche, wo er von den Predigten fromm geworden ist.)
54. Der Wolf und der Fuchs bei dem kranken Löwen. — Halm 255. Pauli 494. Waldis 4, 77. Aarne 50.
55. Der Habicht und die Tauben. — Phaedrus 1, 31. Waldis 1, 18. Kirchhof 7, 146.
56. Die Maus und der Frosch (geraten in Streit, werden vom Geier bemerkt und aufgefressen.) — Vgl. nr. 50.
57. Der Magen und die anderen Glieder. — Livius 2, 20. Halm 197. Pauli 399. La Fontaine 3, 2.
58. Das Pferd und der Ochs. — Halm 177. Kirchhof 7, 55.
59. Der Holzhauer. — Halm 308. Kirchhof 7, 15.
60. Fuchs der Schelm. (Der Löwe ladet alle Tiere zum Gericht. Da der Fuchs nicht gekommen ist, soll ihn der Hase holen, kommt verhöhnt zurück. Den Kater verleitet der Fuchs sich in einem Keller sattzuessen, wo er ertappt und durchgeprügelt wird. Den Wolf führt er mit List in eine Grube, den Bären leitet er zu einem Bienenstocke, wo er ebenfalls Prügel bekommt. Der Luchs führt ihn endlich zum Gerichte, wo man ihn hängen will. Der Fuchs erklärt, er wolle seine Schätze dem Könige zeigen, sei aber so schwach, daß er das Luchsfell nötig habe, um sich zu erwärmen. Dem Luchs wird das Fell abgezogen, der Fuchs entwischt). — Reineke Fuchs.
61. Der Adler. — Halm 5.
62. Die Mäuse (wollen der Katze eine Schelle anhängen). — Aarne 110. Pauli 631.
63. Zwei Frösche. — Halm 74.
64. Der Fuchs und der Wolf (Fischfang im Eise). — Aarne 1 + 2. Grimm 73.
65. Der Fuchs und der Ziegenbock. — Halm 45. Aarne 31.
66. Der von den Hunden gesandte Hund. — Phaedrus 4, 18. Bolte-Polívka 3, 555.
67. Die Verwandlung (Ein Wirt will von seinen Schafen mehr Wolle bekommen, verleitet sie zum Branntweintrinken, wobei ein Hund zum Aufseher angestellt ist. Die Schafe vertrinken ihr Letztes, bis der Wirt nichts mehr von ihnen zu nehmen hat).
68. Der Hahn. (Unter den Hausvögeln eines Gutes ist der Hahn der klügste, fängt an lesen zu lernen und lehrt das auch die Küchlein, ohne auf den Spott der anderen Vögel zu achten; er wird von seinem Herrn und dessen Gästen gelobt). Abgedruckt unten S. 102.
69. Die Tauben und die Elster. (Eine Elster kommt ungeladen zu einem Taubengastmahl, lobt alles über die Maßen, aber hinter dem Rücken spricht sie anders und stiftet unter den Tauben die ärgsten Zwistigkeiten an.)
70. Die Eulen. (Eine alte Eule lehrt die andern allerlei Aberglauben).
71. Der Hahn und der Fuchs (ewiger Friede). — Kirchhof 3, 128. Bolte-Polívka 2, 207[1]. Aarne 62.
72. Das Füllen und der Wolf. (Der Wolf als Arzt will dem Füllen zur Ader lassen, das Füllen schlägt ihm mit den Hufen die Zähne aus). — Vgl. Halm 334 Kirchhof 7, 43. Bolte-Polívka 3, 77.

73. Der Reiter und das furchtsame Pferd. Der Reiter wirft dem Pferde seine Furchtsamkeit vor, das Pferd erinnert ihn an seinen eigenen Aberglauben).
74. Der Wolf vor Gericht. — Lichtwer, Der Löwe und der Wolf.
75. Zwei verschieden gesinnte Pferde. Das eine ist mit seinem Futter und seiner Arbeit unzufrieden, das andere dagegen findet überall etwas Gutes).
76. Die Fliege und die Ameise. — Phaedrus 1, 24. Kirchhof 6, 275. La Fontaine 1, 3.
77. Der unfolgsame junge Löwe. — Dialogus creaturarum c. 87. Bolte-Polívka 2, 99. Aarne 38.
78. Der Adler, die Katze und das Wildschwein. — Phaedrus 2, 4. La Fontaine 3, 6.
79. Das Herren- und das Bauernpferd. — Halm 328. Kirchhof 7, 51. Gellert, Das Kutschpferd.
80. Das Reh und der Fuchs. (in Versen. Beide sehen im Walde einen betrunkenen Menschen, der noch schlimmer als ein Tier geworden ist).

B. Erzählungen.

1. Der hohe Priester. (Augustinus denkt Tag und Nacht, wie er das Wesen der Gottheit ergründen könne. Am Meere sieht er ein Kind, das mit einem Löffel das Meer in eine Grube ausschöpfen will, und schilt es töricht. Das Kind antwortet ihm: „Noch törichter bist du, da du das unendliche Wesen der Gottheit mit deinem kleinen Kopfe begreifen willst.") — Oben 16, 90. 21, 336.
2. Die Wege Gottes. (Ein frommer Mann sieht vom Berge, wie unten ein Reiter seinen Geldbeutel verliert und ein Hirtenbube ihn findet. Der Reiter erschlägt einen Greis, weil er diesen für den Dieb hält. Als der Mann an der Gerechtigkeit Gottes zweifelt, ruft eine Stimme, der Greis habe den Vater des Hirtenbuben getötet). — Gellert, Das Schicksal.
3. Der Wanderer mit dem Engel. (Ein Engel übernachtet mit einem Wanderer bei einem armen, aber gastfreundlichen Wirte und zündet beim Fortgehen das Haus an. Der Wanderer gerät darüber in Schrecken und Erstaunen. Unter dem Hause ist aber ein Schatz gewesen, welchen der Hausbesitzer jetzt ausgraben und ein wohlhabender Mann werden kann). — Aarne, FFC 25 nr. 771*. Gesta Rom. 80. Pauli 682. Chauvin 5, 190. A. de Cock, Studien 1920 p. 178, 312.
4. Der Vater auf dem Sterbebette. (in Versen. Er heißt die Söhne ein Rutenbündel zerbrechen). Halm 103. Waldis 1, 52. Basset 1906 (oben 17, 356). Pauli 861 (ed. Bolte 1924).
5. Zwei Bettler. (Der eine sagt: Wohl dem, dem der König, der andere: Wohl dem, dem Gott gut gesinnt ist). — Aarne 841*. Pauli 326. Kirchhof 1, 285. Frey, Gartengesellschaft 1896 S. 286. Hēmavijaya, Kathāratnakara 2, 231 : 201.
6. Der gefundene Schatz. (Drei Schatzfinder morden einander). — Montanus, Schwankbücher S. 564¹. Bolte-Polívka 2, 154¹.
7. Der Vater, der seine Habe unter seine Kinder verteilt hatte. (Kiste mit Keule). — Pauli 435. R. Köhler 1, 431. 2, 558. Hēmavijaya 2, 251 : 210.
8. Das Glück bei zwei Nachbarn. (in Versen). — Avianus 22. Pauli 647. Bolte-Polívka 2, 219.
9. Der Teufel bei einem Bauern. (Trunkenheit, Ehebruch, Mord). — Pauli 243. Wickram, Werke 3, 383 nr. 72. 8, 346. Aarne, FFC 25 nr. 839*.
10. Der größte Narr. (Narrenapfel). — Gesta Rom. 74.
11. Der betrunkene Bauer. — Aarne 1531*. A. v. Weilen, Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung 1884. Chauvin 5, 272.
12. Die Almosen. (in Versen). — Gellert, Die Guttat.
13. Der Kluge (täuscht seiner schwatzhaften Frau Kuchenregen vor, um einen Schatzfund zu verbergen). — Aarne 1381. Bolte-Polívka 1, 527.
14. Das Witwenhaus. (Zwei Engel spielen auf dem Giebel eines Hauses, wo arme Witwen wohnen, als ein Gutsherr vorbeifährt. Er beschenkt das Haus reich. Nach einem Jahre sieht er auf dem Hause zwei Teufel sich raufen und nimmt seine Gabe zurück). — Aarne, FFC 25 nr. 796*.
15. Die Gefangenen (beklagen sich vor dem Gutsherrn, daß sie unschuldig leiden müssen. Nur einer schweigt und gesteht seine Verbrechen; er wird aus dem Gefängnis gewiesen, damit er die andern nicht verderbe.)
16. Der alte Diener (klagt seinem Herrn, daß er kein Glück habe, bekommt die Wahl zwischen zwei Beuteln, nimmt jenen, wo Zinn drin ist. Der Herr sagt, daß sein Mißgeschick von Gott komme, sonst hätte er den andern Beutel, den mit Gold, gewählt.) — Pauli 836 ed. Bolte.
17. Zwei Weiber. — M. Lichtwer, Die zwo alten Weiber.
18. Die Tochter des Fronvogts (verschmäht alle Freier, bis ein polnischer Baron kommt. Sie feiern Hochzeit, dann stellt es sich heraus, daß der

Bräutigam ein lumpiger Zigeuner ist, den die abgewiesenen Freier zu dem Spaße beredet haben). — W. Schwarz oben 26, 136. Aarne 940.

19. Der Aschenhocker. (Whittingtons Katze.) — Bolte-Polívka 2, 71. Aarne 1651.
20. Johannisnacht. (Ein Bauermädchen schaut in der Johannisnacht in den Fluß, um ihren künftigen Freier zu erblicken. Der Knecht ist auf den Baum am Flusse geklettert, fällt ins Wasser. Das Mädchen denkt, das wäre der Teufel selbst, wird vom Schreck krank und stirbt).
21. Der Hirt (ist der alten Bauernlieder überdrüssig geworden und fängt an, neue zu ersinnen und zu singen (von Stender übersetzte, sentimental moralisierende Romanzen), und rechtfertigt sich vor dem Pastor).
22. Der Blinde (überlistet den Schatzdieb). — Morlini, Novellae 43. Chauvin 8, 103. Roman. Forschungen 34, 896.
23. Die drei Freier (von der Witwe geäfft). — Aarne, FFC 25 nr. 940*. Boccaccio, Decamerone 9, 1. Pauli 220.
24. Zwei adlige Herren (gehen an einem Abend stark angetrunken hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Der eine wünscht sich eine so weite Wiese wie der Himmel, der andere soviel Rinder wie die Sterne, will sie auf der Wiese des andern weiden. Ein Streit bricht aus; sie fangen an zu fechten, schlagen einander tot). — Vgl. Aarne 1920 A und 1430. Grimm 164. 168.
25. Die alten Leute. (Ein Gutsherr sieht bei einem Bauernhofe einen alten Mann weinen; erfährt, daß ihn sein Vater geprügelt habe, weil er seinen Großvater fallen ließ. Der Gutsherr wundert sich über das hohe Alter dieses Bauern, hört, daß sie wenig Fleisch und Bier genießen, Branntwein und Tabak gar nicht kennen und sich von Milch und Gemüse nähren.) — Bolte, oben 7, 205. Dania 6, 126. Grimm, Dt. Sagen 363.
26. Der greise Mann (in Versen). — Gellert, Der Greis.
27. Der Pflüger. — Gesta Rom. 57. Oben 6, 161 nr. 50. Anderson, FFC 12, 356 nr. 18.
28. Der Verschuldete. — Gellert, Alcest.
29. Andreas. (Androklos) — Gesta Rom. 101. Aarne 156 und FFC 25 nr. 71*. Zenker, Ivainstudien 1921 S. 145.
30. Das Schulkind (zähmt einen großen Fisch, der es zuletzt auf seinem Rücken zur Schule und zurück trägt. Als das Kind stirbt, lebt der Fisch vor Gram auch nicht mehr lange). — Gesta Rom. 267. Marx, Griech. Märchen von dankbaren Tieren 1889 S. 12. 28. H. Sachs, Dichtungen ed. Goedeke 1, 143.
31. Die junge Witwe. — Grisebach, Die treulose Witwe 1886. R. Köhler 2, 583. Chauvin 8, 211. Aarne FFC 25 nr. 1352*. (S. u.).
32. Der aus der Fremde zurückgekehrte Sohn. — Waldis 3, 88. Gellert, Der Bauer und sein Sohn.
33. Der Vater im Gefängnisse. — Gesta Rom. 215. R. Köhler 2, 386.
34. Ein Christ und ein heidnisches Mädchen. — Gellert, Inkle und Yariko.
35. Die gnädige Frau. — Gellert, Die kranke Frau.
36. Der Bruder und die Schwester. (Ein heiratslustiges Mädchen spricht zuerst mit einer sehr feinen Stimme, dann mit einer sehr groben, um schneller einen Mann zu bekommen; wird ausgelacht.)
37. Der Weltfremde (in Versen. Ein Mensch, in einer dunklen Höhle aufgewachsen, kommt ans Licht und freut sich mit allen seinen Sinnen über die Herrlichkeit der Gotteswelt). — Vgl. das bekannte Gleichnis bei Plato, Rep. 514 A ff.
38. Der Holzträger. (Maus in der Schüssel.) — Aarne, FFC 25, Ursprungssage nr. 15. R. Köhler, Kl. Schr. 3, 13. Bolte-Polívka 3, 543[1].
39. Der Läuseknicker. — Aarne 1365C. Pauli 595. Jacques de Vitry, Exempla 221.
40. Die Frauen des Dorfes. (Ein Mann will seine Frau zwingen Gott zu danken, daß der Bau ihres Hauses vollendet ist; sie prügeln sich beide, ebenso die Nachbarn mit ihren Frauen, als sie von diesem Streit hören.) — Montanus, Schwankbücher S. 571. 652.
41. Die dumme Hausfrau (legt Speck auf die Kohlköpfe, bindet den Hund an den Zapfen der Biertonne, streut Mehl auf die nasse Diele, gibt einem langen Bettler, der sich für den Langen Tag ausgibt, alles Fleisch fort). — Aarne 1386 + 1387 + 1541. Bolte-Polívka 1, 520 nr. 59.
42. Der Buckel. — Wohl nach Parnell; vgl. Bolte-Polívka 3, 325.
43. Der Affe. (Anekdoten, wie die Affen gefangen werden, wie ein Affe einem Hunde den Hintern mit einem Zapfen zupfropfen, mit den Pfoten einer Katze Kastanien aus dem Feuer holen und der Katze den Bart rasieren will. Er zerschneidet einem Schuster viel Leder; der stellt sich, als ob er sich mit einem scharfen Messer den Hals abschneiden wollte, der Affe ahmt ihn nach und tötet sich.)

44. Ein Edelmann und ein Priester. (Ein Edelmann, der bei einem Priester zu Gast ist, sieht hinter dem Stuhl des Priesters einen Engel. Als der Priester den Edelmann besucht, sieht er hinter dessen Stuhl den Teufel stehen.)
45. Der Bräutigam und die Braut. — Nach La Fontaine, Les aveux indiscrets. Aarne 886. Montanus, Schwankbücher S. 558 nr. 1.
46. Ilses Kind. — Gellert, Die Mißgeburt.
47. Das jähzornige Weib. — Gellert, Die Widersprecherin.
48. Der Traum des reuigen Sünders. Gerechtigkeit und Liebe, zu denen er bei einem Gewitter flüchtet, weisen ihn ab; aber Gnade nimmt ihn auf. Erwacht fängt er an auf die Gnade Gottes zu hoffen).
49. Die Diener des Kaisers (sehen eine Laus auf seinen Kleidern und einen Floh). — Pauli 799. Kirchhof 2, 42.
50. Die Faule. (Schlüssel im Wocken der faulen Magd. Als sie heiratet, muß der Mann ihr immer ein neues Hemd kaufen, wenn das alte zerrissen ist. Als er einmal statt des Hemdes eine Gans bringt und die Frau von weitem das Weiße sieht, wirft sie das alte Hemd ins Feuer, bleibt nackt und muß sich vor den Gästen hinter den Strohbündeln verstecken.) — Aarne 1453. Bolte-Polívka 3, 236.
51. Die Lügen. (Vom großen Kohlkopf, vom Riesenkessel, vom durchschossenen Bären; die vier Hufeisen im Sumpfe verloren, wieder mit dem Pferde draufgetreten; von den hinter den Gürtel gesteckten Kranichen in die Luft gehoben und getragen). — Aarne 1920 D, F. Bolte-Polívka 2, 515. Oben 24, 81. 28, 130.
52. Der Bettler. — Gellert, Der arme Greis.
53. Die Erbschaft. — Gellert, Das Testament.
54. Der Zauberer und die Hexe. (Zwei Menschen werden wegen Zauberei verklagt, sollen verbrannt werden. Ein Fürst fährt vorbei; will sie mit großem Gelde auslösen, wenn sie wirklich Hexerei treiben können, beschämt die Richter. Die Verdächtigten werden freigelassen.) — Vgl. Mark Twain, The prince and the pauper.
55. Das Gespenst. (Ein Mann will seinen Nachbar, als Gespenst verkleidet, aus dessen Hause vertreiben, wird von einem alten Soldaten erschossen.)
56. Das Glück bei einem Ehepaare. (Drei Wünsche.) — Bolte-Polívka 2, 225.
57. Das Unglück. (Die Kinder spielen Schweinschlachten, töten das Brüderchen und verstecken sich vor Angst im Ofen; der Vater heizt den Ofen an, die Kinder ersticken. Der Vater erhängt sich, die Mutter wirft sich ins Wasser.) — Aarne, FFC 25 nr. 2001*. Bolte-Polívka 1, 202. Wickram 3, 383 nr. 74.
58. Jakob und Ede. (Ein Leibeigener flieht mit seinem Sohne Jakob aus Livland nach Kurland. Jakob lernt von einem Schulmeister Heinrich Brockes' Ode von der Nachtigall, wo auch vom Liebchen die Rede ist, verliebt sich in Ede. Die Hochzeit soll stattfinden, da wird Jakob mit seinem Vater von seinem Herrn ausgekundschaftet und zurückverlangt. Er rettet aber auf einer Bärenjagd seinem Herrn das Leben, wird freigelassen und kann seine Ede endlich heiraten.)
59. Der alte Freund. (Ein Jüngling will auf seines Vaters Rat seine Freunde prüfen, sagt, daß er einen hohen Herrn getötet habe und sich nun verstecken müsse; von allen wird er abgewiesen, nur seines Vaters Freund nimmt ihn auf.) — Gesta Rom. 129. Aarne, FFC 25 nr. 893*.
60. Christian und Maija. (Eines Fürsten Sohn verliebt sich in eines Königs Tochter, fliehen beide, werden durch Zufall voneinander getrennt. Maija geht zu den Eltern ihres Bräutigams, gibt sich aber nicht zu erkennen, baut eine Kirche und eine Schule. Christian kommt auf ein Türkenschiff und zu dem Türkenkönig, wird von diesem wert gehalten und zuletzt freigelassen. Er kommt zu seinen Eltern und findet Maija wieder.) — Vgl. M. Landau, Zs. f. vgl. Litgesch. 5, 257 'Die Verlobten'.
61. Der geehrte Bauer (bringt einem Pfarrer das Geld, welches dieser verloren hat, nimmt keinen Finderlohn, wird dafür zusammen mit den anderen Gästen an den Tisch geladen und im Gastzimmer gebettet).
62. Drei Verwandte. (Der aus der Fremde Heimkehrende gibt sich bei seiner reichen Base als arm aus und wird mit Schimpf verjagt; von der andern Base, welche recht dürftig lebt, wird er freundlich aufgenommen und beschenkt sie reich.) — Aarne 1455.
63. Der Dieb unter dem Galgen (beißt seiner Mutter die Nase ab, weil sie ihn an das Stehlen gewöhnt hatte). — Aarne, FFC 25 nr. 838*. Pauli 19. Chauvin 8, 113.
64. Der Jude in Lebensgefahr (rettet sich bei einem Schiffbruche, indem er sich an eines Bauern Füße hält, der sich am Mastbaume festgeklammert hat, schickt dem Bauern einen Dankbrief und Geschenke).

65. Der Türke und der Christ. (Der mäßig lebende Türke sieht mit 60 Jahren jünger aus, als ein 40jähriger Christ.)

66. Anton. (Der junge Tenis, der über seine Armut klagt, sieht einen reichen Herrn, der lahm ist, und dankt Gott für seine gesunden Glieder.

67. Der fromme Schneider (betet, nachdem er schon seine letzte Habe verkauft hat, und bekommt von einer reichen Frau Arbeit und Brot).

68. Der Mann aus Sehren, (der bei einer Überschwemmung der Düna vielen Menschen das Leben gerettet, lehnt jede Belohnung ab, weil andern in der Not beizustehen Pflicht sei).

69. Der glückliche Bauernsohn, (der von seinem Vater auf hohe Schulen geschickt wird und bei einem weisen Ratsherrn dient, kommt zu seinem alten Vater zurück, um diesem zu helfen, rettet eine Königstochter vor einem Bären, kämpft siegreich mit den Feinden seines Landes, bekommt die Königstochter zur Frau und wird zuletzt König).

70. Rätsel. (Eine Anweisung, wie die Rätsel mit Verstand geraten werden. Als Beispiele sind 30 Rätsel angeführt.)

Aberglauben der Letten.

1. Daß der Teufel herumgehe und sich manchmal den Menschen zeige. — 2. Daß der Donner den Teufel suche und dieser sich vor dem Donner fürchten müsse. — 3. Daß die Hexen Hagel und Sturm erzeugen und die Sonne und den Mond herunterreißen. — 4. Daß der Sonnenuntergang gefeiert werden müsse und am Freitag Abend nicht gut zu spinnen sei. — 5. Daß der Drache (pūkís) Geld oder Korn bringe. — 6. Daß die heiligen Mädchen in manchen Höfen in der Nacht spinnen, weben, mahlen und alle Arbeit verrichten. — 7. Von den Zaubermitteln. — 8. Daß es nicht gut sei, am Abend das Zimmer zu fegen, das Haar zu kämmen, das Gesicht zu waschen, in den Spiegel zu sehen und zu pfeifen. — 9. Wenn die Hunde allzuviel heulen, eine Grube ausscharren, wenn der Uhu stöhnt, der Kuckuck auf dem Dache ruft, wenn ein Hase über den Weg läuft, wenn man vor dem Ausgehen in der Tür einer Frau begegnet, sei dies alles nicht gut, sondern ein übles Vorzeichen. — 10. Daß man am Johannisabend im Wasser und am Weihnachtsabend durch das Glücksgießen und das Fangen der Schafe erfahren könne, wer heiraten und wen er oder wer sie freien werde. — Zum Schlusse erwähnt Stender beiläufig noch anderen Aberglauben.

Textproben.

Die 42. Fabel.

Der Tod und der Jüngling.

Der Tod kommt steif gefroren zu einem Jünglinge und bittet, daß er ihn hineinlasse, damit er sich erwärme. Der Jüngling fragt: „Was wirst du mir denn geben, wenn ich dich hereinlasse?“ Der Tod antwortet: „Was willst du denn?“ Der Jüngling fordert, daß der Tod ihm drei Tage vor seinem Sterben Nachricht geben möchte, damit er sich auf sein Ende vorbereiten könne. Der Tod verspricht dieses und geht fort. Dann fängt der Jüngling an dreist und toll in der Welt zu leben, sich weder um Gott noch um die Menschen kümmernd. Durch sein unbändiges Leben verfällt er bald in Krankheit und wird von Tag zu Tag schwächer. Drei Tage vor dem Sterben fällt er in einen tiefen Schlaf, und auf ein Weilchen erwacht, sinkt er wieder in den Schlaf und schläft wie ein Toter. Endlich, als er aufgewacht ist, erscheint ihm der Tod und sagt: „Nun ist es schon Zeit, komm mit mir in die Grube.“ Erschreckt ruft er: „Ich habe mich noch nicht vorbereitet, wo ist dein Versprechen, mir drei Tage vorher Nachricht zu geben?“ Der Tod antwortet: „Habe ich denn mein Versprechen nicht gehalten? Ich habe ja meinen Bruder zu dir gesandt.“ Der Jüngling sagt: „Der Teufel mag ihn gesehen haben, nicht ich.“ Der Tod antwortet wieder: „Hast du nicht in tiefem Schlafe gelegen?“ Der Jüngling sprach: „Das weiß ich wohl, aber wo dein Bruder gewesen ist, das weiß ich nicht.“ Schließlich sprach der Tod: „Der Schlaf ist ja mein Bruder.“ Dann klagte der Jüngling vergeblich und ging unvorbereitet und jammernd ein in die Ewigkeit.

Die Lehre. Wer glaubt, daß Zeit genug sei sich zu bekehren, wenn der Tod erscheint, der täuscht sich. Dann ist keine Zeit mehr, wenn die Sinne benommen sind. Darum tue das bei Zeiten, solange du noch bei Kraft und vollem Verstand bist!

Die 68. Fabel.

Der Hahn.

Die Vögel des Herrenhofes lebten lange Zeit nach dem alten Glauben. Die Hühner wühlten im Staube und suchten im Miste Regenwürmer und Käfer. Die Gänse und die Enten haschten im schmutzigen Schlamme nach Insekten. Die Truthähne wälzten sich faul in der Sonne und nährten sich von verschimmelten Träbern. Alle verbrachten, nur für ihren Magen besorgt, ihre Tage, ohne daran zu denken ihren Verstand auszubilden. Der Hahn, ein wenig mehr begreifend, fängt an, seinen Verstand auszubilden und allein Bücher lesen zu lernen. Mit jedem Tage wird er klüger. Schon geht er mit erhobenem Haupte. Alle Vögel des Herrenhofes, den Hals ausgestreckt und den Kopf niedergebeugt, bewundern den Hahn und, ihn umringend, piepsen, gackern, plappern, schreien, quarren sie. Plötzlich fängt der Hahn zu singen an. Alle heben ihre Köpfe. Nach einiger Zeit fängt der Hahn an, die Küchlein lesen zu lehren. Alle Vögel lachen ihn aus und sagen: „Seht, der Hahn will eine neue Art einführen! Gewiß reitet ihn der Teufel. Wer wird dann Brot geben, wenn alle die Nase ins Buch stecken und den Kopf erheben werden?“ Der Hahn erwidert: „Wenn euch euer Unverstand so lieb ist, so bleibt im Staube, wie ihr wollt, und steckt eure Nase in den Mist, wenn es euch zuwider ist, sie in ein Buch zu stecken.“

Was lernen denn die Küchlein vom Hahne und aus den Büchern? Sie lernen viel Weisheit: wie den Verstand auszubilden, sich ehrlich zu bemühen, tugendhaft zu leben, schön zu singen, die Zeit zu bestimmen und das Wetter zu verstehen, die Welt zu kennen und gegen den Himmel zu blicken, die Eltern zu ehren, dem Herrn und der Herrin zur Hand zu gehen und ihr Brot ehrlich zu verdienen. Ob nun die Vögel des Herrenhofes die Weisheit schätzen werden? Wer wird das zugeben! Sie tadeln und schmähen alles. Was sagen denn die Küchlein dazu? Verständig geworden, achten sie darauf nicht, mögen jene schimpfen und schelten, soviel sie wollen, durch den Mund geht es hinaus und durch die Nase wieder hinein. Sie wissen wohl, daß die Stimme der Hunde nicht in den Himmel kommt.

Plötzlich kommen Gäste auf den Hof. Alle Vögel fliehen und zerstreuen sich wie vor einem Wolfe. Der Hahn und seine gelehrten Küchlein bleiben auf dem Platze. Nachher wird der Hahn, der Sänger, ins Zimmer gelassen und vom Herrentische gefüttert. Die Küchlein werden auch in der Kammer bewirtet. Obgleich die andern wohl merken, was das Lernen wert ist, sind sie doch zu faul und halten an ihrer alten Gewohnheit fest, und darum bleibt ihnen auch das alte Schicksal des Dreckes.

Die Lehre. Die Letten, welche zu faul sind Bücher lesen zu lernen, sind diesen Vögeln des Herrenhofes ähnlich. Ach hätten doch viele die Gesinnung des Hahnes!

Die 31. Erzählung

Die junge Witwe.

Einer jungen Frau stirbt der Mann im ersten Jahre der Ehe um Johannis. Er wird auf dem Gottesacker auf einem Berge begraben, und die arme Frau geht weinend jede Nacht hin, ihren Mann zu beklagen. So sehr liebte sie ihren Mann. Ein junger Soldat, der das sieht, kommt zu ihr und fragt: „Was weinst du hier so?“ Sie antwortet: „Wie sollte ich nicht weinen! Ich habe kein Haupt, denn gestorben ist mein Mann, den ich wie meine eigene Seele liebte. Ach, das war ein Mann! Einen solchen Mann finde ich auf der Welt nicht mehr.“ So sprechend, fängt sie an um so bitterlicher zu weinen und weinend zu stammeln. Dann bittet sie der Soldat, ihre Tränen trocknend, doch ihre lieben Äuglein zu schonen. Das gefällt ihr. In der nächsten Nacht weint sie schon weniger, denn der Soldat erlaubt ihr nicht, so viel zu weinen. Er spricht schon von seiner Liebe, und sie hört zu. Dann fragt sie wieder den Soldaten, was er denn hier in der Nacht zu tun habe. Er antwortet: „Ich muß einen Dieb, der am Galgen hängt, bewachen, damit die Verwandten nicht kommen und ihn heimlich wegstehlen.“ In der dritten Nacht verlieben sie sich so, daß sie die Verlobung feiern, und sie gibt ihm schon die Handschuhe [das Jawort, vgl. Ullmanns Lett. Wörterbuch]. Nachdem er sie geküßt hat, geht er fort. Nach einer Weile eilt er zurück, weint und schreit: „Ach du meine Not, wo soll ich nun bleiben!“ Erschreckt fragt sie: „Was ist da?“ Er klagt bitterlich: „Ach, wo soll ich nun bleiben! Während ich mit dir

sprach, ist der Dieb gestohlen worden, jetzt wird man mich Armen hinrichten! Fliehen muß ich. Adieu, mein Goldblümchen, jetzt sehe ich dich nimmermehr!"

In der neuen Liebe getäuscht, fällt sie dann ihm um den Hals und weint, ihn umarmend, indem sie sagt: „Wart, wart, Herzchen, ich gebe dir einen guten Rat." „Was für einen?" fragt er. Sie antwortet: „Wollen wir meinen seligen Mann ausgraben und ihn an des Diebes Stelle aufhängen?" Dann sagte er: „Das ist gut, ich bewundere deine Klugheit und Liebe." Gleich gruben sie die Leiche aus. Plötzlich sagte der Soldat sich bedenkend: „Aber der Dieb hatte keine Vorderzähne." Sie sagte: „Das können wir bald ausrichten." Sogleich einen Stein vom Boden hebend, schlägt sie ihrem seligen Manne die Zähne aus. Noch sagte der Soldat: „Der Dieb hatte auch eine abgeschnittene Nase und Ohren." Darauf nimmt sie das Messer aus der Tasche und schneidet ihrem seligen Manne die Nase und die Ohren ab. Da speit der Soldat ihr ins Gesicht und sagt: „Ach du Hündin, ist das deine Liebe gegen deinen seligen Mann, daß du seinen Leib so beschimpfst und schändest und ihm im Grabe solche Schmach antust! Ich hatte weder einen Dieb zu bewachen, noch ist er mir gestohlen, ich habe das nur vorsätzlich gesagt, um dich zu prüfen. Du bist wert, daß Hunde dich bep—en. Möge der Hund dich heiraten, nicht ich." Nachdem er dieses gesprochen hatte, stieß er ihr den Fuß auf den Hintern und ging spuckend fort.

Die Lehre. So mancher Heuchler, in dessen Herzen die Hölle selbst haust, stellt sich vor den Augen der Welt recht fromm an, wie hier die ruchlose Witwe, um die Leute zu täuschen und zu betrügen. Aber wenn man einem solchen heimlich nachgeht und die Larve abreißt, wie hier der Soldat getan hat, so kann man sehen, was für ein Geist einen solchen leitet. Glaube nicht schnell und albern jeder Rede; denn mancher spricht wie ein Engel, der doch den Teufel im Herzen hat. So wie ein Vogel an seinen Federn und ein Baum an den Früchten, so ist der Mensch an seinen Taten zu erkennen.

Riga. Anna Behrskaln.

Ungarische Volksballaden.

Übersetzt von Elisabet Rona-Sklarek.

1. Der kleine Gärtnerbursch.

'Töchterlein, Töchterlein,
Schön Königstöchterlein,
Was ist geschehn mit dir?
Bleich ist dein Angesicht,
Hinschwindet ganz dein Leib,
Was hat dich krank gemacht?'

„Erlauchter König mein,
Wahrlich, ich sag es dir:
Weil ich von Herzensgrund
Liebe den Gärtnerbursch —
Das füllt mit Kümmernis
Mein junges Leben mir."

'Geh, meine Tochter, hin,
Geh in dein Schlafgemach!
Geh in dein Schlafgemach,
Leg dich aufs weiche Bett,
Wart bis zum Glockenschlag!
Heilen werd ich dich dann.'

— Drauf ließ den Gärtnerbursch
Rufen der König gleich,
Und aus der Küche auch
Rufen den Oberkoch:
'Greift auf der Stelle hier
Den jungen Gärtnerbursch!
Nehmt ihm das Herz heraus
Und seine Leber auch,
Bratet fein rötlich sie,
Doch auch gut knusperig,
Bringt sie dann her zu mir!'

— „König und Vater mein,
Mich hungert, hungert sehr.
Was gibst zu essen mir?"
'Eines zarten Rehes
Frischbratene Leber.
Leckt selbst der Pfaff danach
All seine Finger sich.'

— „König und Vater mein,
Ach, wie hats gut geschmeckt!
Reich mir ein wenig noch
Vom Reheherzen her,
Von der Reheleber!"

'Nicht kann ich geben dir
Vom Reheherzen mehr,
Von der Reheleber.
Ein Herz zu eigen nur
Hatte der Gärtnerbursch:
Das aßest du.'

Erdélyi Muzeum (Siebenbürger Museum) 5, 143. — Eine andere Fassung bietet die von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebene Sammlung ungarischer Volks-

dichtungen (Magyar Népköltési Gyüjtemény) 3, 8 'Schön Julia'. Die Quelle war wohl Boccaccios Novelle (Dec. 4, 1) von Guiscardo und Ghismonda, die G. Enyedi 1577 ins Ungarische übertragen hatte. Vgl. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 586. Patzig, Zur Herzmäre 1891. Kopp, Bremberger 1908.

2. Tamas von Nagy-Bodrog.

'Lieber Gott, lieber Gott,
Was ist geschehen mir?
Drei Ellen langes Band
Umspannet mich nicht mehr!
Mein kurzer weh'nder Rock
Vorn immer kürzer wird
Und hinten länger wird.

Mein armer junger Kopf
Härmet sich für und für,
Mein holder Jungfernkranz,
Mein leichtes Mädchenkleid,
Vom Haupte nehm ich dich,
Leg in die Lade dich;
In bittern Tränen wohl
Siebenmal bad ich dich.

Hört es, ihr Mädchen all,
Baczoner Mädchen ihr,
Gebet die Blüte nicht
Von eurer Jugend hin!
Denn falsch von Herzen ist
Der Junker, falsch von Sinn,
Macht zum Gespötte dich,
Wenn auch siebn Seelen sein.'

— Tamas von Nagy-Bodrog
Hörte das, hörte zu:
Hat zum Gespött gemacht
Jemand die Schwester ihm?
Er stieß die Türe ein:
„Sag auf der Stelle mir,
Welch bösem Buben du
Ins Aug geschauet hast!"

'Lieber Bruder, liebster,
Wehe, was ward aus mir!
Ach, wenn ins Auge nur
Ich ihm geschauet hätt!
Ach, wenn sein krauses Haar
Ich nur gekoset hätt!
Doch seinem Wort ich traut.
Töte, mein Bruder, mich,
Daß meine Schande ich
Fürder nicht tragen muß!'

Umarmt die Schwester sein
Tamas von Nagy-Bodrog:
„Arme Unselige,
Du bist die Schuldge nicht,
Doch der die Schmach und Schand
An dir verschuldet hat,
Den will ich lehren bald,
Was Ungarnehre ist.
Nenn auf der Stelle ihn!"

'Weh, lieber Bruder mein,
Eher sollst töten mich.
Frag nach dem Namen nicht!
Nimmer nennt ihn mein Mund,
Denn jetzt noch lieb ich ihn.'

Erdélyi Muzeum 5, 133.

3. Kuris Pista.

'Spiel auf, Zigeuner, spiel,
Bis dir die Saite reißt!
Ich werde tanzen auch
Bis mir der Fuß versagt.'

„Laß mich los, laß mich los,
O du mein lieber Schatz!
Voll ist der Stiefel mir
Von rot geronnem Blut."

'Laß dich nicht, laß dich nicht,
O du mein lieber Schatz,
Hab dich nicht einmal nur,
Zwölfmal zum Tanz begehrt.'

— „Auf, Mutter, tu nun auf
Dein schöngeschnitztes Tor,
Durch das man trägt hinein
Sterbend die Tochter dein!

Auf, Mutter, tu nun auf
Deine geschnitzte Tür,
Durch die man trägt hinein
Sterbend die Tochter dein!

Fluch sei dem Vater, und
Fluch auch der Mutter sei!
Lassen zum Tanze gehn
Ihr eigen leiblich Kind."

— 'Wenn mein du wurdest nicht,
Sollst auch keins andern sein!
Meinen mit deinem Leib
Leg man in eine Gruft;
Mein Blut mit deinem Blut
Fließe in einen Bach;
Meine mit deiner Seel
Lobpreise einen Gott!'

Magyar Népköltési Gyüjtemény 1, 209. — Die Ballade vom treulosen Mädchen, das der eifersüchtige Geliebte zu Tode tanzt, ist in verschiedenen Fassungen aufgezeichnet. Siehe auch Aigner, Ungarische Volksdichtungen 1873 S. 110 'Darvas Kis Clement' und 179 'Klein Käthchen.' — Der formelhafte Schluß „Meinen mit deinem Leib etc." ist sehr häufig in ungarischen Balladen.

4. Des Gefangenen Botschaft.

Mit meinem Blut ließ ich
Schreiben dies Zettelein,
Hab keinen Boten doch,
Mit dem ichs senden könnt.
Schick ich die Biene mein?
Fürchte, sie flieget hin
Zur Wiese, findet dort
Blumen nach ihrem Sinn.
Schick ich die Elster aus?
Aber die schwatzet viel;

Fürchte, ausschwatzen würd
Mein heimlich Grämen sie.
Drum, liebe Schwalbe, auf,
Trage mein Brieflein fort,
Nicht allzu nah von hier,
Auch allzu ferne nicht,
Jenseit des Meeres nur!
Flieg dreißig Meilen weit,
Dort wo erhebet sich
Ein rundes Hügelchen,
Ein rundes Hügelchen,
Ein winzig Weilerchen!
Weiß wohl, du kennest es,
Meiner Rose Haus.
Verzinnt die Fenster sind,
Gläsern die Türe dran,
Und unterm Fenster steht
Ein süßer Apfelbaum.
Süß seine Äpfel sind.
Falsch seine Herrin ist.
Wollt Gott, ich hätte sie
Nimmer gekannt.
Hätt mir nicht ausgeweint
Die schwarzen Augen mein,
Wäre mir nicht ergraut
Mein nußbraun Haar.
Wenn sie fragt, wie mir's geht,
Sag, daß gefangen ich,
Daß ich gesund wohl sei,
Doch voller Qual mein Herz!

Magyar Népköltési Gyüjtemény 3, 33. Aus dem Nachlaß von J. Kriza. Szeklerland. — Gehört zu den in vielen Fassungen verbreiteten Gefangenenliedern; siehe auch Aigner S. 138. — Die Kennzeichnung der Vögel (meist Elster, auch Rabe und Schwalbe) als geeigneter oder ungeeigneter Briefboten ist ein beliebtes Motiv in ungarischen Balladen.

5. Drei Diebesgesellen.

Es wandern, es wandern
Drei Diebesgesellen.
Sie wandern, sie wandern
Durch finstere Wälder.
Im finstern Walddickicht
Begegnen sie Griechen.
Sie töten die Griechen,
Erbrechen den Wagen.

— Es wandern, es wandern
Drei Diebesgesellen,
Erreichen die Schenke
Und treten dort ein.
Es fraget der eine:
'Heda du, Frau Wirtin,
Ist feurig dein Wein auch?'
'Mein Wein ist wohl feurig,
Mein Töchterlein lieblich,
Und ich bin auch lustig.'

— Sie essen, sie trinken,
Die drei Diebsgesellen.
Alleine der Jüngste
Nicht ißt er, nicht trinkt er,
Nicht ißt er, nicht trinkt er,
Wird trübe und trüber.

„Hätts Gott doch gefüget,
Daß schon meine Wiege
Mein Sarg wär geworden,
Daß mein Wickelkleidchen
Mein Bahrtuch wär worden,
Und daß meine Windeln
Mein Grabseil geworden!“

Magyar Népköltési Gyüjtemény 3, 32. Aus dem Nachlaß von J. Kriza, Szeklerland.

6. Drei Waisen.

Drei der Äste hat der Nußbaum,
Unter ihm drei Waisen sitzen.
'Wohin geht ihr, ihr drei Waisen?'

„Weite Wege, in die Fremde.“
'Kommet zu mir, ihr drei Waisen!
Geb euch dreien hier drei Ruten,
Schlaget damit auf den Kirchhof!'

„Steh auf, steh auf, liebe Mutter!
Unsre Kleider sind zerrissen.“
'Würd wohl aufstehn, doch ich kann nicht,
Mich hält Erd und Moos gefangen.
Habt ja eine andre Mutter,
Die kann euch das Weißzeug geben.'

„Haben eine andre Mutter,
Die uns kann das Weißzeug geben.
Wenn sie uns die Hemden anlegt,
Blühn am Saume blutge Rosen.“ —

Fürbaß ziehen die drei Waisen
Weite Wege, in die Fremde.
Also sprach die ältre Waise:
'Laßt uns ziehen in die Fremde,
Weite Wege, hin zur Moldau!'

Also sprach die jüngre Waise:
„Laßt uns nicht zur Moldau ziehen,
Weite Wege, in die Fremde,
Lieber möget ihr mich töten!
Nehmt heraus mein Herz und Leber,
Hüllet sie in zartes Linnen,
Leget sie in grüne Lade,
Traget sie nach Barasso hin,
Stellt sie an die Eisenpforte,
Daß sich dran ein Gleichnis nehme
Jede mutterlose Waise!“

Magyar Népköltési Gyüjtemény 3, 78. Aus der Sammlung von E. Benedek und J. Sebesi, Szeklerland. — Eine andere Fassung dieser sehr verbreiteten, in vieler Varianten aufgezeichneten Ballade siehe in deutscher Übersetzung bei Aigner S. 167. — Barasso = Brasso (Kronstadt).

Den ich gar nicht mag, den seh ich alle Tag.

Zu diesem Reime hat A. Kopp oben 12, 53 mehrere Nachweise geliefert. Vgl. ferner aus dem 15 Jahrhundert eine Randglosse in der Pariser Hs. des Schachzabelbuches (Germania 20, 340):

Es wil nit her, daz ich beger,
Und was ich nit mag, daz begegnet mir allen tag

und einen Spruch aus der Wiener Hs. 3011 (Schönbach, Vjschr. f. Literaturgesch. 3, 360):

Ich pin leider unmäre, da ich gern lieb bäre;
Oft mir da lieb geschach, da ich mich liebes nicht versach.

Ein Holzschnitt Georg Erlingers in Bamberg v. J. 1519, der bei Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern 1, 149 nr. 486 und bei Schottenloher, Die Buchdruckertätigkeit G. Erlingers 1907 S. 16 Taf. 1 reproduziert ist, zeigt ein unzufriedenes Ehepaar; die junge Frau, die dem Betrachter den Rücken kehrt, hat auf dem Spruchbande darüber den Reim:

Was ich nit sich, dz frewet mich,

der alte Mann mit Stab und Geldtasche dagegen spricht:

Was ich nit mag, sich ich all tag.

Das Bild ist bald darauf (zwischen 1550 und 1566) von Peter Warnerssoen zu Campen wiederholt und durch gereimte niederländische Klagen der ungleichen Eheleute ausführlich erläutert worden; vgl. Bolte, Tijdschrift voor nederl. Taalkunde 12, 141. — Bei Valentin Hausmann, Neue teutsche weltliche Lieder 1597 nr. 15 = Mittler nr. 707 klagt ein Jüngling:

Die ich gar wol köndt leiden, die muß ich leider meiden;
die ich aber nicht leiden mag ohn schertzen,
die muß ich alle tag sehen mit schmertzen.

Im neueren Volksliede aber (W. Walter, Volkslieder 1841 nr. 167 'Holdes Schatzerl laß dich hertzen') klagt das Mädchen:

Den ich gar nicht mag, den seh ich alle Tag,
Und den ich gerne hätt, der ist so weit hinweg;
Ein Hübschen krieg ich nicht, ein Wüsten mag ich nicht,
Und ledig bleib ich nicht — was fang ich an?

Ähnlich aus der Schweiz: Erk-Böhme, Liederhort 2, 446 nr. 637. Elsaß: Mündel nr. 93, 6 und 124. Baden: Marriage nr. 212 a—b. Rheinpfalz: Heeger 1, 289 nr. 149 a—b. Schwaben: E. Meier nr. 17. Tirol: Greinz-Kapferer, Schnadahüpfln 2,91. Salzburg: Süß S. 182 nr. 67. Kärnten: Pogatschnigg 1, nr. 936 und 244. Österreich: Ziska-Schottky 1819 S. 122. Böhmen: Dt. Mundarten 5, 127. Wander 5, 1611. Hruschka-Toischer S. 331 nr. 558. Sachsen: Dunger, Rundas nr. 566. Rösch S. 122. A. Müller, Erzgebirge S. 142 nr. 55. Schlesien: Hoffmann-Richter nr. 66.

Auch in Sprichwörtersammlungen begegnet der Reim. So bei Eyering, Proverbiorum copia 1601 1, 340 = Henisch, Teutsche Sprach 1616 Sp. 1513, 45 (Wander, Sprichwörterlexikon 1, 1572. Simrock, Sprichwörter nr. 3447):

Wo ich gerne bin, da darf ich nicht hin;
Aber was ich nicht mag, das hab ich alle Tag.

Bei Frischbier, Preußische Sprichwörter 1865 nr. 2616 (Wander 3, 691):

Wat öck nich mach, dat dräggt de Schlag;
Wat öck begehr, dat kômt nich hier.

München. Anton Englert † (und J. Bolte).

Heimatkundliche Beilagen zu Tageszeitungen und ähnliche Heimatzeitschriften II.

Seitdem im Jg. 1920/22 zum erstenmal auf die heimat- und volkskundlichen Beilagen zu Tageszeitungen hingewiesen wurde (S. 163—165), sind mir aus den damals angeführten Landschaften weitere Schriften bekannt geworden, und aus anderen, die in dem ersten Bericht nicht erwähnt wurden, kann ich jetzt ebenfalls solche nachweisen.[1])

In München erscheint als Beilage zur 'Münchener Zeitung' wöchentlich die 'Bayrische Heimat' (1922/23, 4. Jg.), in der sich auch des öfteren gehaltvolle volkskundliche Beiträge finden. Aus dem 4. Jg. möchte ich erwähnen: 'Urlaubnehmen und Hochzeitladen im Ampertal' von Max Veitl (S. 3f.), worin die langen Sprüche wiedergegeben werden, die der 'Sprecher des Festes' bei diesen Gelegenheiten aufsagt. 'Bayrische Spinnstuben-Geschichten', darunter zwei interessante Sagen vom Teufel und solche von Strafen für frevelhafte Handlungen, erzählt A. Eberlein (S. 46f.). Über das 'Anklöpfeln', einen ehemals über ganz Süddeutschland verbreiteten Weihnachtsbrauch an den drei letzten Donnerstagen vor dem Fest, handelt R. Sinwel, indem er nach literarischen Überlieferuugen, mündlichen Mitteilungen und eigenen Beobachtungen ein anschauliches Bild dieses eigenartigen Brauches gibt und dabei besonders Bayern und Salzburg berücksichtigt (S. 81f.). Auf S. 121f. gibt H. Oestering die Schilderung einer 'Bauernhochzeit in Niederbayern', und J. Metz schildert 'Bayrische Fastnachtsbräuche' (S. 145f.). 'Aus dem bayrischen Hütbubenleben' plaudert H. Fröhlich (S. 153f.), während Dr. Mitterwieser, meist aus archivalischen Quellen, bemerkenswerte Mitteilungen 'Zur Geschichte der Landshuter Fischerzunft' macht (S. 169ff.). Schließlich sei noch ein aus Niederbayern stammendes achtstrophiges Fuhrmannslied ('Bin i net a lustiga Fuhrmannsbua?') erwähnt, das F. X. Rambold mit der Melodie auf S. 172 veröffentlicht. [s. Erk-Böhme III 404 nr. 1574.]

Der Jg. 1922 der 'Heimatbilder aus dem Chiemgau' (zum 'Traunsteiner Wochenblatt', Obb.) umfaßt nur zwei Ausgaben (Nr. 27 und 28), aus denen die Sammlung 'Haussprüche als Hausinschriften', die von Jos. Rieder fortgesetzt wird, (S. 187f. und S. 192) erwähnt sei. Ein im oberen Trauntal vor Jahren volkstümlich gewordenes Lied von Martin Beck, der von 1891—1908 Pfarrer in Inzell war und 1921 in Schlehdorf gestorben ist, wird auf S. 188ff. mit Anmerkungen von M. Imhof abgedruckt. Das Lied besingt in neun Strophen die Schönheit der Inzell.

Der 3. Jg. (1922) der 'Heimatblätter' des 'Reichenhaller Grenzboten' enthält wiederum zumeist geschichtliche Arbeiten, besonders von dem sehr belesenen Pfarrer Dr. W. Lechner in Anger, wogegen eigentlich volkskundliche Mitteilungen in den Hintergrund treten. Eine Schatzsage aus Untersberg (Holzkohlen werden Gold) teilt Herr Antiquar F. Hochmayer in Nr. 1 (S. 4) mit, wo auch einige Spukgeschichten aus Berghausen wiedergegeben werden. 'Aus König Watzmanns Sagenschatz' wird die Entstehung des Watzmanns mitgeteilt (S. 74) und auf S. 78 ein kleiner Nachtrag gegeben, worin angeführt wird, daß König Watzmann keine Feste an seinem Fuß dulde, sondern sie noch in letzter Minute zu verhindern wisse, wobei Züge der Sage vom wilden Jäger hervortreten. Vom Barbarossa im Untersberg wird auf S. 99 eine Sage erzählt, wonach ihn ein Reichenhaller Bürger eines Sonntags nach der Messe gesehen hat (S. 99). Drei Kinderspiele werden auf S. 103f. geschildert und auf S. 110 nach den Mitteilungen eines alten Kirchendieners einige Weihnachtslieder wiedergegeben ('Das Herbergbitten', das sich auf der Flucht nach Ägypten zugetragen haben soll, und ein Hirtenlied).

Die Wochenbeilage des 'Rosenheimer Anzeigers' (Obb.) 'Unsere Heimat' ist leider seit August 1922 eingegangen, auch konnte ich keine Nummern von den noch erschienenen dieses Jahres erhalten.

Im 2. Jg. des 'Heimatfreund im Salzachgau' (zum 'Tittmoninger Anzeiger', Obb. 20 Nummern) werden die im 1. Jg. begonnenen Beiträge 'Zur Vorgeschichte des Salzachtales' von A. Pustet fortgesetzt und Dr. Brixner erläutert

1) Die Leser, die noch weitere Beilagen dieser Art kennen, möchte ich bitten, zur weiteren bibliographischen Vervollständigung dieser Berichte, Erscheinungsort und Zeitung der ihnen noch bekannten Beilagen freundlichst der Schriftleitung dieser Zeitschrift oder dem Verfasser (Berlin NW 21, Lübecker Str. 51) namhaft machen zu wollen.

'Hundert Ortsnamen des Distriktes Tittmoning' (Nr. 12 und 13. 8 S.), während Dr. F. Liebl eingehend die heutigen Tittmoninger Familien-Namen in den Nummern 14 bis 20 untersucht. Drei Schatz- und Teufelssagen in Nr. 17.

In der 'Bergheimat' des 'Berchtesgadner Anzeigers' (1. Jg. 1921/22; halbmonatlich) tritt auch erfreulicherweise das biographische Element in seine Rechte, denn Biographien bedeutender Landsleute gehören gewiß in heimatkundliche Zeitschriften. A. Eichelmann zeichnet in Nr. 3 eine biographische Skizze des 1788 zu Wagram im Pongau geborenen Historikers Ernst Ritter von Koch-Sternfeld, in Nr. 8 schildert er die Tätigkeit des Fürstpropstes Wolfgang Griesstätter, der im Jahre 1541 nach Berchtesgaden berufen wurde, und in Nr. 11 und 12 (Jg. 2, 1922) gibt Z. Reisberger eine Darstellung über den berüchtigten Raubritter Heinz von Stein und führt auch die Sagen an, die sich an seine Person geknüpft haben. In Nr. 11 (1. Jg. 1921) gibt A. Eichelmann Mitteilungen über 'Hirten- und Sternlieder' und in Nr. 6 (2. Jg. 1922) solche über die 'Ortspolizei im alten Berchtesgaden'. Die Nr. 10 (2. Jg.) ist dem Oberammergauer Passionsspiel gewidmet, über das R. Pissin eine Studie veröffentlicht. Über den Fronleichnam schreibt A. Eichelmann in Nr. 11 (Jg. 1922) und gibt eine Schilderung des Fronleichnamfestes vom Jahre 1791 wieder, die der Obersthofmarschall Ferdinand Freiherr von Bugniet des Croisettes in seinem Tagebuch festgehalten hat. 'Über Tafernen, Verkehrswege und das Samergewerk' handelt M. Schmaus in Nr. 12 und 13 (Jg. 1922).

In der Beilage 'Unsere Heimat', die zu dem 'Fürstenfeldbrucker Wochenblatt' seit 1921 erscheint, werden von P. Zauner in seinen 'Kunstgeschichtlichen Wanderungen im Bezirk Fürstenfeldbruck' die kunstgeschichtlich bedeutenden Bauten dieses Bezirkes beschrieben, wobei auch neben Kirchen, Kapellen usw. Bürger- und Bauernhäuser einbegriffen werden sollen. Neben den kunstgeschichtlichen Arbeiten findet auch die Ortsgeschichte Berücksichtigung. Den Weilernamen Hirschtürl (bei Jesenwang) erklärt J. Woerl, der Herausgeber des Jesenwanger Heimatbuches, als aus Ösch- (Feldflur) -till (Waldzaun) entstanden (S. 10ff.). A. Aumiller behandelt 'Kloster Fürstenfeld und die Verehrung des hl. Leonhard' (S. 51 f.).

Der 'Gunzenhauser Heimat-Bote' (zum 'Altmühlboten'. Mtlfr.) hat sich zu einer wertvollen Zeitschrift entwickelt, bei der man nur bedauern kann, daß sie nicht öfter erscheint. Auch hier hat man die Bedeutung der Biographie für die festere Bindung an die Heimat erkannt und wird unter dem Titel 'Berühmte Gunzenhauser' das Leben einiger berühmter Männer der Stadt schildern. Den Anfang macht Siegmund Günther mit der Lebensbeschreibung des bedeutenden Astronomen Simon Mayr (Marius. † 1624), wozu Clauß in Nr. 5 noch einige interessante ergänzende Mitteilungen gibt. Die Arbeit von Dörr 'Über die Wald- und Flurnamen Gunzenhausens' wird in Nr. 4 fortgesetzt und in Nr. 5 zum Abschluß gebracht. In Nr. 5 beginnt Marzell auch 'Volkssagen aus dem mittleren Altmühlthal' zu sammeln, eine Arbeit, die in Nr. 7 und 10 fortgesetzt wird. Marzell druckt in Nr. 8 einen Vortrag 'Über einen Fall von „angezauberter“ Krankheit in Berolzheim am Ende des 17. Jahrhunderts ab'. (Ein Knabe von etwa 10 Jahren soll 250 lebende Tiere usw. erbrochen haben und endlich wiederhergestellt worden sein.) Als Parallele dazu möchte ich eine Stelle aus Luthers Tischreden, Werke, Erlanger Ausg. Bd. 60, S. 77, Nr. 1546, anführen, wo Luther sagt: 'Ich habe diese Tage einen Ehehandel gehabt, da das Weib den Mann wollen mit Gift umbringen, also daß er Eidechsen hat von sich gebrochen; und da man sie peinlich gefragt, hat sie nichts wollen bekennen. Denn solche Zäuberin sind gar stumm und verachten die Pein; der Teufel läßt sie nicht reden'. — 'Zur Geschichte der Volkssitten in der Grafschaft Ansbach' gibt Clauß in Nr. 12 Mitteilungen aus einem Gutachten aus dem Jahre 1608, das die 1549 in der Markgrafschaft erlassene Polizeiordnung für abänderungsbedürftig erklärt. 'Zaubermittel gegen die Tollwut am Ende des 18. Jahrhunderts' behandelt H. Marzell in Nr. 12. Auf die vorgeschichtlichen Arbeiten von Eidam, sowie auf die geschichtlichen kann hier nicht näher eingegangen werden.

Die 'Westallgäuer Heimatblätter' (zum 'Anzeigeblatt für das westliche Allgäu') sind ihrem, vor allem die Geschichte betonenden Charakter weiterhin treu geblieben (die 'Geschichte der Herrschaft Ellhofen' von M. Reich, die auch kulturgeschichtlich wertvolles Material bietet, war schon zum Dezember 1922 bis zur 23. Fortsetzung gediehen), wogegen, wie schon in dem ersten Bericht bemerkt wurde, das heutige Volkstum leider gar nicht berücksichtigt wird.

In Kirchheimbolanden erscheint die 'Nordpfälzer Heimat', die von H. Engel geleitet wird und eine Fortsetzung der 'Nordpfälzer und Leininger Geschichtsblätter' sein soll, aber auch Beiträge aus allen anderen Gebieten der Heimatkunde bringen will. Die Zeitschrift, die zuerst in einem unhandlichen großen Format erschien, hat in dem ersten Jahr ihres Erscheinens 9 Nummern herausgegeben und hält auch ihr schönes Programm ein. Neben den geschichtlichen Aufsätzen seien angeführt: 'Weistümer der Grafschaft Falkenstein' von Zimmer (Nr. 2 bis Nr. 4). F. Heeger: 'Die nordpfälzische Mundart und ihre Grenzen', mit einer Umfrage zur Festlegung der Mundartgrenzen in der Nordpfalz (Nr. 7). Auf 'Funde der jüngeren Steinzeit aus dem Donnersberggebiet' weist Sprater in Nr. 9 hin.

Die halbmonatlich als Beilage zum 'Brettener Tageblatt' (Baden) erscheinende Zeitschrift 'Die Heimat' muß gleichfalls mit Anerkennung wegen ihres vielseitigen und wertvollen Inhaltes genannt werden. Von den volkskundlichen Beiträgen möchte ich nennen: 'Erlauschte und erlebte Weihnachtsbräuche beim Volk' von Ad. Neureuther (Nr. 8); 'Strombergsagen und Geschichten' (Nr. 10); 'Eine kurpfälzische Verordnung gegen das Bettler-. Zigeuner- und Räuberunwesen vom 14. April 1720', die G. Heybach mitteilt und 'Die Hauptzüge der Sage vom wilden Heer in Baden' von O. Heilig (Nr. 14), der auch in Nr. 21 über 'Die Pest in Sage, Brauch und Dichtung der Badner' handelt.

Karl Hofmann gibt seit 1918 'Fränkische Blätter' heraus, eine 'Monatsschrift für Heimatkunde des badischen Frankenlandes', die neben der Geschichte und der Literatur auch die Kulturgeschichte und die Volkskunde des angegebenen Gebietes auf ihren Blättern in hinreichendem Maße zu Worte kommen läßt. Die Zeitschrift wird umsichtig geleitet und enthält viele wertvolle Arbeiten. Aus den letzten Jahrgängen nenne ich: 'Boxberger Leben im 16. und 17. Jahrhundert nach dem Stadtbuch vom Jahre 1560' von K. Hofmann (3. Jg. 1920, 6. Ausgabe). Im 4. Jg. (3. und 4. Ausgabe. März 1921) sammelt G. Graef 'Die Flurnamen von Adelsheim' (28 S.) und gibt auch einen Übersichtsplan der Gemarkungen Adelsheim und Wemershof, bei, und in Nr. 8 berichtet derselbe Verfasser über 'Straßen, Gassen und Wege von Adelsheim'. Einiges aus der 'Tierheilkunde im 16. und 17. Jahrhundert' teilt H. Heimberger aus Rezepten des 16. und 17. Jahrhunderts mit, 'die in einem fränkischen Archiv sich befinden'. Aus dem 5. Jg. (1922) seien genannt: 'Räuberwesen im Frankenland zu Anfang des 19. Jahrhunderts' von K. Hofmann (5. Ausg. Mai); 'Wölchingen in Sage und Dichtung' von K. Stumpf (6. Ausg. Juni) und die ethnographisch hochinteressanten Mitteilungen, die G. Graef in der 7. Ausg. (Juli) über den 'Tolnayshof' macht, eine 1880 von der badischen Regierung niedergelegte Ansiedlung wohl zumeist ungarischer Zigeuner, zwischen dem badischen Pfarrdorf Leibenstadt bei Adelsheim und dem württembergischen Oberkessach gelegen.

'O du Heimatflur! Blätter für Heimat und Volkskunde' erscheinen seit Juni 1921 als Beilage zum 'Hildburghäuser Kreisblatt' und den 'Täglichen Nachrichten'. (Thüringen.) Ein frischer Lebensstrom durchpulst diese Zeitschrift, in der auch vor allem das heutige Volkstum die Beachtung findet, die ihm in einer heimatkundlichen Zeitschrift entgegengebracht werden muß. Auf S. 6 wird von B. Lässer eine Sage über die Gemahlin des ersten Henneberger Grafen, Poppo VI., mitgeteilt, dessen Geschlecht von 1180 bis 1525 die Burg Strauf bewohnte: Die Gräfin Sophie schenkt Glückskindern Flachsknoten, die sich in Gold verwandeln. Vgl. dazu Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen usw., Nr. 245 (Frau Hulle mit den Goldknotten) und Nr. 247. 4 (Sagen vom Kyffhäuser). 'Alte Hausmittel und Besprechungen der Heldburger Gegend' von Z[immerman]n (S. 8), ein weiterer Segen als Nachtrag S. 23. A. Buff sammelt gleichfalls 'Heilsprüche und Zaubersegen' (S. 9 bis 12) und teilt (S. 25 bis 28) 'Pfeffer- oder Dengelsprüche' mit. Grimm erzählt von 'Wasser, Feuer, Luft und Erde im Volksglauben und Volksbrauch unserer engeren Heimat' (S. 37 ff. und S. 51 bis 55) und zieht auch vergleichsweise die Vorstellungen anderer Landschaften heran. Eine 'Anregung zur Flurnamenforschung' (S. 39, 70 f., 76 f., 86 ff.) gibt Zimmermann. 68 'Sprichwörter und Redensarten' teilt B. Lässer (S. 71 f.) mit. Die Abdrucke von Dorfordnungen, von denen zuerst die Ordnung der Dorfschaft Streufdorf mitgeteilt wird (S. 78 bis 86 und S. 89 f.), verdienen gleichfalls Beachtung.

Der 'Mühlhäuser Heimgarten', der von Carl Gotthardt herausgegeben wird, steht im 3. Jg.

Die früheren Jahrgänge der im vorigen Bericht auch nur mit dem Titel angeführten 'Heimatblätter', die zum 'Tiroler Grenzboten' seit 1921 erscheinen,

konnte ich nicht mehr zur Durchsicht erhalten, da sie vergriffen sind. Die 'Heimatblätter', die von R. Sinwel gleitet werden, sind seit Juli 1923 zu einer selbständigen Monatsschrift ausgebaut worden und sollen im nächsten Bericht über das Jahr 1923 besprochen werden.

'Die Heimat. Blätter für heimatliche Geschichte, Volks- und Naturkunde', erscheinen monatlich als Beilage der 'Heinsberger Volkszeitung'. Die Zeitschrift behandelt die im Titel angegebenen Gebiete in anzuerkennender Weise. 'Die alten Erdwerke an der Westgrenze des Heinsberger Landes' beschreibt eingehend Franz Mayer (S. 25 und S. 10—12), der auch in derselben eindringenden Art die 'Völkergrenzen im Heinsberger Lande' bestimmt (S. 17—20). 'Alte Totenbräuche' teilt der Herausgeber W. J. Spehl, auf S. 34—37 mit, und F. Mayer weist überzeugend nach, daß der in den 1850er Jahren von dem damaligen Gemeindesekretär von Wassenberg, Franz Heyden, als geschichtliches Ereignis dargestellte Wassenberger Räuberroman eine Erdichtung ist. Neben diesen größeren Arbeiten werden Sagen und Gebräuche mitgeteilt usw.

Von den 'Rur-Blumen' (zum 'Jülicher Kreisblatt') können erst im nächsten Bericht nähere Mitteilungen gemacht werden, da von den früheren Jahrgängen keine Nummern mehr erhältlich waren.

Die Sonntagsbeilage zum 'Clever Kreisblatt', 'Rund um den Schwanenturm' erscheint seit 1919 und wird von E. Born geleitet. Neben Arbeiten niederrheinischer Schriftsteller und Dichter steht die Heimatsgeschichte auf den Blättern im Vordergrund, wozu auch Biographien treten, jedoch können wir auch einige Arbeiten verzeichnen, die in das Gebiet der Volkskunde fallen. Eine 'Geschichte der pfälzischen Kolonie' gibt Coenen in den Nummern 21—25. Den 'Hexenwahn in Deutschland und seine erste Bekämpfung von Kleve aus' schildert J. Broekmann in den Nummern 30, 31 und 36. Über die Sage von Otto dem Schützen veröffentlicht G. Mestwerdt verschiedene Studien: 'Die Brautfahrt Otto des Schützen nach Kleve (Nr. 29—31); 'Die Bearbeitungen der Sage von Otto dem Schützen außer der Kinkelschen' (Nr. 32--35); 'Das Schloß zu Kleve als alleiniger Schauplatz einer dramatischen Behandlung der Sage von Otto dem Schützen'. — 'Arzneipflanzen in der Klever Umgegend' behandelt J. Prescher in Nr. 42—44, und die poetische Bearbeitung einer Sage aus dem Klever Lande von Wilh. Cloos, 'Das versunkene Schloß' (bei Asperden) wird in Nr. 11 (Jg. 2. 1920) bekanntgegeben.

'Mein Heimatland, Zeitschrift für Geschichts-, Volks- und Heimatkunde' (zur 'Hersfelder Zeitung' und zum 'Hessischen Boten') erreichte 1922 den 5. Band. Neben der Geschichte, auch Ortsgeschichte und Familiengeschichte, finden die Vorgeschichte und die Volkskunde ebenfalls Berücksichtigung. So werden in Nr. 1 (Juli 1921) Sagen aus dem Werratal mitgeteilt, einige Sagen aus dem Knüllgebirge in Nr. 7 (April 1922); 'Haussprüche aus der Umgebung Hersfelds' teilt C. Friederich in Nr. 1, 3, 4 und 7 mit .

Carl Laumanns gibt zum 'Patriot' (Lippstadt) seit 1914 'Heimatblätter' heraus, die im Spätherbst 1915 wegen der Ungunst der Verhältnisse ihr Erscheinen einstellen mußten, seit Januar 1921 jedoch wieder in zwangloser Folge vielseitige heimatkundliche Belehrung bringen. Da die Zahl der volkskundlichen Beiträge in den bisher erschienenen Jahrgängen zu groß ist, als daß ich sie hier alle aufzählen könnte, führe ich zur Charakteristik nur einzelne an. In Nr. 5 (1. Jg. 1914) teilt K. Lamprecht 'Fastnachtsbräuche aus Lippstadt und Umgebung' mit. Über die verschiedenen Erklärungen des Wortes Karneval handelt Wibbe in derselben Nummer und teilt dabei auch Bittlieder mit, die von den Kindern zu Fastnacht gesungen werden. ,Hexenaberglauben zu Ruthen' schildert F. Viegner, (3. Jg. 1921 Nr. 1), Das 'Flachsriepen' P. Borgschulte in Nr. 10. Aus dem Jg. 1922 seien erwähnt: 'Alte Steinmetzzeichen' (S. 8); 'Osterbräuche in Westfalen' von W. Franke (S. 13f.); 'Westfälische Sagen' von H. Gödde (S. 20 und 28). Dankenswerte Mitteilungen über Heimatmuseen bringt Nr. 11 (S. 48).

Im 6. Jg. steht die von W. Schulte herausgegebene Zeitschrift 'Heimat. Monatsblatt für die Geschichte und Heimatkunde des märkischen und kölnischen Sauerlandes' (zum 'Märkischen Volksblatt'. Iserlohn), die zu den besten und reichhaltigsten ihrer Art gehört. Den Hauptteil bilden geschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten, jedoch wird die Volkskunde ebenfalls in anerkennenswerter Weise gepflegt, und besonders die letzten beiden Jahrgänge bringen interessante volkskundliche Beiträge. In Nr. 1 (2. Jg. 1919) gibt der Herausgeber einen 'Aus-

schnitt aus der Geschichte des Handwerks', indem er über den „blauen Montag", dessen Aufkommen und Geschichte handelt. (Schluß in Nr. 2). 'Alte Mendener Glocken und ihr Geläut' schildert Friedr. Glunz in Nr. 6 (Nov. 1919). Über eine 'Bauerrichter-Bruderschaft zu Wormbach', von der bisher noch nichts bekannt war, die aber schon lange vor 1675 bestanden haben muß und zuletzt 1774 erwähnt wird, bringt Groeteken Material bei (3. Jg. 1920. Nr. 5). 'Die sassische (plattdeutsche) Sprache in der Grafschaft Mark und dem Sauerlande' behandelt Eickhof (4. Jg. 1921. Nr. 3), und in Nr. 4 schildert G. Greitemann ausführlich die heute noch im Sauerland bestehenden Hochzeitsbräuche, 'Zur Geschichte der Osterfeuer in Iserlohn' teilt W. Schulte wichtige Erkundungen mit (4. Jg. 1921. Nr. 6). 'Aus der Geschichte des Hausierhandels im Sauerlande' erfahren wir durch L. W. H. Jacobi in Nr. 11 (4. Jg. 1921) wertvolle Einzelheiten und solche über 'Die Sensenindustrie und Sensenhandel im Sauerlande' von G. Mührmann (5. Jg. 1922. Nr. 6 und 7). 'Das Hirtenleben im Siegerland' findet in B. Schneider einen Schilderer (5. Jg. Nr. 11 und 12). — Mit diesen Angaben sind jedoch die volkskundlichen Beiträge noch lange nicht erschöpft; es sollte nur gezeigt werden, daß die Zeitschrift von kundiger Hand geleitet wird und auch auf volkskundlichem Gebiet einen guten Mitarbeiterkreis um sich gesammelt hat.

Zum 'Schöninger Anzeiger' (Kreis Helmstedt im Braunschweigischen) erscheint seit Dezember 1921 die 'Schöninger Chronik', die von K. Rose herausgegeben wird. In der ersten Nummer beginnt dieser die 'Geschichtliche Entwicklung Schöningens' darzustellen, eine Arbeit, die durch die mir vorliegenden Nummern 1—5 fortgeführt wird. Der Herausgeber veröffentlicht auch in Nr. 1 eine 'Gerichtsverhandlung im Anfang des 18. Jahrhunderts' (1722), in der Johann Heinrich Metzger wegen viermaligen Pferdediebstahls zum Tode verurteilt wurde. 'Die milden Stiftungen in Schöningen' werden ebenfalls von dem Herausgeber (Nr. 2 ff.) behandelt.

Die in Meißen erscheinende Zeitschrift 'Die Heimat' (zum 'Meißner Tageblatt' und seinen Nebenausgaben) ist ein treffliches Werk, aus dem man sich über die verschiedensten Fragen künstlerischer, geschichtlicher und volkskundlicher Art über Meißen und seine Umgebung unterrichten kann. Die mit dem rechten Sinn für die vielseitigen Aufgaben der Heimatforschung geleitete Zeitschrift erscheint seit Oktober 1921 und wird von A. Klengel in monatlichen Abständen herausgegeben. Von Aufsätzen, die uns besonders interessieren, nenne ich: 'Das mittelalterliche Meißen' von Benno Zeidler (Jg. 1922, Nr. 1—3), aus dem wir ein lebendiges Bild des mittelalterlichen Lebens der alten Stadt gewinnen und besonders über das Bürger- und Handwerkerleben unterrichtet werden. Über einheimische Arzneipflanzen und ihre Wartung berichtet Th. Meyer, der Verfasser des Buches 'Arzneipflanzenkultur und Kräuterhandel'. Mord- und Sühnekreuze in Sachsen bespricht A. Klengel in Nr. 7 und 8 (2. Jg.). In Nr. 9 untersucht A. Klengel die Frage, ob das 'Götzenbild' im Kirchturm zu Zadel wirklich, wie allgemein angenommen, eine slawische Gottheit darstelle oder nicht und kommt zu dem Ergebnis, daß das sagenumsponnene Bildwerk überhaupt kein Götzenbild, sondern wahrscheinlich ein Steinornament aus späterer Zeit, wohl der Überrest einer Gebäudeverzierung, ist. (In Nr. 12 wird die Meinung von Haas wiedergegeben, der den Stein nach der Beschreibung und einer Zeichnung für eine slawische Grabstelle des 9. oder 10. Jahrhunderts anspricht, wogegen das sächsische Landesamt für Denkmalpflege in Dresden die Möglichkeit, daß es sich um ein slawisches Götzenbild handeln könne, völlig außer Betracht läßt. In derselben Nummer wird auch 'Das Wiederaufblühen des Weinbaues im Elbtale' einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Die Arbeit wird fortgesetzt.)

Aus der Monatsbeilage zum 'Großenhainer Tageblatt', 'Aus der Heimat', kann ich vorläufig nur aus dem 7. Jg. (1922) einige Beiträge anführen und muß mir eine nähere Charakteristik für später vorbehalten, da mir vorläufig noch weitere Unterlagen fehlen. Von 'Volksliedern aus der Großenhainer Pflege' werden in der mir vorliegenden September- und Novembernummer je eins mitgeteilt. Die geschichtliche Entwicklung der Herrschaft Zabeltitz schildert in denselben Nummern R. Naumann.

A. Beil gibt zum 'Burgstädter Anzeiger und Tageblatt' zwanglose Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege unter dem Titel 'Aus der Heimat für die Heimat' heraus. Die schön ausgestattete und auch mit guten Abbildungen versehene Zeitschrift pflegt gleichfalls die verschiedensten Gebiete der Heimatkunde

wobei die Kulturgeschichte in den Vordergrund tritt. Ich erwähne aus dem Jg. 1922 der sachkundig geleiteten Zeitschrift 'Brand- und Bettelbriefe' von F. O. Schmidt, (Nr. 1); 'Das letzte Auftreten der Pest in Burgstädt' (1682/83), von A. Beil (Nr. 4); 'Die Märkte Burgstädts' (Nr. 8—10) von A. Beil und desselben Verfassers Arbeit über 'Wasserversorgung im alten Burgstädt' (Nr. 10 u. 11).

Aus der 'Naumburger Heimat' (zum 'Naumburger Tageblatt') kann ich aus den wenigen mir vorliegenden Nummern nur die gründliche Arbeit von Louis Naumann 'Die Wüstungen des Stadtkreises Naumburg und des gleichnamigen Landkreises östlich der Saale' in den Nummern 8—12 (1922) anführen.

Zum 'Neuhaldenslebener Wochenblatt' wird vom Aller- und Holzkreisverein unter der Schriftleitung von M. Pahncke die Beilage 'Aus der Heimat' herausgegeben, in der neben den heimatkundlichen Beiträgen auch die heimatliche Erzählung gepflegt wird und Fr. Wöhlbier in Nr. 1 u. 4 einige Proben seiner kernigen und humorvollen Erzählungskunst gibt. In Nr. 2 teilt Fr. Wöhlbier eine Anzahl Sagen mit, die sich an die Ulenburg bei Ivenrode geknüpft haben. Die Ulenburg bei Ivenrode ist ein mäßig hoher Berg, auf dem in früheren Zeiten eine Burg gestanden haben soll, auch kennt der Verfasser noch drei andere Ulenburgen und bittet um den Nachweis von weiteren und um die Aufzeichnung der Sagen, die sich an die noch bekannten geknüpft haben, eine Bitte, die wegen des interessanten Problems dieser Ulenburgen, die, wie der Verfasser sagt, 'für unsere Heimat' (Die Altmark) eigentümlich sind, hier wiederholt werden mag. Wir sehen den weiteren Ermittlungen Fr. Wöhlbiers mit Erwartung entgegen, auch wenn es sich herausstellen sollte, daß die Ulenburgen keine 'uralten „arisch-germanischen" Heiligtümer' sind, als die sie uns der Verfasser späterhin zu erklären versuchen gedenkt. Eine Bitte sei hier noch ausgesprochen, und zwar die, bei der Aufzeichnung der Sagen so treu wie nur irgend möglich zu verfahren, denn die geringste Umdeutung bei der Wiedergabe kann hier verhängnisvoll wirken und eine wirkliche Erkenntnis außerordentlich erschweren. — Die Nummern 6 u. 7 sind der Erinnerung an den Wiederaufbau der Stadt Neuhaldensleben vor 700 J. gewidmet, und in Nr. 7 sammelt M. Pahncke 'Die alten Gebäudeinschriften der Stadt Neuhaldensleben.'

Zum 'Generalanzeiger für Neumünster' erscheinen die von Theodor Dittmann geleiteten 'Bilder aus der Heimat'. Vor mir liegt die zweite Hälfte des Jahrgangs 1922 dieser wertvollen, wöchentlich erscheinenden Zeitschrift, und man kann nur sagen, daß es staunenswert ist, mit welcher Energie und mit welchem Fleiß hier das Material von dem Herausgeber und seinen wenigen Mitarbeitern zusammengetragen, besprochen und geklärt wird. Um einen Begriff von dem Wert und der Mannigfaltigkeit der Arbeiten zu geben, die die Zeitschrift füllen, nenne ich nur kurz einige Titel von Aufsätzen: 'Von der neumünsterischen Brüderschaft der Schuster' von Th. Dittmann (Nr. 27); 'Bulligstide, ein verschwundenes Dorf' von Th. Dittmann (Nr. 28); 'Eine niederdeutsche Traurede aus dem 15. Jahrhundert' von Heinrich Bülck, Marne (Nr 19); 'Die Privilegia des Fleckens Neumünster' von Th. Dittmann (Nr. 30); 'Eine Mordtat in Braak am 21. August 1598). 'Ein Beitrag zur Geschichte der Blutrache in Schleswig-Holstein' von H. Bülck (Nr. 32); 'Ländliche Volksfeste in Schleswig-Holstein vor 100 Jahren' von R. Bülck, Kiel (Nr. 34); 'Über das Neumünstersche Dinggericht' von R. Bülck, Kiel (Nr. 44); 'Vom Wappen der Schuster' von Th. Dittmann (Nr. 46) usw. usw. Dazu kommen noch in fast jeder Nummer die Zusammenstellungen 'Kulturhistorisches aus alter Zeit' von Th. Dittmann, die gleichfalls viel wertvolles Material für die Heimatkunde bringen.

Reich illustriert sind die 'Vaterstädtischen Blätter', die zu den 'Lübeckischen Anzeigen' halbmonatlich erscheinen und 'Altes und Neues' aus Lübeck bringen. Von Interesse ist für uns der Aufsatz 'Wasser- und Windmühlen' von Aug. Düffer (Nr. 1 u. 2, Jg. 1922/23) und die Sammlungen von 'Lüb'schen Sagen und Geschichten', von denen einige in Lübecker Platt abgedruckt werden, so in Nr. 1 die Geschichte von dem Bäcker, der zuerst 'Möllnsche Tweback' gebacken hat (Mit Motiv vom Schatz im Traum). 'Lübecker Döntjes' teilt, ebenfalls in Platt, Aug. Düffer mit (Nr. 1 u. 7). In Nr. 6 werden einige Mitteilungen über 'Alte Drehorgellieder' gegeben.

Über die seit August 1921 zur 'Potsdamer Tageszeitung' erscheinende Beilage 'Havelländischer Erzähler' kann erst in dem nächsten Bericht gesprochen werden, da ich nur noch den Jg. 1923 zum Teil erhalten konnte.

In Pommern erscheinen gleichfalls verschiedene Zeitschriften zu Tageszeitungen, die hier besprochen werden müssen. Die älteste ist die 'Pommersche Heimat', die in Verbindung mit dem Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz von M. Reepel als Monatsbeilage zum 'Pommerschen Genossenschaftsblatt' (Stettin) herausgegeben wird (11. Jg. 1922). Die Zeitschrift, die in vorbildlicher Weise geleitet wird, muß wegen ihres vielseitigen und anregenden Inhalts mit größter Anerkennung genannt werden, denn sie behandelt alle Gebiete der Heimatkunde und des Heimatschutzes, Dichtung, Sprache, Volkskunde, Naturkunde usw. in gleicher verdienstvoller Weise und kann auch wegen der Buchbesprechungen und Berichte in jeder Nummer als Führer durch das neue pommersche Heimatschrifttum benutzt werden. — Von volkskundlichen Beiträgen enthält der Jg. 1922 die folgenden: 'Pommersche Flurnamen' (Die Flurnamen des Dorfes Pflugrade, Kreis Naugard) von R. Besch, Stettin (S. 6); 'Deutung slawischer Orts- und Flurnamen im Kreise Regenwalde' von P. Vauk, Eberswalde (S. 11 f.), dazu auf S. 38 ein Nachtrag von P. Bierhals, Stettin. In dem 'Beitrag zu pommerschen Volkssagen' teilt W. Knuth, Münchowshof, eine Sage über die Deutung des Rohrdommel- und Kiebitzrufes und eine vom geprellten Teufel mit (S. 28.) P. Bierhals sammelt 'Verklungene und verklingende Ortsnamen an der Madue' (S. 29) und zwei Ortssagen aus Hasenfier nebst einer Pestsage mit dem verbreiteten Rat: 'Sucht euch Bibernell, dann kommt der Tod nicht so schnell!' gibt Lehrer Vahl auf S. 56 wieder. Mit der 'Niederdeutschen Sprache und ihrer Pflege' befaßt sich P. Pagenkopf auf S. 41—44. Schließlich seien noch drei kleine Sammlungen von Flurnamen aus dem Kreis Regenwalde (S. 63), aus Butzig (S. 79) und Labes (S. 83) angeführt.

Zur 'Kösliner Zeitung' erscheint seit 1922 die Beilage 'Unsere Heimat', die vielseitige heimatkundliche Belehrung enthält und in der auch die Volkskunde mit vielen Beiträgen vertreten ist. So veröffentlicht Schulz eine wertvolle Sammlung von 'Ortssagen aus dem Kreise Köslin' (Nr. 1—10), die in Nr. 13 ff. unter dem Titel 'Sagen aus dem Kreise Köslin' vervollständigt wird. Um gleich bei den Sagen zu bleiben, seien noch O. Knoops Arbeiten 'Heilkräftige Gewässer im östlichen Hinterpommern' (Nr. 3, mit einem Nachtrag von Haas in Nr. 5), 'Der Hühnerberg bei Groß-Reetz' (Nr. 4) und die 'Sagen vom unterirdischen Gang zu Schievelbein' (Nr. 14 und 15) angeführt. Einen Vortrag über 'Wendische Ortsnamen im Kreise Köslin' veröffentlicht Schulz in den Nummern 6—10, 12 und 15 und 'Jamunder Sitten und Gebräuche' schildert in Nr. 9 P. Schwerdtfeger. Haas ist mit folgenden Beiträgen vertreten: 'Pommersche Ostersitten' (Nr. 4); 'Altes Lied vom Riesen Goliath und vom kleinen David' (Nr. 4): 'Pommersche Pfingstbräuche' (Nr. 7); 'Der Kreuzdorn im pommerschen Volksglauben' (Nr. 9); 'Der Vogel Greif in der pommerschen Volkssage' (Nr. 12) und 'Der Silvestertag in der pommerschen Volkssage' in Nr. 15.

Die Wochenbeilage zur 'Greifswalder Zeitung', 'Heimatleiw un Muddersprak' gewinnt für uns besonders durch die Mitarbeit von Haas gleichfalls einen dauernden Wert. Die Zeitschrift wird von Karl Demmel herausgegeben und enthält auch plattdeutsche Erzählungen pommerscher Dichter, wie Bandlow, dem prächtigen Fritz Worm, Konrad Maß und August Gebühr. Von den volkskundlichen Arbeiten seien hier genannt: 'Hexenprozesse in Pommern' von H. Benzmann (Nr. 1 und 2); 'Diebessagen' von Albert Hoefer (Nr. 4); 'Schwedische Wörter im Plattdeutschen' von M. Schumacher (Nr. 30) und 'Vom Weihnachtsfeste und Weihnachtsspielen im alten Pommern' von W. Wehrmann (Nr. 32). Von Haas seien die folgenden Beiträge verzeichnet: 'Große Findlinge im Kreise Greifswald' (Nr. 6 und 7); 'Greifswalder Sagen' (Nr, 9, 11, 13, 19, 20, 23, 25, 28 und 30); 'Ein Nachtgespenst im pommerschen Küstengebiet' (Nr. 30), die Blüse, wozu noch Fritz Worm, 'Mönchgauder Spaukgeschichten', Greifswald 1898, Nr. IV, (De wille Blüsner) anzuführen wäre und schließlich 'Pommersche Weihnachtsfeiern im 16. und 17. Jahrhundert' in Nr. 32.

Als Monatsbeilage zur 'Belgarder Zeitung' erscheinen seit November 1921 die 'Monatsblätter des Belgarder Vereins für Geschichte und Heimatkunde' unter dem Titel 'Aus dem Lande Belgard'. Sie werden von Carl Klemz herausgegeben und bilden einen Sammelort für wertvolle Arbeiten besonders zur Geschichte und Naturkunde des Belgarder Landes. Einen dankenswerten Beitrag zu unserer Kenntnis vom pommerschen Aberglauben bildet der Aufsatz von G. Wagenknecht 'Der Aberglaube in den Anschauungen und Sitten des Volkes, soweit er mir in unserm Heimatkreise entgegengetreten ist'. Mir bisher noch nicht bekannt

war auch die Geschichte von dem starken Dorow aus Liepenfier, den König Fritz aus seinem Dorf nach Berlin kommen läßt, damit er einen schottischen Ringkämfer besiege, der bisher noch von niemand bezwungen worden war (S. 52. Plattdeutsch von Jul. Weißig, Polzin). Über 'Flußnamen im Kreise Belgard' handelt C. Klemz (S. 59) und R. Besch, Stettin, über 'Pommersche Flurnamen' (S. 61 f.).

Wir wenden uns zum Schluß wieder den Heimatzeitschriften zu, die in der Tschechoslowakei erscheinen.

Der Jg. 1922 der von A. Altrichter geleiteten 'Iglauer Sprachinsel' (zum 'Mähr. Grenzboten') ist seinem im ersten Bericht gekennzeichneten Charakter treu geblieben. Literaturkundliche, geschichtliche und naturwissenschaftliche Arbeiten bringen wertvolles Material zur Kenntnis der Sprachinsel bei. So wird die in Nr. 22 (Dezember 1921) begonnene übersichtliche Darstellung 'Das Tierleben der Heimat' im neuen Jahrgang bis zu den Falken fortgesetzt. Von besonderem Interesse für uns sind die Mitteilungen über 'Romanusbüchel' auf S. 118 f. und der Abdruck eines geschriebenen Romanusbüchels aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Nr. 33 und 34 (wird fortgesetzt).

Ein echtes, trautes Heimatbuch, liegt der 2. Jahrgang des 'Freudenthaler Ländchens' vor mir. Erwin Weiser muß Dank gesagt werden für das wertvolle Heimatwerk, das er mit der Herausgabe seiner schönen und reichhaltigen Monatsschrift geschaffen hat und hoffentlich noch recht lange fortsetzen wird. Der schon im vorigen Bericht erwähnte Aufsatz von J. Thiel über die 'Köhlerberghöhle' wird zu Ende geführt (S. 12 ff., 20 ff., 25 ff.), auf S. 41—44 die Ausführungen des Verfassers in verschiedenen Punkten berichtigt und von verschiedenen Forschern, bei denen man Erkundigungen über die sog. Höhle eingezogen hatte, festgestellt, daß es sich um einen sog. „Erdstall" handeln müsse, die im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit als Versteck hei Feindesgefahr dienten. Daß Biographien in eine Heimatzeitschrift gehören, wurde schon oben gesagt. Auch das 'Freudenthaler Ländchen' pflegt die Biographie. Auf Seite 17 ff. schildert E. Weiser das Leben Johann Kaspars von Ampringen, der auch Geister bannen konnte, wie die auf S. 20 mitgeteilte Sage erweist. Auf S. 33 ff. wird das Andenken des edlen Andreas Josef Urban erneuert, der unter anderem 1715 ein noch heute in Freudenthal bestehendes Knabenalumnat stiftete. Ein knapper Lebensabriß des 1856 geborenen und 1922 in Wagstadt verstorbenen Bezirksschulinspektors Franz Wolf, des Gründers eines städtischen Museums in Wagstadt, der auch auf heimatkundlichem Gebiet literarisch tätig war, wird auf S. 81 f. gegeben. Von volkskundlichen Beiträgen seien erwähnt das 'Lied vom Pauerndorf' (Woas braucht mr off ann Pauerndorf [Erk-Böhme III 388 nr. 1544] S. 23). Sagen werden mitgeteilt auf S. 23: Die Venusweiblein von Spachendorf, S. 40: Das verwunschene Schloß bei Neudörfel und drei Sagen über den Kobold vom Peterstein auf S. 79 f. Einige Volksheilmittel auf S. 32 und 72. Über die Sitte der 'Lichtschnur', die, mit Geschenken versehen, beim 'Jahrtag' den Webern von den Frauen am Webstuhl aufgehängt wurde, werden auf S. 74 f. von Karl Kubig Nachrichten gegeben. Die Sitte selbst ist erloschen und lebt nur noch in den 'Lichtschnurkränzchen' der jungen Leute fort. 'Einiges über die Beziehungen unserer heimischen Mundart zum Mittelhochdeutschen' gibt J. Marx auf S. 59 ff. und 82 ff. bekannt. Von Erwin Weiser müssen noch erwähnt werden: 'Drei Schandmasken im Museum der Stadt Freudenthal' (S. 92 ff. mit Abbildungen).

Das 'Römerstädter Ländchen' erscheint seit Januar 1922 als Beilage zur 'Römerstädt. Bezirkszeitung' und wird von Franz Stowitschek geleitet. Geschichte, Kunstgeschichte, Biographien usw. wechseln in den Blättern in angenehmer Weise ab und bilden für den Heimatfreund eine vielseitige belehrende Lektüre. Auch die Volkskunde ist in der Zeitschrift vertreten. So werden auf S. 7 f. zwei Sagen von wunderbaren Rettungen mitgeteilt, die sich an ein Marienbild zwischen Rosendorf und Neudorf geknüpft haben. Eine Hexensage teilt Schmid, Braunseifen, auf S. 8 mit. Die von dem 'Weber Seff' erzählte Begebenheit (S. 16) bildet eine weitere Bestätigung der Tatsache des Vorgesichtes. In dem Aufsatz 'Unser Lindenkirchel' von Johann Blaschke, werden ebenfalls einige Sagen wiedergegeben (S. 43). Über die 'Vogelsprache im Volksmund' handelt E. Jungwirth (S. 13 f., 21 f., 30 ff.). Auf S. 89—96 wird ein im Oktober 1922 aufgenommenes Weihnachtsspiel 'Christi Geburt' abgedruckt, das in Friedland a. d. Mohra die letzten Male 1890, 1895, 1906 und 1919 gespielt wurde. Eine „Volkssage" 'Aus Alt-Eulenburg' beginnt auf S. 87

Karl Riedel wiederzugeben, in der das Motiv zu dem „Trank Wahrheit“ erscheint, die aber, wie ich leider gezwungen bin festzustellen, zum großen Teil fast wörtlich von Fritz von Ostinis geistreicher Gesellschaftssatire ‘Das Kraut Wahrheit’ (im ‘Buch der Torheit’, Staackmann, Leipzig, auch abgedruckt in Robert Falks Sammlung ‘Das Buch des Lachens’, Berlin, Ullstein 1912, S. 212—218) abgeschrieben, also gar keine Volkssage ist, wie uns der Verfasser glauben machen möchte. Bei der Wiedergabe von Volkssagen muß der Sammler gewiß seine Phantasie ausschalten, aber die Art, die Schöpfung eines modernen Schriftstellers einfach in frühere Zeiten zu versetzen und dieses Produkt dann als Volkssage auszugeben, ist, wenn auch dazu gar keine Phantasie gehört, für eine heimatkundliche Zeitschrift wirklich nicht geeignet. Die weiteren Beiträge von Karl Riedel sind demnach natürlich gleichfalls nur mit Vorsicht aufzunehmen.

Zu der ‘Deutschen Grenzwacht’ in Landskron erscheint seit 1920 in freier Folge ein kleines Heimatblatt unter dem Titel ‘Heimatsegen’, das viele kleine Beiträge zur Volkskunde birgt. A. Blaschke teilt auf S. 7 einen Schwank von zwei lustigen Musikanten mit, die ihr Haus wegen der Wanzenplage, die ihnen zu arg geworden war, in Brand steckten. ‘Alte Volksbräuche am Andreasabend’ schildert V. Rybka (2. Folge, S. 7). Die ‘Landskroner Gründungssage’ wird in der 1. Folge des 2. Jahrgangs erzählt und fünf ‘Landskroner Waldsagen’, darunter interessante von zwei Waldgeistern, dem Grünhansel und Waldhansl, auch eine Schatzsage auf S. 5ff. (2. Jg. 1921, Folge 11) mitgeteilt. Ein Lügenmärchen (Der Ritt in die Stadt) zeichnet Karl Hübl auf. Vgl. ‘Deutsche Gaue’, XXII (1921) S. 86, aus Niederbayern von Hans Schlappinger, der anmerkt, daß seine Fassung vielleicht aus dem Deutsch-Böhmischen stamme. Mündl. in meiner handschriftl. Sammlung aus Berlin und Radach b. Drossen, (Regbz. Frankfurt). K. Hübl teilt auch einen auf eine wahre Begebenheit zurückgehenden Schwank von einem ‘Ofenwälzer’ (Ofenreiniger) mit (S. 6f.) — ‘Flurnamen von Niederlichwe’ (2. Jg., Folge 3, S. 1—5). ‘Volkssprüche und Redensarten’ (3. Jg. 1922, Folge 2, S. 3). Fünf ‘Neue Heimatsagen’, darunter zwei von bestraftem Geiz (‘Der Schatz im Kirchbuschtümpel’ und ‘Von der Abtsdorfer Kirche’). Die Sage vom ‘Lukauer Zauberbuch’ enthält das Motiv vom Zauberlehrling (ebend. S. 5). Eine Teufelssage auf S. 6 und volkstümliche Ansichten eigener Art über die Entstehung der Geister auf S. 7. Dazu kommen Mitteilungen von Sprüchen, Liedern und Abzählreimen.

Zu derselben Zeitung erscheint seit November 1920 eine weitere kleine Heimatzeitschrift ‘Aus dem Schönhengstgau’, die auf S. 5f. einen Überblick über die Heimatforschung im Schönhengstgau gibt. In der 11. Folge des 2. Jahrgangs (1921/22) wird auf S. 2—7 ein Teil einer Arbeit von J. Matzke abgedruckt, die die ‘Entwicklung der Mundart in den einzelnen Dörfern des Landskroner Gebietes’ behandelt. Zwei Gespenstersagen und ein Nachtwächterschwank daselbst auf S. 8.

Von besonderem Wert sind die ‘Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes’, die seit 1921 von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Aussig herausgegeben und von F. J. Umlauf geleitet werden. Die beiden ersten Jahrgänge (je 192 S.) enthalten eine Fülle wichtiger Arbeiten zur Geschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte und auch zur Volkskunde. Mundartliches aus Türmitz und dem nördlichen Teil des Aussiger Bezirkes bringen K. Leitenberger und J. Umlauf auf S. 37f. Franz Helle beschreibt, wie er mit den Bürgerschülern alte Häuser aufnahm (S. 72ff.). Wertvoll ist auch die Bibliographie der über den Aussig-Karbitzer Bezirk erschienenen Schriften (S. 92f.). Den ‘Alt-Türmitzer Weinbau’ schildert S. Bail, Türmitz (S. 120—125). ‘Zur Ortsnamenforschung’ äußert sich J. Weyde (S. 134f.). Ein ‘Aufruf zur Sammlung der Flurnamen im Aussig-Karbitzer Bezirke’ wird auf S. 173f. veröffentlicht, und Th. Schulz erklärt einige Flurnamen (S. 174ff.). Zwei Schatzsagen teilt W. Schickel mit (S. 83) und die Sage von der Entstehung des Sattelberges bei Schönwald R. Köhler, Tellwitz (S. 84). Eine Verfügung des Aussiger Stadtrates gegen den Aufwand und die Üppigkeit zu Beginn des 17. Jahrhunderts veröffentlicht E. Richter, Johnsdorf (S. 157—162). Von Wert sind auch die Buchbesprechungen, die in jedem Heft in dem Abschnitt ‘Heimatbücher’ gegeben werden.

Berlin. Hans Findeisen.

Notizen.

P. Alpers. Die alten niederdeutschen Volkslieder gesammelt und mit Anmerkungen hsg. Hamburg, Quickborn-Verlag 1924, 260 S. geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. — Eine prächtige Weihnachtsgabe hat A. allen Freunden unseres Volksliedes mit der schmuck ausgestatteten Sammlung von 109 echten nd. Volksliedern d. 15.-17. Jahrh. beschert. Seine Auswahl zeugt von feinem Geschmacke; sie beschränkt sich, von historischen und geistlichen Dichtungen nur einige Proben bietend, auf Lieder, die nach Stil und Inhalt dem Empfinden des Volkes gemäß sind. Die Texte sind unter gewissenhafter Vergleichung der verschiedenen Überlieferungen in etwas vereinfachter Schreibung wiedergegeben, ohne Rekonstruktionen und Ergänzungen zu versuchen. Die Einleitung gibt einen willkommenen Überblick über die Geschichte des nd. Volksgesanges und stellt das Verhältnis zu den skandinavischen, niederländischen und hochdeutschen Volksliedern fest. Gelehrte Nachweise bringen die 52 Seiten füllenden Anmerkungen, zu denen ein paar Zusätze verstattet seien. Zum blauen Hoiken (nr. 25) vgl. oben 25, 301 nr. 28. — Das Liederbuch der Herzogin Amelie zu Cleve (nr. 48) befindet sich seit 1912 in Berlin (Mgq. 1480) — Nr. 77: Festgabe an Weinhold 1896 S. 98. — Nr. 87: Bolte-Polívka, Anmerkungen 2, 376. — 90: ebd. 2, 258. — 92: ebd. 3, 72. — 93: oben 26,95. — (J. B.)

W. Anderson, Estnische Volkskunde i. J. 1919 (Jahresbericht der estnischen Philologie und Geschichte 2,45 — 106. Dorpat 1923).

W. Anderson, Nordasiatische Flutsagen. (Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis 4,3). Dorpat 1923. 44 S. — Wichtige Ergänzungen zu den Untersuchungen von R. Andree (1891), Winternitz (1901) und Frazer (1919) liefern die hier mitgeteilten 21 Sagen der Wogulen, Ostjaken, Kamtschadalen u. a. Nordasiaten. — (J. B.)

F. Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit. Mit 12 Abbildungen. Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentralmuseum Nr. 2. Mainz, L. Wilckens 1922. 27 Seiten, 2,50 M. — Eine vortreffliche knappe Zusammenfassung der urgeschichtlichen Hausforschung; diese ist imstande, nach ausgegrabenen Grundrissen und Hausurnen Ansichten und ganze Modelle vorgeschichtlicher Häuser zu entwerfen (Dachhütte, Wandhütte, Pfahlbauhaus, Erdkuppelhütte, Zelthütte, Rundjurte, Viereckshaus, Viereckshaus auf Pfählen, Rundhütte auf Pfählen) und ihre Verbreitungsgebiete mit denjenigen von Volksstämmen in Beziehung zu bringen. (Keltisches Haus in Südwestdeutschland, ostgermanisches in Ostdeutschland.) — (Wilhelm Peßler.)

Bergischer Kalender für das Jahr 1924. Ein Heimatjahrbuch für das bergische Haus und die bergische Schule. Herausgegeben von August Kiersgel und Anton Jux, Bergisch-Gladbach, August Kiersgel 1923. 112 S. — Die Herausgabe dieses Kalenders stellt ein dankenswertes Unternehmen dar, das alle Gebiete der Volks- und Heimatkunde des bergischen Landes umfaßt. Anregende und treffende Worte über 'Familiengeschichte' schreibt Anton Jux (S. 24—32); über 'Rheinische Volkskunst. Grundsätzliches zu ihrer Erhaltung' Prof. Dr. A. Wrede (S. 35—38). Eine kleine Sammlung „Mundartliche Reime aus der Overather Gegend" teilt H. Weber, Eulenthal, mit (S. 38), und O. Schell erzählt „Etwas von der Linde" (S. 44f). Auf S. 62—64 sammelt Agathe Vossebrecker „Mundartliche Reime und Sprüche aus Kreuzberg bei Wipperführt", die zum größten Teil eine sehr weite Verbreitung in Deutschland haben. Einen „Beitrag zum Rheinischen Wörterbuch" liefert F. Halbach, Hilgen, mit seinen der Volkssprache entnommenen Bezeichnungen und Unterscheidungen von „Allerhangk Minschen" (S. 65—69). Sagen von spukhaften Erscheinungen, von Hexen u. a., nach mündlicher Überlieferung, finden sich in „Wenn der Alte am Brölbach erzählt . . .!" (S. 91—94) von A. Jux, der auch „Bergische 'Rotstöckelchen'" (Rätsel, Rätselstückchen) auf S. 103—111 gesammelt hat. Dies die hauptsächlichsten volkskundlichen Beiträge, neben denen noch Gedichte in der Mundart und in hochdeutscher Sprache veröffentlicht werden, so z. B. eine beachtenswerte Idylle von Ludwig Traude, „Der Nußbaum" (S. 81—89). — (Hans Findeisen).

Reidar Th. Christiansen, Holberg og Folketraditionen. (Holberg-Aarbog 1923, 46—88).

E. Cosquin, Études folkloriques: recherches sur les migrations des contes populaires et leur point de départ. Paris, H. Champion 1922. III, 635 S. — Die 14 hier vereinigten Untersuchungen, die bereits in der Zeit von 1880 bis 1919 in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden, gehören alle der Märchenforschung an, der Cosquin, durch das Vorbild von J. Grimm, Benfey und R. Köhler geleitet, seit seiner Jugend mit Eifer und Glück gedient hat. Als 34jähriger trat er 1876 mit einer Sammlung lothringischer Märchen hervor, die ihn in die erste Reihe der Forscher stellte. In den ausführlichen Anmerkungen dazu prüfte und verglich er mit gewissenhaftem Fleiß die verwandten Überlieferungen anderer Völker und wies in der Einleitung die mythologische Theorie eines A. de Gubernatis und die

anthropologische von A. Lang energisch zurück. Mit Benfey erkannte er die Heimat der Märchen im Norden Indiens, von wo nicht nur der literarische Wanderzug des Pantschatantra, sondern auch eine dauernde mündliche Fortpflanzung von Märchen ausging. Wie unermüdlich er auf diesen Wegen fortschritt, zeigen die Stücke des vorliegenden Bandes, die er selbst zum Wiederabdruck bestimmt hatte. Sie nochmals zu überarbeiten und mit einer größeren Einleitung zu versehen, hat ihn leider der Tod gehindert; sein umfängliches hsl. Notizenmaterial wird jetzt samt seiner Büchersammlung im Institut catholique zu Paris aufbewahrt. Durch intensives Studium der orientalistischen Veröffentlichungen hatte er eine staunenswerte Belesenheit erreicht, obwohl er nicht eigentlicher Indolog war; auch versäumte er nie, sich in Zweifelfällen von den Sprachforschern Auskunft zu holen. Sein Scharfsinn tritt hervor, wo es gilt, die verschiedenen Fassungen eines Stoffes zu sichten, ihn in seine einzelnen Motive zu zerlegen und diese in ihren wechselnden Verbindungen zu verfolgen. Mit Oberflächlichkeit und Phantasterei rechnet er gründlich ab und ist in seiner Polemik gegen Lang, Bédier, Stucken, Jensen u. a. meist glücklich. Doch wenden wir uns zu den einzelnen Abhandlungen! Sie behandeln: 1. Die Märchen und ihren Ursprung (1894); 2. Die Legende vom h. Barlaam und Josaphat (1880); 3. A. Langs Theorie vom Ursprung der Märchen; 4. Gemeinsame Motive der europäischen und orientalischen Märchen (1891); 5. Die Sage vom Diener der h. Elisabeth von Portugal und das indische Märchen von den guten Ratschlägen (1903—1912); 8. Stuckens mythologische Phantasien (1905); 9. Eine javanische Sage von der Muttermilch (Saugen als Adoptionsritus) und dem schwimmenden Kasten (1908); 10. Die Rahmenerzählung der 1001 Nacht und das Buch Esther (1909); 11. Das Märchen vom siedenden Kessel und der angeblichen Ungeschicklichkeit (1910. Vgl. Hänsel und Gretel); 12. Das Märchen von der Katze mit der Kerze (1911. Vgl. Salomon und Markolf); 13. Die Mongolen und ihre angebliche Bedeutung für die Fortpflanzung der indischen Märchen nach Europa (1912. Während Benfey in der Rahmenerzählung des mongolischen Siddhi-Kür, einer Bearbeitung des indischen Vetâla pantschavinçati, die unmittelbare Vorstufe für das europäische Märchen vom Zauberer und seinem Lehrling, Grimm nr. 68, sah und damit einen Beweis für die Mittlerrolle der Mongolen bei der Wanderung indischer Märchenstoffe nach dem Westen gefunden zu haben meinte, weist C. indische Fassungen nach, die den europäischen genauer entsprechen; zugleich betont er, daß die Buddhisten wohl Verbreiter, aber nicht Erfinder der Märchen waren). 14. Die undankbare Schlange in einem syrischen Kindheitsevangelium und in indischen Märchen (1919). — (J. B.)

E. Cosquin, Les contes indiens et l'occident. Petites monographies folkloriques à propos de contes maures recueillis à Blida par M. Desparmet. Ouvrage posthume. Paris, E. Champion 1922. V, 623 S. — Ein in Algier aufgezeichnetes Märchen berichtet von einem Jüngling, der einen kostbaren Rubin findet, ihn der Königstochter schenkt und nun genötigt wird, ihr weitere Kostbarkeiten zu verschaffen; dies gelingt mit Hilfe einer Fee, die er aus der Gewalt eines Zauberers errettet; er heiratet sie und noch zwei andere Jungfrauen mit wunderbaren Eigenschaften, um schließlich auch die Königstochter heimzuführen. Diesem in zwei Varianten vorliegenden Märchen ist die außerordentlich eingehende, aber nicht zu völligem Abschluß gediehene letzte Arbeit Cosquins gewidmet, die großenteils seit 1913 in der Revue des trad. pop. erschien. Sorgsam analysiert er die Elemente, aus denen das phantasievoll ausgeschmückte Märchen zusammengesetzt ist, um durch Vergleichung mit den Fassungen anderer Völker womöglich ihren indischen Ursprung zu erweisen. So entstehen Monographien über die abwechselnd tote und lebendige Prinzessin, die Verwandlung oder Schlaf wirkende Zaubernadel, die Blutstropfen im Schnee, die Heirat mit einer Fee. Da aber die verglichenen Erzählungen wieder neue Motive einfügen, so muß auch diesen Betrachtung zu teil werden; und so untersucht C. in Exkursen und Anhängen Aschenbrödels Schuh, den Schicksalsglauben, das Menschenfleisch-Essen, die Edelsteine der Schlangen, die Sendung in die Unterwelt, die Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften, das über Meer und Land fahrende Schiff, den männlichen Aschenbrödel, das Erraten der Flohhaut, die vier kunstreichen Brüder, die den Streitenden abgenommenen Wunschdinge usw. Der Märchenforscher, der dem gelehrten Autor auf diesen verschlungenen Pfaden geduldig folgt, wird manchen Gewinn davontragen und sich an der behaglich ausgebreiteten Stofffülle freuen. Daß die Gründe für die indische Erfindung einzelner Motive (wie der Blutstropfen im Schnee, des über Land fahrenden Schiffes oder der zertanzten Schuhe) nicht immer durchschlagen, gibt C. selber zu, wenn er auch die Möglichkeit einer Märchenwanderung von Westen nach Osten nie in Erwägung zieht. — Beide Bände bilden ein würdiges Denkmal Cosquins, an dem vermutlich Schwesterhände mitgeholfen haben. Schade, daß ihnen nicht ein Lebensbild des verdienten Forschers beigegeben ist, der trotz gelegentlicher Polemik (p. 234. 519) nie vergaß, was er der Anregung Jacob Grimms verdankte (oben 21, 249 und Archiv f. n. Sprachen 135, 339), und sein freundschaftliches Verhältnis zur deutschen Forschung auch nach dem völker-

trennenden Weltkriege mannhaft bezeugte (p. 169): 'Le patriotisme ne supprime pas la reconnaissance.' — (J. B.)

Franz Cumont, Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Autorisierte deutsche Ausgabe von Georg Gehrich. Dritte vermehrte und durchgesehene Auflage, besorgt von Kurt Latte. Mit 21 Abb. im Text und auf 2 Tafeln sowie einer Karte. Leipzig und Berlin, Teubner 1923. XV, 248 S., geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. — Die Tätigkeit Lattes, der nach Gehrichs Tod die Herausgabe des verdeutschten Cumont übernommen hat, beschränkte sich vorzugsweise auf eine Revision der Zitate, eine Zusammenfassung der grösseren Anmerkungen und Nachträge der 3. französischen Ausgabe in einem Anhang und eine beträchtliche Erweiterung des 2. Anhangs, der die seit 1900 erschienenen Monumente und Texte verzeichnet; zu letzteren wäre noch hinzuzufügen die von Boll, Sphaera S. 41, veröffentlichte astrologische Notiz betreffend den Adler als Mystengrad, s. Arch. f. Relw. 19, 553. Cumonts Buch, bekanntlich eine Zusammenfassung der durch die „Textes et monuments" gegebenen Einzeltatsachen, ist auch für die Volkskunde von größtem Interesse und Werte, seine Neuherausgabe eine dankenswerte Tat des Bearbeiters und des Verlegers. — (F. B.)

J. Dillmann und K. Wehrhan, Vierzehn Engel fahren. Reim-, Reigen- und Rätselheft für die singende, spielende Jugend, für Sport-, Turn- und Wandervereine. Frankfurt a. M., Englert u. Schlosser 1923. 88 S. 8°. — Die für die neue Entwicklung des Turn- und Spielbetriebes bestimmte Sammlung schöpft überall aus der lebendigen Überlieferung und verdient daher auch die Beachtung der Forscher. Unter den 250 Reimen, Reigen, Spielen und Rätseln treffen wir z. B. das oben 30, 59 besprochene 'Hinkelche im Wald' (nr. 111), eigentümliche Dramatisierungen von Balladen wie 'Die drei Rosen' (133), den bei Sedan Gefallenen (134), Jäger und Mädchen (144), Hänsel und Gretel (151) usw. Ein Notenheft von 22 S. folgte als Beigabe. — (J. B.)

Arthur Drews, Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums, eine Einführung in die Astralmythologie. 1.—2. Tausend. Mit 25 Abb., 12 Sterntafeln und dem Porträt des Verfassers. Jena, Diederichs 1923. 321 S. geh. 7 M., geb. 10 M. — Der Verfasser dieser Schrift, der vor einiger Zeit sich die Aufgabe gestellt hatte zu erweisen, daß es sich beim Begründer des Christentums um den Träger einer völlig ungeschichtlichen Legende handele, geht in diesem umfassenden Werke den Ausgestaltungen nach, die er hierfür bei der Astralmythologie auf griechischem, persischem und israelitischem Boden gefunden zu haben meint, um dann, nachdem er den Sonnenhelden Gilgamesch aus Babylon über den biblischen Simson zum antiken Herakles begleitet hat, Mithraismus und Christentum als nahezu identisch aufzustellen und nun den Sternenhimmel durch die vier Evangelien zu verfolgen. Das außerordentlich eingehende, mit großer Liebe ausgestattete Buch wird dem Kreise der Gläubigen ja sehr bedeutungsvoll sein. Für die Volkskunde hat es nur in dem eingehender ausgeführten Kapitel über die germanische Mythologie Bedeutung. — (Ed. Hahn.)

Oskar Dümke, Havelsagen. Die schönsten Sagen und Geschichten von der Havel und den anliegenden Landschaften und Städten. Für die Jugend ausgewählt. Abbildungen und Buchschmuck von H. J. Berthold, Leipzig, Hegel und Schade 1923. 132 S. — Wie der Verfasser im Vorwort angibt, war es sein Plan, alles Erreichbare an Sagen aus dem Havelland, worunter er auch die links der Havel liegenden Teile des Teltow, der Zauche und der Provinz Sachsen begreift, in seiner Veröffentlichung zusammenzustellen. Leider ist durch die Papierknappheit dieser schöne Plan vereitelt worden, und so werden denn im ganzen nur 109 verschiedene Sagen mitgeteilt, die in fünf Gruppen eingeordnet werden: I. Sagen allgemeinen Inhalts (Nr. 1—22), darunter Sagen von Kobolden (Nr. 1 und Nr. 12), vom wilden Jäger (Nr. 18 und 19) und von untergegangenen Dörfern (Nr. 21—24). II. Hexen-, Teufels- und Gespenstersagen, Schatzsagen, Zwerge und Riesen, geheimnisvolle Tiere (Nr. 25—66). III. Geschlechtersagen (Nr. 67—72). IV. Historische Sagen und Geschichten, Klostersagen, Mittelalterliches, aus der Wenden-, Schweden- und Franzosenzeit (Nr. 73—99). V. Geschichten vom Soldatenkönig und vom alten Fritz (Nr. 100—109). Sorgfältig werden bei jeder Sage die Quellen angegeben. Aus mündlicher Überlieferung Nr. 6: Nöltes Pfuhl und Nr. 79: Das Wunderblut und der Gesundbrunnen zu Lüch-Buckow. Besonders verdienstvoll ist die Heranziehung des in den verschiedenen Publikationen von Walter Specht aufgesammelten Materials, so aus dessen 'Blätter für Heimatkunde' („Hie gut Brandenburg allewege"), 1904 ff, „Kalender für den Kreis Westhavelland", 1909—1919 usw., auf die bei dieser Gelegenheit gleichfalls aufmerksam gemacht werden soll. Die Zeichnungen von H. J. Berthold, die dem Buche beigegeben sind, treffen so recht die Stimmung des Sagenbuches und machen die erzählten Begebenheiten anschaulich und lebendig. Für Schülerbibliotheken und auch für den Weihnachtstisch ein Buch, mit dem man überall Freude erwecken wird. — (Hans Findeisen.)

Eugen Fehrle, Heimatkunde in der Schule. 2. Auflage. Mit 7 Abbildungen. (Heimatblätter 'Vom Bodensee zum Main', Nr. 8.) Karlsruhe, C. F. Müller 1923. 32 S. 0,60 M. — Das verdienstvolle Heft, dessen erstes Erscheinen oben 30 32,30 angezeigt wurde, ist jetzt, von dem die Naturkunde behandelnden Teile Guenthers losgelöst, in stark erweiterter und zum Teil neubearbeiteter Form, mit hübschen Abbildungen geschmückt, zum zweiten Male erschienen. Wiederum sei es allen Lehrern, auch denen der höheren Schulen, zur Anregung und Förderung bestens empfohlen. Denn erst wenn bei der Lehrerschaft einigermaßen gründliche volkskundliche Kenntnisse verbreitet sind, kann unsere Wissenschaft auf den Schulen die ihr gebührende Stellung antreten. Muß damit wirklich gewartet werden, bis das gewiß innigst zu wünschende Ziel der Zulassung der Volkskunde als Prüfungsfach erreicht ist? — (F. B.)

Eugen Fehrle, Markgräfler Segensbräuche. S.-A. aus 'Badische Heimat' 1923, S. 107—111. — Ausgehend von dem in mehreren Orten des Markgräflerlandes üblichen Frühjahrsumzug mit dem 'Hisgier', einer deutlichen Inkarnation des Wachstumsdämons bespricht F. verwandte volkstümliche Fruchtbarkeitszeremonien und -anschauungen, besonders solche, die zum Thema 'Mutter Erde' in Beziehung stehen. — (F. B.)

Ewald Fettweis, Wie man einstens rechnete. Mit 10 Figuren, 2 Tabellen und zahlreichen Aufgaben. Berlin-Leipzig, Teubner 1923. 56 S. (Mathematisch-physikalische Bibliothek, hsg. von Lietzmann und Witting, Nr 49). — Zur Kunde des Volkes gehören auch die uns zum Teil recht umständlich und unbeholfen anmutenden Rechenmethoden vergangener Zeiten und ferner Völker. Aus der reichhaltigen darüber vorliegenden Literatur hat der Vf. eine wenigstens in den Hauptsachen auch für rechnerisch weniger Begabte leichtverständliche Übersicht geschaffen. — (F. B.)

W. Fraenger, Der Bauern-Bruegel und das deutsche Sprichwort. Mit 49 Abb. Erlenbach-Zürich und Leipzig, E. Rentsch (1923). 159 + 22 S. 8°. — Das große Sprichwörterbild P. Bruegels, das unseren Lesern oben 25, 290 vorgestellt wurde, hat eine neue gründliche Beleuchtung erfahren, welche die Zahl der gedeuteten Sprichwörter auf 92 erhöht. Der Heidelberger Kunsthistoriker vergleicht treffend die Aufzählungen menschlicher Torheiten in deutschen Priameln, in Brants und Murners Narrenrevuen und in Rabelais' Königreich der Quinte Essence (Pantagruel 5, 22) und zeigt, wie der niederländische Maler, dessen ältere Sprichwörterdarstellungen auf den 12 Medaillonbildern von 1558 und den folgenden 12 Kupferstichen reproduziert werden, einen ähnlichen Fortschritt von der oft recht künstlichen Allegorie des Einzelbildes zu einer 'landschaftsmäßigen Verräumlichung' der Eitelkeit menschlichen Tuns durchmacht. Im Wirtshaus zur verkehrten Welt, auf der Straße am Fluß und im Bauernhof gehen die Narren mit hartnäckiger Geschäftigkeit ihrem verkehrten Treiben nach. Auf S. 49—118 ist eine Auslese aus Wanders Sprichwörterlexikon eingeschaltet. — (J. B.)

W. Fraenger, Der Bildermann von Zizenhausen. Mit 109 Abb. Erlenbach-Zürich und Leipzig, E. Rentsch 1922. 54 + 40 S. 4°. — Das hier lebendig geschilderte Stück 'Bauernkunst vom Bodensee' sind die bunten Terrakottafiguren des Anton Sohn (1769—1841), der zuerst Kirchenmaler, in Zizenhausen das Gewerbe seines in Kümmeratzhofen lebenden Vaters fortsetzte. Hatte dieser sich auf Heiligen- und Krippenfiguren beschränkt, so übersetzte Anton Bilder wie den Baseler Totentanz, Genreszenen, Volkstrachten, politische und unpolitische Karikaturen und Grotesken in hübsche Tonreliefs (S. 22 Bänkelsänger). Seine Vorlagen stammen, wie hier sorgfältig nachgewiesen wird, zum Teil von dem Baseler Maler Hieronymus Heß und französischen Meistern wie Callot, Grandville und Traviès. Der Enkel Antons Andreas († 1920) hat das Handwerk der Familie bis zu seinem Tode fortgeführt. — (J. B.)

R. Otto Franke, Dhamma-Worte, Dhammapada des südbuddhistischen Kanons. Mit einer Skizze der Buddhalehre des Werkes als Einleitung. Jena, Diederichs 1923. 119 S., geh. 3 M., geb. 5,50 M. — Zu vielen früheren Übertragungen der altertümlichen Spruchsammlung des ceylonesisch-buddhistischen Kanons eine neue, aber von berufener Seite. F. hat die philologische Exaktheit über die schöne dichterische Form gestellt, aber in vielen Fällen ist es ihm doch gelungen, die schlichten, bedeutungsvollen Sentenzen des Originals in stilistisch eng verwandte kernhafte deutsche Sinnsprüche umzugießen. Ein besonderer Vorzug dieser neuen Übersetzung ist eine ebenso knappe wie lichtvolle Darstellung des Kerns der Buddhalehre, aufgebaut aus Zitaten der Spruchsammlung. Man darf sie zum Klarsten rechnen, was über diesen Gegenstand, über den von begeisterten Liebhabern so unendlich vieles, Entbehrliches alljährlich produziert wird, geschrieben ist. Außer durch ihre innere Evidenz empfiehlt sich seine Auffassung durch die Eigenschaft, daß sie im Gegensatz zu denen anderer die Abwandlung der literarischen Ausdrucksformen der Buddha-Lehre vom südbuddhistischen Kanon bis in die sogen. Mahâyânalehren des indischen Kontinents als unter sich logisch verknüpft begreifen läßt. Schon allein um dieser Einleitung willen, speziell wegen der Darstellung der ersten drei Grundwahrheiten der Buddha-Lehre, ist die neue Übersetzung dieser unvergänglichen Quelle besonders willkommen zu heißen. — (H. Z.)

Heinrich Günter, Buddha in der abendländischen Legende? Leipzig, H. Haessel 1922. XII, 306 S. — Die Vergleichung zwischen buddhistischen und christlichen Legenden, die der bewährte Legendenforscher G., angeregt durch Garbes 'Indien und das Christentum' (1914), vornimmt, ergibt in der Mehrzahl der Fälle kein Abhängigkeitsverhältnis. Der Königssohn Josaphat allerdings ist der indische Bodhisattva, der im islamischen Persien als Sūfī aufgefaßt, über Arabien und Syrien zu den Christen kam; aber die angeblich buddhistischen Züge in den Legenden von Placidus-Eustachius und Christophorus sind zu unsicher oder als älterer Märchenstoff anzusehen. Ebenso steht es mit den neutestamentlichen Apokryphen. Erst mit dem 12. Jahrhundert treten Spuren indischer Erzählungen in Europa auf, so in der Legende vom Gange nach dem Eisenhammer, sonst aber fast nur in weltlichen Geschichten. Aus gemeinsamer Urzeit und gemeinsamen Quellen leitet G. die Motive des Drachentöters, der verleumdeten Gattin, des salomonischen Urteils, des ausgesetzten Kindes, der weisenden Tiere, des Lebenskrautes usw. ab. Andere Gemeinsamkeiten ergeben sich aus der dem Buddhismus wie dem Christentum eigenen Auffassung des weltverachtenden, wundermächtigen Heiligen und aus wirklichen Erlebnissen der Asketen (Visionen, Versuchungen, Selbstpeinigungen, plötzliche Bekehrungen). Trotz aller äußeren und inneren Verwandtschaft ist also ein Zusammenhang der buddhistischen und christlichen Heiligen im frühen Mittelalter nicht zu erweisen. Die knapp gehaltenen Ausführungen Günters sind durch sorgfältige Belege und ein umfangreiches Register unterstützt. — (J. B.)

A. Haas, Pommersche Wassersagen (Adler und Wehrmann, Pommersche Heimatkunde Bd. 5). Greifswald, Moninger 1923. 89 S. — H. berichtet in praktischer Weise über den Inhalt von etwa 400 pommerschen Sagen, die er vor allem als Träger früherer Kulturzustände auffaßt. Auf heilige Quellen und Menschenopfer deuten viele Ortsnamen und Erzählungen; die verschiedenen Herthaseen, das Überschreiten eines Wasserlaufs mittels eines Pferdeschädels (slav. Percop-Kanal), der Kindersoll werden einleuchtend gedeutet. Warum die Seejungfer auf ein Hemd verzichtet, erfährt man auf S. 68. — (J. B.)

Bruno Hardy, Die deutschen Bauernregeln, gesammelt und herausgegeben mit Monatsbildern von Josua Leander Gampp. Jena, Diederichs 1923. 127 S. geh. 4 M., geb. 6 M. — Nach einer kurzen Einführung von 6 Seiten folgen die einzelnen Regeln, die hier und da mit Erklärungen versehen sind. Die Bauernregeln sind leider ohne Angabe der Herkunft aus allen Gebieten zusammengetragen, sonst aber gut ausgewählt. — (Ed. Hahn.)

K. Haushofer, Japan und die Japaner. Eine Landeskunde. Mit 11 Karten im Text und auf 1 Tafel. Leipzig-Berlin, Teubner 1923. VI, 166 S., kart. 3,60 M., geb. 4,20 M. — Volkskundlich wichtig sind besonders die Abschnitte über Eigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuche sowie über Religion und Weltanschauung. Mit beständiger Berücksichtigung der natürlichen Lebensbedingungen des Landes bespricht der Verf. u. a. Kleidung, Hausbau, Dorfanlage mit größter Beschränkung auf die Hauptsachen in fesselnder Darstellungsweise. — (F. B.)

G. Hellmann, Über den Ursprung der volkstümlichen Wetterregeln (Bauernregeln). (Sitzungsber. der Berliner Akad. d. Wiss. 1923, phys.-math. Kl. S. 148–170). — Unsere Bauernregeln sind ein uraltes Erb- und Wandergut. Ihr Inhalt ist großenteils derselbe geblieben wie im Altertum, ihre Fassung ist vielfach durch die christliche Kirche beeinflußt. Beigegeben hat H. ein willkommenes Verzeichnis der in den verschiedenen Ländern veröffentlichten Schriften über Wetterregeln. — (J. B.)

H. Hepding, Die Heidelbeere im Volksbrauch. (Hess. Blätter für Volkskunde 22, 1–58). — Was die seit alter Zeit als Nahrungs-, Arznei- und Färbemittel dienende Beere für Bräuche, Aberglauben, Opfer und Lieder der Pflücker veranlaßt hat, erfuhren manche unserer Leser bereits vor sechs Jahren (oben 27, 278) durch einen Vortrag des Verf. Hier ist dieser außerordentlich erweitert und mit gelehrten Nachweisen versehen. — (J. B.)

E. Heusinger, Sagen aus dem Werratale [Neu herausgegeben, sowie mit einem Lebensbild Heusingers und Anmerkungen versehen von Dr. Conrad Höfer]. Eisenach, H. Kahle 1923. 126 S. — Heusingers 'Sagen aus dem Werrathale' erschienen zum ersten Mal bei Johannes Friedrich Bärnke in Eisenach. Die Sammlung enthält 40 zumeist in novellistischer Form erzählte Sagen, die Heusinger jedoch zum größten Teil, wohl durch Bechsteins 1835—1838 erschienenen Thüringer Sagenschatz angeregt (S. 107), dem Volksmunde entnommen, aber auch willkürlich verändert hat. Ihr Wert für die Volkskunde besteht in der erstmaligen Mitteilung verschiedener Volkssagen aus dem Werratal, deren Formgebung gleichfalls einwandfrei genannt werden kann, so z. B. Der Farnsamen (Nr. 3), der unsichtbar machen soll, die Hünen (Nr. 18), die Wichtelsagen (Nr. 27 u. 28) und noch weitere. Wertvoll ist das 'Nachwort' Dr. Höfers (S. 87—126), worin das Leben und Schaffen Heusingers (1792—1884) in eindringender Weise geschildert wird und auch Heusingers 'Erinnerungen aus meinem

Jugendleben' (S. 88—103), die bisher ungedruckt waren, zum Abdruck gebracht werden. Ein Verzeichnis der Schriften Heusingers findet sich S. 114—118, woran sich Anmerkungen zu den einzelnen Sagen schließen. Herrn Dr. Hofer sei Dank gesagt, daß er sich der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, die Lebensgeschichte dieses wenn auch heute vergessenen, so doch nicht uninteressanten Schriftstellers geklärt und dargestellt zu haben. — (Hans Findeisen.)

Moritz Hoernes, Urgeschichte der Menschheit. Mit 100 Abbildungen. Berlin-Leipzig, de Gruyter 1920. 137 S. 5. völlig neubearb. Aufl. von Friedrich Behn. (Sammlung Goeschen Bd. 42.) — Die Grundbegriffe der Urgeschichte, ihre Gliederung, sowie ihre Bedeutung für die Kulturentwicklung und für die Kenntnis von Völkern wird kurz dargestellt. Die 100 Abbildungen zeigen die typischen Formen der wichtigsten vorgeschichtlichen Erscheinungen und machen das Bändchen zu einer vortrefflichen Einführung in die Gesamtwissenschaft der Vorzeit. — (Wilhelm Pessler.)

Theodor Hopfner, Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber. Mit einer eingehenden Darstellung des griechisch-synkretistischen Dämonenglaubens und der Voraussetzungen und Mittel des Zaubers überhaupt und der magischen Divination im besonderen. Mit 30 Abbildungen. I. Teil. (Studien zur Paläographie und Papyruskunde hsg. von C. Wessely XXI.) Leipzig, H. Haessel 1922. 265 S. 4°. — In den 70 Jahren, die seit der ersten Veröffentlichung eines griechischen Zauberpapyrus vergangen sind, ist die Fülle ähnlicher Dokumente überraschend gewachsen, einzelne Gebiete sind auf Grund dieses Materials von Dieterich, Deubner, Reitzenstein, Abt u. a. behandelt worden, doch fehlte es bisher an einer zusammenfassenden Verarbeitung, die bei der Bedeutung der Zauberpapyri für die Erforschung nicht nur der antiken Religionen und Kulturen dringend erwünscht war. Diese Arbeit hat H. in dem vorliegenden Werke in Angriff genommen und innerhalb der für den 1. Band gesteckten Grenzen in vorbildlicher Weise ausgeführt. Er behandelt in ihm das 'Zwischenreich' der Dämonen, Heroen und Seelen, die Möglichkeiten und Mittel seiner Beeinflussung durch die Menschen. Die — übrigens durch ein Register zugänglich gemachte — ungeheure Menge der Einzeltatsachen verbietet ein näheres Eingehen an dieser Stelle; gesagt sei, daß auch für den Erforscher moderner Volkskunde dies Werk eine fast unerschöpfliche Schatzkammer bedeutet. Ein Dokument für die Not unserer Zeit und zugleich für unverdrossenen deutschen Gelehrtenfleiß ist die Tatsache, daß das gesamte umfangreiche Werk einschließlich der Abbildungen durch Wessely autotypiert ist! — (F. B.)

J. Janiczek, Im Zeichen des Volksliedes. Ein Wegweiser für Heimat und Volk zu einer musikalischen Erweckung als notwendiger Vorstufe der Erneuerung. (Der Volksbildner nr. 6). Reichenberg i. B., F. Kraus 1923. 111 S. — Eifert gegen Kitsch in Kunstliedern, Studentensang, Gesangvereinen und Schulliedern und berichtet von eigenen Liederfahrten in Böhmen und Kärnten und Aufführungen von Volksschauspielen.

G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet. Jena, Diederichs 1923. 319 S. (Märchen der Weltliteratur, hsg. von F. v. d. Leyen und P. Zaunert). — Der neue wertvolle Band der dem Märchenforscher unentbehrlichen Sammlung bringt 20 Märchen der muhammedanischen Sarten, die unter mongolischer Herrschaft ihre iranische Sprache aufgegeben und einen türkischen Dialekt angenommen haben, nach dem russischen Werke Ostromoffs verdeutscht. Auf einen Stand geübter Erzähler läßt schon die Länge der einzelnen Stücke und die Einmischung von Versen schließen. Wir finden neben einzelnen orientalischen Stoffen wie dem gehörnten König Alexander und dem Eulenspiegel Nasreddin wohlbekannte internationale Motive: den Grindkopf, die treulosen Brüder, die verleumdete Gattin, den goldenen Vogel, den Machandelboom usw., deren Verbreitung durch gute Anmerkungen nachgewiesen wird. Diesen turkestanischen Volksdichtungen folgen dann vier Stücke aus Knowles' Folk-tales of Kashmir und vier der von Schiefner aus dem tibetischen Sammelwerke Kandschur übertragenen 'Indischen Erzählungen'. Über die Hergehörigkeit dieser letzten, vor etwa 800 Jahren durch die Buddhisten eingeführten Märchen ließe sich streiten; auch scheint dem Herausgeber entgangen zu sein, daß Ralston 1882 eine englische Übersetzung von Schiefners 'Tibetan Tales' veröffentlicht hat. — (J. B.)

G. Kalff, De Sage van den vliegenden Hollander, naar behandeling, oorsprong en zin onderzocht. Met Platen van O. Wenckebach. Zutphen, Thieme en Cie. 1923. XI, 196 S. — Von seinen Vorgängern Golther (Bayreuther Blätter 1893) und W. Bassett (Folkstories of the Sea 1917) unterscheidet sich Kalff, der Sohn des bekannten, vor kurzem verstorbenen Literarhistorikers, rühmlich durch allseitige Umschau und gründliche Verarbeitung des Materials. Er bespricht die ersten Erwähnungen der Schiffersage bei den englischen Dichtern Moore (1804), Scott, Campbell, Byron bis Irving, ein minderwertiges Drama von Fitzball (1826), einen Roman von Marryat (1837), der eine Erlösung des ruhelosen Seefahrers durch seinen Sohn einführte, dann die Gestaltung des fliegenden Holl. bei den Deutschen, dem Spötter Heine, der

1837 behauptete, in Amsterdam ein Schauspiel gesehen zu haben, in dem die Erlösung durch ein Weib erfolgt, dem tiefer schöpfenden Richard Wagner und andern bis auf G. Heym und Mombert, endlich bei den Franzosen Lamartine, V. Hugo, Baudelaire. Ein zweites Kapitel geht die Elemente der Sage durch: die historischen Vorbilder des fliegenden Holländers Focke, van Halen und Evert, die Stürme am Kap, die Luftspiegelungen, die älteren Sagen vom ewigen Juden und von Brandans Seefahrt, von verzauberten Schiffen und Totenbarken. Wenn hier der Sagenforscher sich für manche Belehrung zu Dank verpflichtet fühlt, bekenne ich dem letzten Kapitel fremder gegenüberzustehen. Der Vf. geht hier dem 'Sinn' der Sage mit Hilfe der Psychoanalyse und moderner Symbolistik zu Leibe und sucht sich mit dem Verhältnis des Menschen zum Meer und zu Gott auseinanderzusetzen und nebenher einige religiöse und politische Fragen zu lösen. — (J. B.)

Albert Kiekebusch, Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. Deutsche Urzeit, Band 1. Berlin, Dietrich Reimer 1923. — Die Bücherei der deutschen Urzeit, herausgegeben von A. Kiekebusch und E. Norden, wird Sondergebiete unserer Vorgeschichte in allgemeinverständlicher Form behandeln und sucht auch den Schulunterricht in dieser Hinsicht zu vertiefen. — A. Kiekebusch, der bewährte Leiter der vorgeschichtlichen Sammlungen und Ausgrabungen des Märkischen Museums, legt hier einen weiteren wichtigen Baustein zu dem von ihm schon lange erstrebten und geförderten Ausbau der wissenschaftlichen Heimatkunde. Das bei Buch im Kreise Nieder-Barnim, nordöstlich von Berlin ausgegrabene Dorf gehört der Zeit 1200 bis 800 v. Chr. an und ist durch die Auffindung vieler Hausgrundrisse und zahlreicher kleiner Gerätschaften (Webstuhlgewichte; Eichel und Haselnuß als Nahrungsmittel; Hirschgeweih-Hacke für Hackebau; Knopfsichel) wichtig; als Ganzes ist es das bis jetzt beste Beispiel der Anlage eines bronzezeitlichen Dorfes. Das Bucher Haus, dessen Rekonstruktion die Zeitschrift für Ethnologie 1913 S. 204 bringt, ist ein Viereckhaus mit Vorraum an der einen Schmalseite, welche den Eingang enthält; an der rechten Langseite deutet die von der Säulenreihe des Hauptraumes etwas entfernt stehende, aber gleichlaufende Reihe von Begleitpfosten auf einen angeklappten Raum. Beziehungen zum griechischen und osteuropäischen Hause lassen das Bucher Haus als eine wichtige Vorstufe erscheinen. Übereinstimmungen mit den Funden des Gräberfeldes bei Breddin in der Ostprignitz machen es wahrscheinlich, daß die Bewohner von Alt-Buch Germanen gewesen sind. Die Anordnung des gesamten mannigfaltigen Stoffes ist wundervoll klar. — (Wilhelm Pessler.)

H. Kleibauer, Sagen des Stadt- und Landkreises Iserlohn. Iserlohn, R. Wichelhoven 1922. 111 S. — Das neue Buch des Verfassers, der vorher schon mit einer freundlich aufgenommenen Sammlung 'Westfäölisk Platt' hervorgetreten ist, ist ein Unternehmen, für das wir ihm unseren Dank zu sagen haben, denn er erneuert nicht nur das Andenken an Fr. Woeste, aus dessen 'Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark' (Iserlohn 1848) er des öfteren schöpfen konnte, sondern er ist selbst seit Jahren umhergewandert und hat aufgezeichnet und erlauscht, was man sich noch heute im Volk erzählt. Da er auch noch weitere treue Mitarbeiter besaß, so konnte er in seine Sammlung noch über fünfzig bisher ungedruckte Sagen aufnehmen. Das Gebiet, in dem er gesammelt hat, ist die Landschaft, die etwa vom Iserlohner Danzturm zu überschauen ist und in einem Tage erwandert werden kann; ein kleines Gebiet, und dennoch, welch ein Reichtum an Überlieferungen. Die Sagen, denen noch Zusammenstellungen von Besprechungsformeln, Aberglauben und Bauernregeln angehängt sind, sind sachlich in 12 Abteilungen eingeordnet. I. Sagen mit geschichtlichem Hintergrunde (darunter Erinnerungen an Wittekind. Bestrafter Frevel: Nr. 8 (Dietrich von Sobbe); S. 32f, Nr. 5 und Nr. 6 (Pater und Nonne). S. dazu u. a. die Mitteilungen von G. F. im 'Tag', Berlin, vom 1. 6. 1923 'Versteinerte Menschen'. — Nr. 17, Die Schlacht am Birkenbaum; vgl. Fr. zur Bonsen, Die Völkerschlacht am Birkenbaum, 6. und 7. Aufl. Köln 1923, s. auch oben XXVII, S. 174 die Notizen von M. Roediger und F. Boehm; ferner, Fr. zur Bonsen, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaum, in 'Die Bergstadt', Breslau, Jg. 1923. S. 65—72.) II. Burg- und Bergsagen. III. Von den Riesen und Zwergen. (Auf S. 46, Nr. 8 erscheint das Heitmänneken als hilfreicher Geist, aber auch als Aufhocker, ebenso auf S. 68 in Nr. 12 (Duetke-moar). Aufhocker auch S. 76, Nr. 1—4.) IV. Teufels- und Hexensagen. V. Von Spüken. VI. Von dem Werwölfen. VII. Von anderen Unwesen. VIII. Brunnensagen. IX. Grenzsteinversetzer. X. Vom Besprechen. XI. Spökenkieker. XII. Heiligensagen. — Zur besseren Benutzbarkeit würde es sich empfehlen, bei einer zweiten Auflage statt der bei jedem Abschnitt mit Nr. 1 beginnenden Zählung, die Sagen durchgehend zu numerieren. — (Hans Findeisen.)

Friedrich Koepp und Georg Wolff, Römisch-Germanische Forschung. Mit 8 Tafeln. (Sammlung Göschen Nr. 860.) Berlin, de Gruyter 1922. 120 S. 1 Mk. — Bei den verschiedentlichen Beziehungen zwischen Vorgeschichte und Volkskunde sei auf diese Schrift verwiesen, die neben die in der gleichen Sammlung erschienenen Bücher

von Cramer (Deutschland in römischer Zeit) und Hoernes (Kultur der Urzeit) tritt. Für uns kommt vorzugsweise der zweite Teil in Frage, in dem Wolff in Kürze, doch mit steter Berücksichtigung der modernen Forschungsergebnisse über die Perioden der Vorgeschichte, die Denkmäler und die Besiedlungsfragen unterrichtet. In dem Schlußkapitel, in dem über das Verhältnis der archäologischen Bodenforschung zu anderen Wissenschaften gehandelt wird, hätte vielleicht neben Germanistik, allgemeiner Ethnologie und Anthropologie auch der Volkskunde mit einem Worte gedacht werden können. — F. B.)

O. Kunkel, Die Vorgeschichte unserer Heimat. Mit 23 Abbildungen. Grünberg i. Hessen, Robert 1921. 48 S. — Der Verfasser, bekannt als rühriger Helfer am oberhessischen Museum in Gießen, dessen vorgeschichtliche und handwerkskundliche Sammlungen dank den Bemühungen Cramers und Kunkels vorbildlich sind, erweckt an der Hand zahlreicher heimischer Beispiele lebhafte Anteilnahme für die Vorgeschichte zunächst Oberhessens und damit ganz Deutschlands und regt zur tatkräftigen Mitarbeit an. — (Wilhelm Pessler.)

Hans Künkel, Das große Jahr. Zeichnungen von Gustav Wolf. Jena, Diederichs 1922. 67 S. 2 Mk. — Das ganz und gar auf astrologischer Basis stehende Buch will den Wechsel der Aeonen durch die Widderzeit, die Stierzeit usw. bis in die kommenden Zeitalter verfolgen. — (Ed. Hahn.)

S. P. Kyriakides, *Ἑλληνικὴ λαογραφία, μέρος Ι: Μνημεῖα τοῦ λόγου.* Athen, Sakellarios 1923. 447 S. 8°. — Bescheiden lehnt der Vf., ein Schüler des hochverdienten Polites, den Anspruch ab, ein wissenschaftliches Handbuch der griechischen Volkskunde zu bieten; er will nur die Aufgaben und das Ziel einer solchen angeben und für die notwendige Sammelarbeit Helfer werben. Trotzdem wird der Forscher den reichen, in übersichtlicher Weise geordneten Stoff mit den nötigsten Literaturangaben in dem vorliegenden, die sprachliche Seite der Volkskunde behandelnden Bande dankbar begrüßen. In 17 Kapiteln spricht K. von den Liedern, Segen, Verwünschungen, Fluch-, Schwur-, Grußformeln, von den Sagen, Schwänken, Fabeln, Märchen, Sprichwörtern, Rätseln, Personen-, Orts-, Tier-, Gerätenamen u. a. und gibt für die Aufzeichnung von Texten Anweisung. In der Regel entwickelt er den durch die vergleichende Volkskunde ermittelten Begriff des Einzelgebietes, bevor er sich den griechischen Verhältnissen zuwendet. Der Band bildet die dritte Veröffentlichung des volkskundlichen Archivs in Athen. — (J. B.)

Laographia 7: Mnemosynon N. G. Politu. Athen, Sakellarios 1923. 41, 563 S. — Der stattliche Band ist dem Andenken des Begründers der Zeitschrift Laographia, dem anerkannten Führer der griechischen Volkskunde Nikolaos Polites (1852—1921) gewidmet. Eröffnet wird er durch eine von S. Kyriakides, dem jetzigen Leiter des volkskundlichen Archivs in Athen, verfaßte Biographie und ein mit dem Jahre 1865 beginnendes Schriftenverzeichnis des Verstorbenen, dessen Bildnis beigefügt ist. Dann folgen die von seinen in- und ausländischen Freunden und Schülern eingesandten wissenschaftlichen Beiträge: S. 1 G. N. Bernardakis, Kritische Beiträge zu Thukydides und Xenophon. — 19 P. Kretschmer, Das Schwankmärchen von dem Kraut, das doppelsichtig macht (vgl. Stiefel, oben 7, 79). — 25 M. Deffner, Begrüßungen, Gebete, Verwünschungen, Schwüre und Lieder der Tsakonen. — 41 K. Krohn, Goethes 'finnisches Lied'. — 45 S. Menardos, Geschichtliche Sprichwörter der Kyprier. — 53 F. Hiller und M. Krispi, Zwei attische Beschlüsse. Griechisch-römische Schiffe. — 61 A. Buturas, Über die Ausdrücke Kalikantzaros und Drimas. — 65 C. Picard, Sur les réconstructions de l'Artémision d'Ephèse. — 79 G. Vlachogiannes, Das Volk als Dichter. — 82 G. N. Hatzidakis, Sprachliches und Volkskundliches. — 93 F. H. Marshall, An unpublished translation by Jeremias Cacavelas of an italian work describing the siege of Vienna in 1683. — 96 P. Lorentzatos, Über das italienische à la, alla. — 100 Wolfg. Schultz, Das Glück des Lebens und die Gebote der Sittlichkeit in alter Spruchdichtung. — 115 A. G. Pantelides, Die Dichter von Kypros. — 121 G. Anagnostopulos, Über neugriechische Männernamen. — 127 S. Eitrem, Der Leukas-Sprung und andere rituelle Sprünge. 137 J. N. Svoronos, Die Meerzwiebel und das Dach des Odeion. — 177 A. Plassart, Inscriptions de Thespies. — 186 A. J. Wace, A note on Tripolitza. — 189 Chr. Tsuntas, Die Lykier der ältesten griechischen Sagen. — 207 W. H. Roscher, Kleine Beiträge zur Religionswissenschaft und Volkskunde, 1. Omphalos, 2. Lykaion, 3. Alptraum, 4. Der siebente Ochs. — 229 A. E. Phutrides, Der Begriff des Samens in der Mythologie der Zunen. — 243 M. Triantaphyllides, Ntortika. — 259 M. K. Stephanides, Traumbücher. — 266 S. P. Kyriakides, Die Lästerung, eine Sage vom Kreuzesbaum. — 275 S. Deinakis, Vrikolakas und Vordonas. — 285 R. M. Dawkins, The twelve months, a folk-tale from Pontos. — 292 H. Pernot, Remarques sur le dialecte de Chio. — 304 H. Hepding, Einige neugriechische Schwänke. — 315 Ph. Kukule, Kallikantzaren. — 329 A. D. Keramopulos, Ein athenischer Musiker in Tanagra. — 335 K. J. Amantos, Sprachliches aus Chios. —

316 K. A. Romaios, Die Pflugschar bei der Hochzeit. — 369 S. Xanthudides, Familiennamen aus Kreta. — 385 G. D. Kapsales, Die Türken nach den Sprichwörtern des griechischen Volkes. — 422 D. C. Hesseling, Les mots désignant le palais (de la bouche) en grec et en hollandais. — 426 D. E. Oikonomides, Eine pontische Überlieferung. — 428 F. Drexl, Das Traumbuch des Patriarchen Germanos. — 449 J. K. Bogiatzides, Die Frage der Krönung des Konstantin Palaiologos. — 457 B. Phabes, Der Bräutigamskuß. — 460 J. E. Kalitzunakis, Über die Gedichte des Prodromos. — 465 G. A. Megas, Überlieferungen über Krankheiten. — 521 D. M. Sarros, Übereinstimmende Worte in Epirus, Macedonien und Thracien. — 543 S. Kugeas, Heilige Satzung für Hygieia in Epidauros. — 556 K. M. Konstantinopulos, Der Vorsteher des Papikion. — (J. B.)

Friedr. Lüers, Volkskundliche Studien aus den bayrischen und nordtiroler Bergen (Alpenfreund-Bücherei, Band 9). München, Verlag Der Alpenfreund G. m. b. H. 1922, 96 S. — In dem geschmackvoll ausgestatteten und mit gutem Abbildungsmaterial versehenen Büchlein sammelt Fr. Lüers 6 volkskundliche Studien, die gewiß viele und dankbare Leser finden werden. In der ersten und umfangreichsten Studie (S. 3—30) behandelt Lüers 'Altbayerische Sitten und Bräuche im Kreislauf des Jahres' in anregender Weise, gibt Sprüche und Verse wieder, so daß wir, da auch noch wertvolle Abbildungen hinzutreten, so vom Pfingstl oder Wasservogel, Perchten-Masken, vom Bändertanz u. a., ein lebensvolles Bild des volkskundlichen Jahres in den bayrischen Bergen erhalten. Die 2. Studie (S. 31—50) macht uns näher mit den Schnaderhüpfeln bekannt, behandelt kurz das Wort 'Schnaderhüpfel', die literarische Überlieferung und den Rhythmus, woran sich eine Betrachtung des Inhaltes schließt. In der 3. Studie (S. 51—72) gibt Lüers Mitteilungen über 'Volkskundliches aus Steinberg beim Achensee in Tirol', wo sich wegen der Abgeschlossenheit des Ortes neben altem Sprachgut auch alte Sitten und Gebräuche reiner als in anderen Gegenden erhalten haben. Bemerkenswert sind die ganz jungen Sagen, die sich auch hier an (zwei) italienische Goldwäscher, die 'Venedigermandeln', geknüpft haben (S. 63—66). Dem Weihnachtsbaum, seiner Bedeutung und Verbreitung, ist der 4. Aufsatz gewidmet (S. 73—77). Über 'Die Klausen und den Klausenschlag in den bayrisch-tirolischen Bergen' finden wir in der 5. Studie (S. 79—88) dankenswerte Aufschlüsse (dabei ist nach S. 81 zuerst S. 83 und dann S. 82 zu lesen). Die 6. Studie endlich (S. 89—96) bringt 'Einiges über Kuhnamen'. — (Hans Findeisen.)

A. Mailly, Allerlei Merkwürdigkeiten vom Wiener Stephansdom. Wien, H. Kirsch (1923). 46 S. — Sagen vom Kegelspiel auf dem Turm, von den grotesken Steinbildern, den vier Gekrönten u. a. — (J. B.)

J. Manninen, Die dämonistischen Krankheiten im finnischen Volksglauben, vergleichende volksmedizinische Untersuchung. Helsinki 1922. 253 S. (FF Communications 45). — Wie allen Naturvölkern erscheinen den Finnen die Krankheiten nicht als Störungen der Funktionen des Organismus, sondern als hervorgerufen durch feindliche Mächte, Geister oder zauberkräftige Menschen. Es sind, wie der Vf. aus sorgfältiger Benutzung eines umfänglichen hsl. und gedruckten Materials nachweist, sowohl die Toten wie die Erd-, Wald- und Wassergeister (Väki, d. h. Völkchen genannt), ferner Wind-, Feuer- und Hausgeister, die man als Schädlinge fürchtet, endlich personifizierte Krankheiten, die in Hahnes- oder Menschengestalt auftreten: die Pest, die Pocken und das Wechselfieber. Gefährlich ist es, jene Geister durch Berühren oder Verunreinigen zu reizen oder selber zu erschrecken, und geboten, sie, sobald man die Ursache der Krankheit erkannt hat, durch Segenssprüche und Opfer zu versöhnen. Das Wechselfieber versucht man zu erschrecken oder zu täuschen, vor den Pocken aber beugt man sich in demütiger Verehrung. Die Wirkung der Dämonen äußert sich in Besessenheit, Alpdrücken oder als Biß, Schlag, Schuß. Mehrfach wird Einwirkung germanischer und russischer Anschauungen und Bräuche (S. 164 das Messen) nachgewiesen. — (J. B.)

N. Melkova, Igry kirgiz (Spiele der Kirgisen). Trudy Orenburgskogo Obščestva Izučenija Kirgizskogo Kraja, vypusk I, Orenburg 1921, S. 41—77. — Ausführliche Beschreibungen sowohl von Spielen der Erwachsenen als von Kinderspielen, im ganzen 32 Nummern, meistens mit genauer Angabe des Aufzeichnungsortes. In der Einleitung ein Fragebogen über kirgisische Spiele (29 Fragen), sowie ein reichhaltiges bibliographisches Register über Spiele, Wettrennen und Ringkampf bei den Kirgisen (37 Nummern). — Ein Exemplar der in sehr kleiner Auflage gedruckten, außerhalb Rußlands fast unerreichbaren Zeitschrift befindet sich im Besitze der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat. — (W. Anderson.)

E. Mogk, Novellistische Darstellung mythologischer Stoffe Snorris und seiner Schule. Helsinki 1923. 33 S. (FF Communications 51). — Als im 13. Jahrh. die Edda entstand, hatte Island bereits 200 Jahre unter dem Einflusse abendländischer Kultur gestanden, und diese regte Snorri an, aus den schriftlich und mündlich überlieferten Göttersagen mit eigener Phantasie und Kombinationsgabe neue Erzählungen zu

schaffen. So verband er vier selbständige Stoffe zur Baldr-Sage, drei andere zu Thors Fahrt zu Utgardaloki und verfuhr auch bei dem Vanenkriege und dem Ursprunge des Dichtermets frei gestaltend. — (J. B.

Hugo Mötefindt, Zur Geschichte der Barttracht im alten Orient. Leipzig, Dieterich 1923. IV, 64 S. — Dieser Abschnitt aus einem größeren Werke über die Barttracht verfolgt die fünf Typen der Bartlosigkeit. der Fräse mit glattrasierter Oberlippe, des Vollbarts, des Vollbarts mit Lockenwickeln und senkrechten oder wagerechten Bändern und des Schnurrbarts während der fünf Jahrtausende v. Chr. in Vorderasien und bringt ihre Verbreitung S. 61 in einer interessanten Tabelle zur Anschauung. Die 1. Tracht ist in Ägypten herrschend, die 2. stammt aus Südarabien und der Somaliküste und erscheint bei ägyptischen Königen als umgehängter Falschbart, die 3. gehörte einem anderen semitischen Stamme an, die 4. ist assyrisch. Für wechselnde Herrschaft waren teils religiöse, teils politische Gründe maßgebend. — (J. B.

Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Tafeln und 2 Karten. (Sammlung Göschen Nr. 126.) 3. verb. Aufl., Berlin-Leipzig, de Gruyter 1920. — Von den Hilfswissenschaften der Volkskunde sind Stammeskunde und Urgeschichte grundlegende. Da die Stammeskunde vornehmlich die Zusammensetzung des Volkes zu behandeln hat, diese aber die jetzige Gestaltung, die Verbreitung der Äusserungen des Volkstums unmittelbar bedingt, so ist die Stammeskunde für jeden Volksforscher notwendig, mithin Muchs bekanntes Büchlein, das nun in dritter Auflage vorliegt, als beste kurze Zusammenfassung auf diesem Gebiete ein unentbehrliches Hilfsmittel für die deutsche Volkskunde. — (Wilhelm Pessler.)

Gustav Neckel, Die altnordische Literatur. (Aus Natur und Geisteswelt nr. 782. Leipzig-Berlin, Teubner 1923. 119 S., geh. 1,20 M., geb. 1,50 M. — Durch das weite Gebiet der altnordischen Literatur, die jetzt durch die Sammlung 'Thule' (s. u.) erschlossen ist, bietet sich das inhaltreiche, außerordentlich fesselnd geschriebene Buch Neckels als kundiger Wegweiser dar. Wer N.s sonstige Arbeiten kennt, weiß, wie gerade dieser Forscher bestrebt ist, aus der altnordischen Literatur auch für die Volkskunde Gewinn zu ziehen. Auch diese Schrift nimmt dazu vielfach Gelegenheit; verwiesen sei besonders auf die Ausführungen über die folkloristischen Elemente der Sagas (S. 109ff.) — (F. B.)

Erland Nordenskiöld, Traumsagen aus den Anden. Mit Bildern von H. Eldh. Stuttgart, Strecker & Schröder 1922. 90 S. — Der bekannte schwedische Südamerikaforscher bietet hier in eigner Übertragung neun Stücke, die man als Kunstmärchen unter starker Benutzung volkstümlicher Elemente bezeichnen darf. Aus seinen früher veröffentlichten Aufzeichnungen unter den Indianern Boliviens brachte u. a. der Band 'Indianermärchen aus Südamerika' hrsg. von Th. Koch-Grüneisen (Jena, Diederichs 1920) einige Proben. Die 'Traumsagen' sind reizvolle und geglückte Versuche, die phantastische Fabulierlust der Indianer in dichterische Kunstformen zu bannen. Eindrucksvoll, vor dem gewaltigen Hintergrund der Anden spielend, hebt sich die Handlung dieser in der Tat ganz aus einer Traumstimmung geborenen Erzählungen ab. Öfter mutet ihr Vorwurf allzu zart an, doch erklingen dazwischen auch kräftige Töne, die man mit der rauhen Gebirgswelt eher in Einklang zu bringen vermag. Über allem aber liegt der Schleier übernatürlichen Geschehens. Die Grenzen zwischen Menschen-, Tier- und Geisterwelt sind verwischt: Verwandlungen der Gestalt erlauben den Übergang in eine beliebige Sphäre, und selbst der Tod bedeutet hier kein Ende des Daseins. Die 10 Holzschnitte und die gute Ausstattung erhöhen das Gefallen an dem eigenartigen Bändchen. — (A. v. Löwis of Menar.)

F. Ohrt, Cyprianus, hans Bog og hans Bøn. Danske Studier 1923, 1—21. — Den Namen des durch Justina bekehrten Zauberers Cyprian von Antiochia trägt ein griechisches und lateinisches Gebet des Mittelalters; dies gab im 17. Jahrh. den Anlaß, ihm auch dänische Zauberbücher zuzuschreiben, die in Deutschland den Namen des Dr. Faust trugen. — (J. B.)

F. Ohrt, En sjaellandsk Mane-og Signebog (Aarbog Historisk Samfund for Københavns Amt 1923). 15 S. — Abdruck eines dänischen, auf ein byzantinisches Original zurückgehenden Cyprianus-Gebetes wider Behexung, mit Erläuterungen.

Pantschâkhyâna-Wârttika, eine Sammlung volkstümlicher Märchen und Schwänke, vollständig verdeutscht von J. Hertel. Leipzig, H. Haessel 1923. XVI, 209 S. (Indische Erzähler, Bd. 6). — Dieser von Hertel aus dem Alt-Gudscharati übersetzte 'Kommentar zum Pantschatantra' ist eine freie Bearbeitung des berühmten altindischen Erzählungswerkes, die ein ungelehrter, dem Dschainaglauben huldigender Volksdichter im Nordwesten Indiens vor 1673 abfaßte. Dieser 'Dorfdichter' hat zwar die in Sanskrit abgefaßten Überschriftstrophen aus der schriftlichen Überlieferung entnommen, sie aber vielfach nicht verstanden und daher ihnen häufig ganz andere Erzählungen angehängt, so daß sich unter den 48 Geschichten nicht weniger als 22 neue, in der älteren Überlieferung fehlende finden. Darüber hatte

Hertel bereits 1914 in seinem Pañcatantra S. 124 eingehend berichtet. Den Text hat er 1922 in den Schriften des Leipziger Forschungsinstituts für Indogermanistik veröffentlicht. Wieviel Schwierigkeiten dessen Verständnis bei dem Mangel grammatischer und lexikalischer Vorarbeiten bot, erläutert Hertel im vorliegenden Bande S. 171, indem er die aus dem erstaunlichen Verfall im Konsonantismus der indischen Volkssprachen arischen Stammes herrührende Vieldeutigkeit von Wörtern verschiedener Herkunft an einem Beispiel auch dem Laien veranschaulicht: in einer Erzählung Hêmawidschajas antwortet der Held auf 15 verschiedene Fragen mit einem einzigen aus zwei Worten bestehenden Satz, der also 15 verschiedene Bedeutungen hat. — (J. B.)

Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, herausgegeben von Johannes Bolte. 1. Teil: Die älteste Ausgabe von 1522. (Alte Erzähler, 1. Band.) Berlin. H. Stubenrauch 1924. 36 + 418 Seiten. Halbleinen 22 M. Vorzugsausgabe in Ganzleder 150 M., in Halbpergament 100 M. — Bei der doppelten, kultur- und literaturgeschichtlichen Bedeutung der Schwanksammlung des elsässischen Barfüßers Pauli ist es eine hochwillkommene Gabe, die Herausgeber und Verleger dem volkskundlich Interessierten und Tätigen, der bisher auf Oesterleys Ausgabe (1866) angewiesen war, mit dieser Neuausgabe auf den Weihnachtstisch gelegt haben. Der vorliegende erste Band enthält den wortgetreuen, von offensichtlichen Versehen und Druckfehlern befreiten und nur in einigen Äußerlichkeiten dem heutigen Leser angepaßten Text der Straßburger Originalausgabe vom Jahre 1522. Vorausgeschickt ist eine Einleitung über Paulis Leben und Schriften mit besonderer Berücksichtigung seiner Schwanksammlung. In aller Kürze hat Bolte aus dem unerschöpflichen Vorrat seines Wissens auf diesem Gebiete der populären Literatur alles zusammengestellt, was für das Verständnis dieses treuherzig-derben Buches vonnöten ist. Mit dem Hinweis auf einen zweiten Band, der u. a. die Zusätze der späteren alten Ausgaben, vor allem aber einen ausführlichen, die Quellen und Varianten berücksichtigenden Kommentar enthalten soll und damit der Wissenschaft Oesterleys Ausgabe vollends entbehrlich machen wird, weckt er in uns ein neues pium desiderium, auf dessen Erfüllung wir hoffentlich nicht lange warten müssen. Anderseits muß hervorgehoben werden, daß der vorliegende 1. Teil für den weiteren Kreis der Freunde dieser Literaturgattung ein durchaus einheitliches, für sich zu genießendes Ganzes darstellt. Ein besonderes Lob verdient die äußere Form, die der Verleger dem Erstling der von ihm geplanten Sammlung 'Alte Erzähler', deren Gesamtleitung ebenfalls in Boltes Hände gelegt ist, gegeben hat. Titelblatt und Umschlag sind mit Holzschnitten der Ausgaben von 1535 und 1548 geziert, der Text in einer prächtigen, derben Fraktur mit schnittigen Initialen im Stile der Zeit auf bestem, in alter Manier gestreiften Papier abgedruckt. Ist schon die gewöhnliche Ausgabe eine Zierde jeder Bücherei, so hat der Verleger durch Herstellung einer beschränkten Zahl besonders reich ausgestatteter Vorzugsausgaben auch für die Befriedigung anspruchsvollerer Bibliophilenwünsche gesorgt. — (F. B.)

W. Pessler, Heimatforschung auf dem Lande. Hannoversches Tageblatt vom 25. XII. 1923. — Winke für sammelfreudige Laienmitarbeiter in dörflichen Kreisen.

J. Qvigstad, Lappischer Aberglaube (Kristiania etnografiske museums skrifter I, 2). Kristiania, Brøgger 1920. 95 S. 4⁰. — Die Sammlung beruht in ihrem Hauptbestand auf den Aufzeichnungen zweier Lappen aus Nesseby in Ost-Finnmarken und zahlreichen lappischer oder unter Lappen wohnhaft gewesener Volksschullehrer; einiges hat der Verf. auf seinen Reisen aufgezeichnet. Die einzelnen Notizen werden zum großen Teil zunächst in der Ursprache, dann in Übersetzung gegeben und durch angehängte Anmerkungen mit Parallelen besonders aus norwegischem, schwedischem and finnischem Volksglauben belegt, der vielfach überhaupt als Quelle für den der Lappen anzusehen ist. Die in der üblichen Weise in Kapitel (Liebe, Ehe, Geburt usw.) eingeteilte, 387 Nummern umfassende Sammlung ist für die Erforschung des Volksglaubens von großem Werte. Neben besonderen Anschauungen, die durch die Lebensumstände der Lappen bedingt sind, finden sich Analogien zum Aberglauben anderer Völker, auch des Altertums, in großer Zahl und oft frappanter Ähnlichkeit. — (F. B.)

Ferdinand Frhr. von Reitzenstein, Das Weib bei den Naturvölkern. Mit 265 Abb. im Text und 11 Tafeln. Berlin, Neufeld & Henius o. J. (1923). XII, 485 S. geh. 40 M., geb. 45 M. — Von dem Werke 'Das Weib' von Ploss-Bartels, dessen 11. Auflage Reitzenstein soeben herausgegeben hat, unterscheidet sich das vorliegende Buch des bekannten Anthropologen und Sexualforschers in mehrfacher Beziehung, vor allem in seiner Beschränkung auf die Naturvölker, ferner u. a. in dem Streben, die Überfülle der Einzeltatsachen von modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus zu gruppieren und zu erklären. So werden z. B. in dem einleitenden Kapitel die heute im Vordergrunde der Sexualforschung stehenden geheimnisvollen Vorgänge der sog. inneren Sekretion eingehend besprochen. Aus

demselben Grunde erklärt sich wohl die Einfügung längerer Exkurse über Fragen allgemeineren Charakters, Entstehung der Ehe, Ursprung der Kleidung u. a. m. Es ist bekannt, eine wie große Rolle auch in der Volkskunde der Kulturvölker die sexuelle und kulturelle Sonderstellung des Weibes spielt, und so wird man denn das vom Verleger in jeder Beziehung, vor allem mit Abbildungen verschwenderisch ausgestattete Werk, das der Verfasser sehr mit Unrecht als ein 'Bändchen' bezeichnet, auch für unsere Wissenschaft mit Erfolg und vollem Vertrauen benutzen können, wenn es sich darum handelt, volkskundliche Erscheinungen auf dem bezeichneten Gebiete durch Vergleiche mit den meist deutlicher zu Tage liegenden Parallelen aus dem Leben der Primitiven verstehen zu lernen. — F. B.

Julius Richter, Die Religionen der Völker. (Geschichtswerk für höhere Schulen, hrsg. von A. Reimann. III. Teil: Ergänzungsbände Bd. I.) München und Berlin, Oldenburg 1923. IV, 110 S. — Für den systematischen religionsgeschichtlichen Unterricht, der nach neueren Bestimmungen unter gewissen Voraussetzungen in den Oberklassen der höheren Schulen neben den Religionsunterricht treten darf, fehlte es bisher an einem brauchbaren Leitfaden für Lehrer und Schüler. Im Rahmen des auf modernen Grundsätzen aufgebauten geschichtlichen Unterrichtswerks, das der frühere Berliner Stadtschulrat herausgibt, durfte daher ein solches Lehrbuch nicht fehlen. Richter, Vertreter der Missionswissenschaft an der Berliner Universität, gibt einen zusammenhängenden Überblick über die Religionen zunächst der Primitiven, dann der Vorderasiaten, Ägypter, Griechen, Römer und Germanen. Mit besonderer Liebe verweilt er auf seinem Spezialgebiet, den indischen und ostasiatischen Religionen. Das Schlußkapitel behandelt die drei monotheistischen Religionen. Bei der Darstellung der ersten Phasen der griechischen Religion könnte die Bedeutung der primitiv-populären Vorstellungen gegenüber der Götterwelt Homers vielleicht noch stärker hervorgehoben werden. Als Ganzes wird das Werk seinen speziellen Zweck vorzüglich erfüllen und darüber hinaus belehrend und aufklärend wirken können. — (F. B.)

Wilhelm Heinrich Riehl, Vom deutschen Land und Volke. Eine Auswahl. Herausgegeben von Paul Zaunert. Jena, Diederichs 1922. XXXII, 268 S. geb. 7 M. — Nach einer liebevoll eingehenden Darstellung von Riehls Leben und Schaffen gibt Zaunert eine vortreffliche Auswahl aus den Werken dieses vielseitigen Pioniers unserer Wissenschaft, und zwar vorzugsweise aus seiner 'Naturgeschichte des Volkes' (1853—1859). Gar vieles davon liest sich, als ob es für unsere gärende Zeit geschrieben und nicht von einem Manne verfaßt wäre, dessen Geburtstag sich 1923 zum hundertsten Male jährte. Gewiß hätte man dieses Tages mit größerem Nachdruck gedacht, wenn Riehls Werke mehr gelesen würden. Die vorliegende Auswahl ist vorzüglich geeignet, den Weg zu ihm zu finden und auch zu einem umfassenderen Kennenlernen seiner sonstigen Schriften anzuregen. — F. B.)

Karl Rosenow, Sagen des Kreises Schlawe. Rügenwalde i. Pom., Albert Mewes, o. J. (1921). — Zu den rühmlich bekannten Sagensammlungen von Knoop (aus dem östlichen Hinterpommern), Jahn und Haas tritt hier ein schönes Buch von 122 Seiten, das unsern vollen Beifall verdient. Knoop hat dem Verfasser, der seit einem Menschenalter in seiner Gegend das Volk belauscht hat und in seinen Arbeiten die Unterstützung der Regierung erhält, noch ungedruckten Stoff zur Verfügung gestellt, und auch Haas hat seine Unterstützung nicht versagt. Dazu hat Rosenow auf eigenen Fahrten viel Neues gehoben. Seine Quellen verzeichnet er gewissenhaft und gibt dankenswerter Weise auch an, was von älterem Sagenbestande noch heute im Volke lebt. Sein Buch bildet den ersten Band einer 'Heimatkunde des Kreises Schlawe'. Die folgenden sollen enthalten: Schwänke aus Zanow; Aberglauben, Hexenprozesse, Volkslieder, alte Sitten und Gebräuche; Ortskunst und Geschichte. Dieser Stoff soll sich auf vier Bände verteilen, und wir dürfen sie nach jener ersten Leistung mit heller Freude erwarten. Dem ersten Band sind übrigens noch recht stimmungsvolle Bilder beigegeben, Federzeichnungen von Richard Zenke, einem begabten Kinde der alten Stadt Rügenwalde. — (Hermann Kügler.)

S. V. Savčenko, Russkaja narodnaja skazka (Istorija sobiranija i izučenija.) [Das russische Volksmärchen, Geschichte seiner Aufzeichnung und Erforschung] Kijev 1914, IX und 543 S. — Da m. W. dieses Hauptwerk über das russische Märchen nur eine einzige Besprechung in deutschen Zeitschriften gefunden hat (Polívka, Archiv f. slav. Phil. 36, 1916, 573–5), halte ich es für nützlich, hier nochmals darauf hinzuweisen. — Dem eigentlichen Thema voraufgehen Bemerkungen zur Terminologie und Einteilung und zur Abgrenzung des Märchens gegenüber den verwandten Gruppen. Auch die formalen Elemente der Erzählung und die Träger der Überlieferung werden besprochen. Hier vermißt man oft ein tieferes Eindringen in die Zusammenhänge: S. beschränkt sich im wesentlichen auf eine knappe Darlegung des bekannten Materials. Wichtiger ist die sich anschließende kritisch-bibliographische Übersicht über die Aufzeichnungen und Sammlungen, die mit Hinweisen auf die legendarischen

und sagenhaften Bestandteile der älteren schriftlichen Überlieferung (Chroniken, Legenden u. a.) eingeleitet wird. Diese Mitteilungen wecken den Wunsch nach eingehenderer Behandlung der Materie, die reiche Aufschlüsse über die Stoff- und Stilgeschichte der russischen volkstümlichen Überlieferung zu geben vermöchte. Soviel geht auch aus S.s Ausführungen hervor: die russische, auf das 9.–12. Jh. zurückgehende Überlieferung verrät die Kenntnis von Sagen, Legenden, kurzen Schwänken und Märchenmotiven, aber noch nicht vollständigen, novellenhaft ausgesponnenen Märchen. Diese dringen in späterer Zeit von Süden und Westen her ein, werden jedoch erst im 18. Jh. aufgezeichnet, nachdem das 17 mit kürzeren Erzählungen meist schwankhaften Charakters begonnen hatte. Daneben läuft, schon mit dem 11. Jh. einsetzend, eine umfangreiche Übersetzungsliteratur, die viel märchenhaftes Gut enthält, auf die mündliche Tradition einwirkt, andererseits aber sich auch von ihr bereichern läßt. S.s Darstellung, die hier besonders auf den Arbeiten des bekannten russischen Literarhistorikers Sipovskij ruht, zeigt, wie wenig noch die Forschung in die Geschichte der älteren Unterhaltungsliteratur eingedrungen ist. — Die kritische Bibliographie S.s der Aufzeichnungen des 18.–20. Jh., ist von unersetzbarem Wert für einen jeden, der sich mit dem russischen Märchen vertraut machen will. Einige Lücken, die Polívka aufgezeigt hat, besagen dabei nicht viel. Ergänzend möchte ich hier die Frage zur Diskussion stellen, warum wohl S. die Russkija zavětnyja skazki' ('Russische geheime Märchen') Genève o. J. (etwa 70er Jahre) dem bestens bekannten Märchenforscher A. N. Afanas'jev zuschreibt. Ich habe in dieser derb erotischen Sammlung und in ihrer französischen und englischen Übersetzung keinen Anhaltspunkt dafür gefunden, außer etwa in dem Umstand, daß als Fundort einiger Stücke das Gouv. Voronež angegeben ist, in dem gelegentlich auch Afanas'jev gesammelt hat. Dagegen jedoch spricht entschieden der Erzählstil jener Sammlung, ferner der Inhalt des Vorworts, der kaum von einem gelehrten Volkskundler herrührt, und endlich die mit A.s Charakter schwer zu vereinbarende Aufnahme einiger ungewöhnlich schmutziger Stücke. — Im zweiten Teil seiner Arbeit behandelt S. übersichtlich die Geschichte der Erforschung der Märchen im Westen und in Rußland und tritt dafür ein, die Theorien der Mythologen und Anthropologen mit denen der Literarhistoriker (Entlehnung und Wanderung) in Übereinstimmung zu bringen. — Anregend wirkt S-kos Buch nach mancher Richtung. Wir besitzen heute in Deutschland noch nichts, was sich diesem Kompendium über das russische Märchen zur Seite stellen ließe. Erst der in Vorbereitung befindliche 4. Band der 'Anmerkungen zu den KHM. der Brüder Grimm' wird diese Lücke teilweise füllen, doch gewiß in mancher Hinsicht über S.s Ergebnisse hinaus zu größerer Klarheit über Wesen und Entstehung des Märchens führen. — (A. v. Löwis of Menar.)

Otto Schönermark, Die schönsten Harz-Sagen aus Thale, dem Bodetal, Treseburg und Altenbrak. 3. verm. Aufl. (Aus Deutschlands Sagenschatz. Eine Sagen- und Märchen-Anthologie, Hrsg. v. Rud. Stolle, 2. Teil). Braunschweig, E. Appelhans u. Comp. 1923. 56 S. — Die Sammlung, die sich in der Ausstattung an die unten angezeigte von Rud. Stolle anschließt, enthält 45 Nummern, zumeist nach Pröhle und Th. Nolte. Zu Nr. 7 (Die 3 Prinzessinnen) s. Bolte-Polivka II, 297—318 u. II, 503. Auch hier erscheinen Venediger als Schatzsucher (Nr. 6, Nr. 10 [S. 19] und Nr. 37), Nickelmänner, Wassermänner und Nixen (Nr. 16). Vor Wassernot erscheint in Thale eine weiße Frau (Nr. 17). — (Hans Findeisen.)

Eduard Schoneweg, Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensberg. Ein Beitrag zur niederdeutschen Volks- und Altertumskunde. Bielefeld, E. Gundlach 1923. — Bereits 1911 hat Verf. dasselbe Thema im 25. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld behandelt. Das jetzt vorliegende, vorzüglich ausgestattete Buch mit vielen guten Abbildungen gibt ein vielfach vervollständigtes Bild einer nun in Fabrikbetrieb übergegangenen alten Hausindustrie mit allen ihren in einzelnen Kapiteln übersichtlich gesonderten technischen und sprachlichen Erscheinungen sowie den anknüpfenden volkstümlichen Anschauungen und Gebräuchen. Der Wert des trefflichen Buches beruht vor allem auf der liebevollen Hingabe an die Heimat mit ihrem biederen Volkstum, der Gründlichkeit der Untersuchung und fesselnden Darstellung. So ist das Werk nicht nur für Archäologen, Volkskundler, Kulturhistoriker und Germanisten von größtem Wert, sondern für alle, die an der niederdeutschen Sprache und am niederdeutschen Volkstum irgendwie Anteil nehmen. Dem Verlage muß für die musterhafte Ausstattung des Buches höchste Anerkennung gezollt werden und für den Mut, in heutiger schwerer Zeit so viel Mittel, Liebe und Sorgfalt daran zu wagen. — (K. Brunner.)

Walther Schulz, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. 2. Aufl. (Mannus-Bibliothek, hsg. von G. Kossinna, Nr. 11). Leipzig, Kabitzsch 1923. 146 S. — Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Hausforschung in dem nunmehr in 2. Auflage erschienenen Werke von W. Schulz eine Verbreiterung gefunden hat, die neben den Sprachdenkmälern allein die Entstehung und Entwicklung des germanischen Hauses

aufhellen kann. Freilich stehen wir trotz der vorsichtig abwägenden, in ihren Schlüssen zurückhaltenden Arbeitsweise des Verfassers noch immer vor vielen ungelösten Fragen. Die Vermutung, daß z. B. das Vorhallenhaus von den nordindogermanischen Illyriern übernommen und nach Ostdeutschland übertragen worden sei, bedarf noch sehr der Bestätigung. Empfehlenswert würde es ferner sein, den Spuren des Grubenhauses auch in der vorgeschichtlichen Forschung nachzugehen, da Linné noch lebende Beispiele gesehen hat. Bei den sogenannten 'Herdgruben' sollte das Augenmerk darauf gerichtet sein, ob hier nicht in vielen Fällen Dörrgruben für Getreide vorliegen, die im nördlichen Rußland noch verbreitet, im alten Skandinavien wohl auch nicht unbekannt gewesen sind. Das sind einige Fragen, die durch das Schulz'sche Werk nahegelegt werden, die aber die wertvolle Arbeit in ihrer Gediegenheit nicht herabmindern sollen. — (Robert Mielke.)

H. Schumacher, Der Ackerbau in vorrömischer und römischer Zeit (Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das römisch-germanische Zentralmuseum, Nr. 1. Mit 10 Abbildungen. Mainz, L. Wilkens, 1922. 24 S. 2,50 M. — Über den eigentlichen Zweck hinaus, dem weitesten Laienpublikum Belehrung und Anregung zu verschaffen, bringt dieses Heft durch die scharfe Heraushebung eines besonderen Sachgebietes auch den Kenner mancherlei Förderung. Die einzelnen Formen der Ackerbaugeräte (Hacke, Pflug, Egge, Spaten usw.) und der ganzen Wirtschaft (Meierhof) werden in ihrer Entwicklung und in ihren Beziehungen zu Kultur- und Völkerkreisen vorgeführt. — (Wilhelm Pessler.)

Mia Schwarz, Alliteration im englischen Kulturleben neuerer Zeit, hsg. von H. Spies. Greifswald, H. Adler 1923. 36 S. — Die in starker Kürzung erscheinende Lösung einer Greifswalder Preisaufgabe zeigt eine treffliche Ausnützung der philologischen Wissenschaft für die Kulturgeschichte, indem sie der Möglichkeit und den Gründen der Verwendung des speziell germanischen Stilmittels der Alliteration in ae. und me. Zeit und besonders im Kulturleben des 19. Jahrh. in Poesie und Prosa, Theologie, Journalismus, Politik, Reklame, Titeln usw.) nachgeht. Bestimmend wirkte der konservative Zug und die Willensenergie des Engländers. — (J. B.)

F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. 6: Das deutsche Lehnsprichwort, 2. Teil. Halle a. d. S., Waisenhaus 1923. IX, 202 S. Grundpreis 3,60 M. — 7: Das deutsche Lehnsprichwort, 3. Teil: Anhang zu 5 und 6, ebd. 1923, 65 S. 1 M. — 8: Das deutsche Lehnsprichwort, 4. Teil: Das deutsche Sagwort und anderes. Ebd. 1924, V, 176 S. 4 M. — Diese drei Bändchen bringen das lang und gründlich vorbereitete, ungemein nützliche Werk, dessen Beginn oben 30, 122 angezeigt wurde, zum glücklichen Abschluß. Hatte Seiler das erste Bändchen mit einem Verzeichnis der alleinstehenden deutschen Sprichwörter und Redensarten beschlossen, die aus der Lebensweisheit älterer Kulturvölker, aus der antiken Literatur und der Bibel, herübergenommen sind, so bietet er im zweiten eine Quellenkunde und Geschichte derjenigen, die sich mit andern umfassenderen Gedankengruppen zusammenschließen. In etwa 150 Artikeln (wie Aal, Adel, Auge, Füchse, Glück, Narr, Weib, zwischen Hand und Mund) zählt er die verschiedenen antiken, mittelalterlichen und neueren Fassungen derselben Gedanken auf und zeigt die interessante, oft überraschende Entwicklung, die ein Erfahrungssatz, eine Fabel oder ein Vergleich in anderer Umgebung oder Zeit durchmacht. Wer denkt heut noch daran, daß die Redensart 'einem das Maul stopfen' aus einer antiken Fabel entlehnt ist oder daß es ursprünglich nicht hieß: Den Mantel nach dem Winde drehen, sondern das Segel? Daß 'Du weißt nicht, wo mich der Schuh drückt' auf ein Apophthegma des Aemilius Paulus zurückgeht oder daß der oft gebrauchte Gegensatz von Honig und Galle bereits durch den lateinischen Reim mel und fel formelhaft wurde? Anderseits sind Sprichwörter, die erst im Deutschen Alliteration oder Reimbindung erhielten (Schlimm sucht Schlemm, Rat und Tat, Freunde in der Not gehn zehn auf ein Lot, einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul) trotzdem antiken Mustern nachgebildet. Anziehende Darlegungen erhalten wir z. B. über die Entwicklung der Begriffe Vaterland, Glücksrad, Irrtum und Sünde, über 'die Zeit, da Bertha spann', über die Redensart 'Wurst wider Wurst'. Wenigen dürfte bekannt sein, daß die Vorstellung von dem Leder fressenden Hunde, die durch Horaz (Sat. 2,5, 83) verbreitet wurde, auf einem Mißverständnis des griechischen χόριον (Nachgeburt = corium (Leder) beruht. Auch die Redensart 'Den Stall zutun, wenn das Pferd gestohlen ist' erwuchs aus einem falsch aufgefaßten Verse Juvenals (13, 129), der von der Sitte redet, nach einem Todesfalle zum Zeichen der Trauer die Tür zu schließen. Für den Lehrer des Deutschen sind manche fruchtbare Stoffe, etwa die Beispiele und Vergleiche, durch die das Sprichwort vergebliche Arbeit oder Jugend kennzeichnet, zu finden. Die Darstellung ist knapp, aber übersichtlich gehalten; wir Deutsche sind ja jetzt gezwungen, im kleinsten Raum die größte Kraft zu entwickeln. — Das 3. Bändchen bringt Register der im 2. vorkommenden deutschen Sprichwörter, sowie der mittel- und neulateinischen und griechischen Sprichwörter aus Bd. 1 und 2.

Das 4. liefert zunächst den Nachweis, daß auch die sog. apologischen Sprichwörter oder Sagwörter, wie sie Seiler betitelt, im griechischen Altertum ihre Vorläufer und Vorbilder haben. Dieselbe witzige Gegenüberstellung einer Handlung und einer unerwarteten Bemerkung darüber, die etwa das Deutsche zeigt: 'S ist nur ein Übergang, sagte der Fuchs, da zog ihm der Jäger das Fell ab', findet sich bei Theokrit (15, 77): 'Drin sind alle Frauen, die wir brauchen können, sagte der Bräutigam, da schloß er seine Braut aus'. Quintilian kennt dieselbe Gattung, ebenso das Mittelalter, Luther und seine Zeitgenossen; aus der Gegenwart sind wohl jedem Leser Beispiele lustiger und derber Art geläufig. In einem besonders wertvollen Kapitel (S. 54—115) faßt S. dann zusammen, was uns das deutsche Sprichwort über die Kulturzustände und Anschauungen seiner Entstehungszeit, d. h. des 14.—16. Jahrh., lehrt. Er entwirft hübsche Bilder von Tierwelt, Hauswirtschaft und Reisen, Gasthöfen, Märkten, vom Ehe- und Liebesleben, Tischsitten, kirchlichen Gebräuchen, Aberglauben, Krieg, um endlich einige Lehren hervorzuheben, die für unsre derzeitige Lage passen. Den Beschluß macht ein Verzeichnis der deutschen Sprichwörter aus den vor 1529 entstandenen Sammlungen, auch der in lateinischer oder niederländischer Sprache abgefaßten, das wir als ein bisher fehlendes Hilfsmittel zum Studium der Sprichwörterweisheit unsrer Vorfahren besonders willkommen heißen. — (J. B.)

K. Simrock, Doktor Johannes Faust, Puppenspiel hergestellt. Nach der Ausgabe von 1872 hsg., eingeleitet und um weitere Puppenspieltexte vermehrt von R. Petsch, Leipzig, Reclam [1923]. 140 S. (Universalbibliothek 6378—79). — Petsch, dem wir schon viele wertvolle Forschungen zur Faustsage verdanken, insbesondere die kritische Ausgabe des alten Volksbuches (1911), bietet uns einen Neudruck von Simrocks Rekonstruktion des Puppenspieles und fügt zwei andre Fassungen hinzu, den ältesten Ulmer Text und das junge fränkische (Würzburger) Spiel, das er zuerst in unsrer Zeitschrift 15, 245 veröffentlichte. Eine gut fundierte Einleitung und kritische Beigaben führen den Leser in die Entwicklung des Faustspieles ein. — (J. B.)

Heinrich Sohnrey, Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Walde. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1924. 392 S. geb. 5 M. — In vielen Erzählungen hat Sohnrey bereits das Volksleben seiner Heimatberge anschaulich vorgeführt; hier folgt die seit vierzig Jahren geplante zusammenfassende Schilderung, doch nicht in trockener Aufzählung, sondern in lebensvollen Bildern, die uns mit den Verschiedenheiten einzelner Dörfer, ihrer Mundart und Sinnesart bis auf markante Persönlichkeiten und Begebenheiten bekannt machen. Und es ist hohe Zeit dazu. Denn wenn schon früher neben der naiven gläubigen Schicht ein geistig fortgeschrittener Volksteil bestand, so sind die Auswirkungen des Weltkrieges auf geistigem, gesellschaftlichem und politischem Gebiet auch hier gewaltig. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, die Ereignisse des Lebens- und Jahreslaufes zu besprechen, sondern er gibt in der Einleitung Auskunft über die Geschichte der Landschaft, den Hausbau, die Sprache und hängt mehrere Kapitel über Hausinschriften, Volkstracht, den Hexenglauben, die Gastfreundschaft, den Branntwein, Holzdiebstähle, Ortsneckereien, Töpferweisheit und andre Charakterzüge und Gestalten an. Den Schluß machen 20 Seiten Sprichwörter, geordnet nach den darin ausgesprochenen Lebensanschauungen. Ein Buch, das wir allen Freunden kernhaften deutschen Volkstums warm empfehlen. — (J. B.)

A. Solymossy, Verwandtschaft der ungarischen Volksmärchen mit den orientalischen (Ungarische Jahrbücher 3, 115—134. Berlin 1923). — Obwohl der Märchenschatz der europäischen Völker große Übereinstimmungen zeigt, finden sich doch Typen und stehende Formeln, die jedem Lande eigentümlich sind. Die ungarischen Märchen haben Beziehungen zu einem Gebiete, dessen Mittelpunkt der Kaukasus bildet. — (J. B.)

Rudolf Stolle, Die schönsten Brocken-Sagen für Jung und Alt. 4. Aufl. (Aus Deutschlands Sagenschatz. Eine Sagen- und Märchen-Anthologie. Hsg. von Rudolf Stolle. 1. Teil). Braunschweig, E. Appelhans & Comp. (Rud. Stolle und Gust. Roselieb) 1923. 56 S. — Die Sammlung, die 40 Sagen, in der Hauptsache nach Pröhle, Kuhn und Schwartz und Kahlo enthält, gibt eine Zusammenstellung der auf den Brocken bezüglichen Volksüberlieferungen und wird sich gewiß weitere Freunde, besonders unter der Jugend, erwerben. Des öfteren erscheinen zauberkundige Venediger, die sich aus dem Harz Schätze in ihre Heimat mitnehmen (Nr. 12 und Nr. 20); vgl. auch A. v. Mailly, Sagen aus Friaul und den Julischen Alpen, Leipzig 1922, Nr. 56. — (Hans Findeisen.)

Archer Taylor, Northern Parallels to the Death of Pan (Washington University Studies 10, 3—102. 1922). — Zu Plutarchs Bericht von der aufgetragenen Botschaft von Pans Tod weist T. über 240 Seitenstücke aus Deutschland, England und Skandinavien nach, die von einem elbischen Wesen, einer Katze oder einer Feuersbrunst handeln, und lehnt Mannhardts und G. A. Gerhards Ableitung aus einem Herbstmythus ab. — (J. B.)

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe. Bd. 14—16: Snorris Königsbuch (Heimkringla). Übertragen von Felix Niedner. Jena, Diederichs 1922—1923.

328, 412, 394 S. Mit einer Übersichtskarte. Geh. 23 M., gebd. 34,50 M. — Mit den vorliegenden Bänden nähert sich das überaus verdienstliche Thule-Werk des Diederichsschen Verlages, über dessen frühere Bände größtenteils an dieser Stelle berichtet worden ist, seinen Abschluß. Abgesehen von ihrem hohen künstlerischen und geschichtlichen Eigenwert enthalten diese die Lebensbeschreibungen der norwegischen Könige von den Anfängen bis zum Jahre 1177 umfassenden Berichte so viele Züge, die für die Erkenntnis der gesamtgermanischen Kultur und Geistesrichtung bedeutungsvoll sind, daß sie für die verschiedensten Gebiete der Volkskunde mit größtem Nutzen herangezogen werden können. Die treffliche Verdeutschung Nieders ermöglicht zum ersten Male auch dem Laien einen fesselnden und unbedingt zuverlässigen Weg durch dies weiträumige Gebiet der altnordischen Literatur. — F. B.

Ukrainische Volkskunde. Die rührige 'Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften' in Lemberg hat in den Jahren 1916—1919 manches Wertvolle veröffentlicht. Als 'Beiträge zur ukrainischen Ethnologie', herausgegeben von der Ethnographischen Kommission, Bd. XVI, Lemberg 1916 (XV u. 108 S.) sind 300 'Melodien ukrainischer Volkslieder aus Podolien und dem Cholmer Gebiet' erschienen, redigiert von St. Ljudkewyč, mit einer — gekürzt auch deutsch wiedergegebenen — Einleitung von Ph. Kolessa. — Die Mannigfaltigkeit der rhythmischen Formen dieser Lieder wird von dem Reichtum des melodischen Aufbaues noch übertroffen. Bestimmte Merkmale in der Melodik und Modulation lassen Altersschichten erkennen, die bis ins Mittelalter führen. — In Band XVII der 'Beiträge', Lemberg 1918 (331 S.), handelt Dr. J. Rakovskij umständlich von den Schädeln der Čeremissen, die in alten Gräbern im russischen Gouvernement Kostroma im Jahre 1908 im Auftrage der Ethnogr. Abteil. des Museums Alexander III. in St.-Petersburg ausgegraben worden sind. Der vorliegende Band bildet den ersten Teil der Untersuchung und enthält die Resultate der Messungen. — Band XVIII, Lemberg 1918 (276 S.) ist ein Sammelband ukrainisch-volkskundlichen Materials mit Beiträgen verschiedener Verfasser, unter denen auch I. Franko † 1916 vertreten ist. Der längere Aufsatz M. Dikarevs über die geselligen Zusammenkünfte der ländlichen Jugend in der Ukraine sei hervorgehoben. — Der Band XIX/XX, Lemberg 1919 (IV u. 390 S.), redigiert von V. Hnatjuk enthält gleichfalls Aufsätze und Materialsammlungen einer ganzen Anzahl von Beiträgern. Eröffnet wird der Band mit einer Mitteilung Hnatjuks über die in den Jahren 1915—1919 verstorbenen ukrainischen Volkskundler, unter denen sich auch die in Deutschland bekannteren Forscher I. Franko († 28. Mai 1916) und M. Sumcov, Professor der Universität Char'kov († 1919) befinden. Es folgen eingehende Beschreibungen der Hochzeitsbräuche in verschiedenen ukrainischen Ortschaften. Das Auskaufen des Brautbettes, in dem der Brautführer liegt (S. 72), Abwehr- und Reinigungszeremonien (S. 170: Durchschreiten eines Feuers) sind hier noch im Schwange und werden von zahllosen Liedern, die oft an derber Bildhaftigkeit nichts vermissen lassen, begleitet. Weiterhin folgen Mitteilungen über Sterbe- und Bestattungsbräuche, über die Form der Grabkreuze (mit 21 Tafeln) und über die Ergebnisse anthropometrischer Messungen an rund 250 Personen. Den Beschluß macht ein Aufsatz Hnatjuks über das in der Ukraine verbreitete Lied von der Kindesmörderin (vgl. Erk-Böhme I, 185—188 Nr. 56) und seine volkskundlichen Grundlagen. H. glaubt nachweisen zu können, daß das Lied um die Wende des 16./17. Jahrh. in den Karpathengegenden erstmals bekannt wurde. — (A. v. Löwis of Menar.)

J. de Vries, Over den stijl van volksvertelsels. Vragen des Tijds 1923, 85—104. Haarlem. — Mit R. Berge (Norsk Folkekultur 1, 3—5) unterscheidet der Verf. drei Arten des Märchenstils, den unpersönlichen, den persönlichen und den rhythmischen, und weist auf die Dreizahl, das Fehlen von Beschreibung und die stehenden Formeln hin. — (J. B.)

Ernst Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes. Leipzig, Kabitzsch 1924. X, 184 S. 5 Abb. geh. 5 M., geb. 6 M. — Der Erforscher der ostdeutschen Kultur in jungneolithischer Zeit und der Kultur Südwestdeutschlands in den vorrömischen Perioden gibt einen trefflichen Gesamtüberblick der deutschen Urzeit, der durch erschöpfende Schriftenverzeichnisse (44 S.) ein unentbehrliches Nachschlagewerk wird. Mit Recht werden die Beziehungen zur Volkskunde immer wieder betont und planmäßig ausgenutzt; für die letztere sind die Kapitel über die Volksstämme der Urzeit, das Siedlungswesen und das Werden des deutschen Volkes am wichtigsten. In den nachneolithischen Zeiten gibt es noch lange das in den Boden eingetiefte Haus, das aber immer mehr zum Nebengebäude herabsinkt, daneben einen oberirdischen Bau in Mittel- und Süddeutschland, der als Vorläufer des mitteldeutschen Haustypus angesprochen wird (Grundriß eines viereckigen Gehöftes im Westerwald), ferner die ostdeutsch-nordische Bauart mit Vorhalle an der einen Schmalseite, bis jetzt erhalten in den Laubenhäusern Ostdeutschlands, wahrscheinlich als Zeugnis des Beharrens alter ostgermanischer Volksreste in Ostdeutschland. Während der Eisenzeit nimmt die Unterschiedsbildung innerhalb der gesamtgermanischen Kultur

zu; in Norddeutschland unterscheiden sich Ost und West, weiterhin einerseits Gesichtsurnen, andererseits Hausurnen, zu anderer Zeit einerseits Leichenbrand in Grube, andererseits sorgfältig in Urne beigesetzt. Die Sonderstellung des Ostens setzt sich bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte fort, was durch die ostgermanischen Stämme als Träger dieser Kultur erklärt wird. Wahles Buch ist die beste Zusammenfassung der urgeschichtlichen Grundlagen deutschen Volkstums. — (Wilhelm Pessler.)

Karl Wehrhan, Die schönsten Sagen der alten Reichsstadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M., Engbert u. Schlosser 1923. 112 S. 4°. Geb. 4 M. — Das neue Buch des unermüdlichen Forschers, das in gefälliger Ausstattung vor uns liegt, wird vor allem die Frankfurter Jugend erfreuen. Ihre Heimatliebe zu wecken, werden ihr die schönsten Sagen vorgeführt, die sich um die ihr vertrauten Stätten und Denkmäler der Vorzeit gerankt haben. Auf sie ist wohl die bisweilen novellistisch wirkende Ausmalung der schlichteren Sagen, auch der sentimentale Schluß der 'Neun in der Wetterfahne' (S. 39) berechnet. Gewissenhaft verzeichnen die Anmerkungen die ältere Frankfurter Literatur. Sollte aber hier nicht zugleich ein Hinweis auf gelungene dichterische Formungen der Sagen am Platze sein? Würde der Leser z. B. zu S. 12 auf Mühlers bekannte 'Weihnachtsfeier Kaiser Ottos' (Zu Quedlinburg im Dome) aufmerksam gemacht, so müßte natürlich kritisch in aller Kürze auf die ältesten Fassungen der Sage eingegangen werden; und das möchte ich bei einer 2. Auflage auch für die übrigen Stücke empfehlen, z. B. für den Traum vom Schatz auf der Brücke (S. 24, oben 19, 289) oder den buckligen Geiger (S. 57) Grimm, KHM. 182). Auf S. 11 macht ein aus der Vorlage herübergenommenes Versehen Ludwig den Deutschen zum Sohne Karls des Großen. — (J. B.)

Lily Weiser, Jul, Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum. Eine volkskundliche Untersuchung über ihre Geschichte. Stuttgart und Gotha, Perthes 1923. VII, 91 S. — Im Julfest, dessen Namen sie mit Lessiak von ahd. 'jehan' (*ieqᵘlo = Gesprochenes, Zauber, Fest) ableitet, sieht die Verfasserin eine Verbindung von Fruchtbarkeits- und Seelenriten, auch die Sitte der Weihnachtsgeschenke ist nicht römischen, sondern alteinheimischen Ursprungs und geht auf die Darstellung von Vegetationsdämonen zurück, der Weihnachtsbaum auf die segenspendende Lebensrute, den Wintermai, die allmählich, wie die strenae der Römer, den Charakter eines Geschenkes bekommt. Bei Zitaten aus der antiken Literatur stören einige Schreib- oder Druckfehler, ein lateinisches Wort incipium (S. 30) gibt es meines Wissens nicht. — Neben die Untersuchungen von Bilfinger, Tille, Meyer und Nilsson tritt die vorliegende Schrift als ein zwar nicht völlig gleichwertiger, aber doch ernster und fleißiger Versuch, in das dunkle Gebiet der Forschungen über die Entstehung des Weihnachtsfestes neues Licht zu werfen. — (F. B.)

Eugen Weiß, Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute. Jena, Diederichs 1923. 237 S. Geh. 5 M., geb. 6,50 M. — Aus eigenster Kenntnis heraus hat der Verf. das Leben der Zimmerleute, in dem sich zahlreiche alte Gebräuche bis in die neueste Zeit bewahrt haben, dargestellt, ihre Erzählungen, Sprüche und Flüche zusammengestellt und Rammlieder, Zimmer- und Schnursprüche und Handwerkslieder gesammelt, wobei besonders das schwäbische Gebiet berücksichtigt wurde. In der Begeisterung für seinen Stoff dürfte der Verf. bisweilen über das Ziel hinausgeschossen und den Zimmergesellen in einem zu idealen Lichte als Vertreter eines von der 'Afterbildung' unserer Zeit noch unverdorbenen Instinktmenschen gesehen zu haben. Ein gänzlich ungeschminktes Bild kommt auch deshalb nicht zustande, weil der Verf. alle gröberen Derbheiten nur andeutet. Der Titel des Buches ist etwas anspruchsvoll gefaßt, immerhin aber kann er als die umfangreichste Darstellung dieses Sondergebietes bezeichnet werden, die in ihren positiven Mitteilungen viel neues und wertvolles Material bringt. — (F. B.)

Hermann Weller, Die Abenteuer des Knaben Krischna, Schauspiel von Bhâsa, Übersetzung, Leipzig, H. Haessel 1922. 99 S. — Dieses Schauspiel tauchte mit zwölf anderen 1910 aus dem handschriftlichen Schlummer einer südindischen Bibliothek auf: — ein aufsehenerregender Fund, um den die Frühgeschichte des indischen Dramas eine unerhoffte Bereicherung erfuhr. Aus einigen der Titel und Strophen der Stücke, die als Zitate in späterer Literatur sich erhalten haben, ergab sich mit großer Wahrscheinlichkeit der Dichter Bhâsa als Verfasser der formal unter sich verwandten Stücke Älter als Kâlidâsa und die übrigen bekannten Dramatiker Indiens ist er der früheste dramatische Autor Indiens, von dem uns ganze Stücke erhalten sind (die in Chinesisch-Turkestan gefundenen Dramen des Açvaghosa (um 100 p. C.) sind leider nur in Bruchstücken erhalten). Das vorliegende Stück schöpft aus der religionsgeschichtlich wichtigen und außerordentlich volkstümlichen Krischnalegende. Vishnu, der im Kinde Krischna Mensch geworden ist, um die Menschen von dem Tyrannen Kamsa zu befreien, wird von seinem Vater Vasudeva vor dem Unholde, der die Gefahr, die ihm von einem Kinde Vasudevas und seiner Gattin

Devaki droht, ahnt und schon sechs Brüder von ihm getötet hat, bei Hirten jenseits der Yamunâ verborgen. Seine Jugend in diesem Hirtenidyll, wo ihn Liebe und Verehrung aller ob seiner göttlichen Schönheit umgibt, seine heldenhaften Kämpfe gegen Unholde und Dämonen, die dieses Idyll zu stören drohen, Bestrafung und Tod des tyrannischen Usurpators Kamsa und Einsetzung des rechtmäßigen Herrschers durch den menschgewordenen Gott bilden den Inhalt des Stücks. Bemerkenswert ist, daß die zahlreichen Kämpfe der bewegten Fabel sich auf der Bühne abspielen, und daß Kamsa und andere Figuren auf der Szene sterben, während das spätere Kunstdrama der oberen sanskritkundigen Kreise theoretisch wie faktisch Tote auf der Bühne verpönt. In der Wahl wie der Gestaltung seines Stoffs (Ringkampf auf der Bühne!) steht Bhâsa hier dem Volksstück, als dessen Verfeinerung das Kunstdrama anzusprechen ist, näher als seine Nachfolger im allgemeinen. W. hat seiner Übersetzung eine stofflich wie literargeschichtlich orientierende Einleitung vorausgeschickt. Von der Kraft und Schönheit der Sprache Bhâsas vermittelt seine Übersetzung leider nichts. Nicht nur, daß der für das indische Drama charakteristische Wechsel von Vers und Prosa durch gleichförmige Jamben verdrängt ist an Stelle des bald kernig-gedrungenen, bald elastischen und graziösen Stils Bhâsas, der immer knapp und prägnant ist und neben der prunkhaft virtuosen Diktion späterer wie eine eben sich öffnenden Knospe neben einer zum Abblättern entfalteten Blüte wirkt, produziert W. ein hohltönendes gestelztes Pathos ohne Sprachgefühl und Musikalität, das sich an epigonalen Nachahmern Schillerscher Diktion inspiriert zu haben scheint. — H. Zimmer.)

Georg Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Leipzig. Kurt Kabitzsch 1921. 84 S. 74 Abb. — Die vorliegende Schrift will weiteren Kreisen die wichtigste literarische Quelle, die uns über die ältesten Zustände unseres Landes, über seine Bewohner und seine Kultur Aufschluß gibt, die Germania des Tacitus, dadurch näherrücken, daß sie von dem Standpunkt des archäologischen Materials aus die Zuverlässigkeit der Germania prüft und diese, soweit es erforderlich erscheint, ergänzt. In gewisser Weise ist diese Schrift von Wilke eine Popularisierung einer von Anfang an mehr für streng wissenschaftliche Kreise berechneten Schrift von Schumacher (Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler. Mainzer Zeitschrift 4, 1909. S. 1ff. In ergänzter Form dann zum zweiten Male abgedruckt als Ergänzung zu Schumacher, Verzeichnisse der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanendarstellungen. Kataloge des römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz Nr. 1. Mainz 3. Auflage 1912), die sie dann freilich in manchen Punkten ergänzt und weiterführt. Wer sich mit der Germania beschäftigt, wird gut tun, jederzeit Schumachers Abhandlung und Wilkes Erläuterungen daneben zu halten. Darüber hinaus werden die Wilkeschen Ausführungen sicherlich manchen Interessenten mehr für die Germania und für das deutsche Altertum überhaupt gewinnen. Die Ausstattung der Schrift ist ansprechend, Abbildungen sind ziemlich zahlreich beigegeben, wenn auch etwas ungleichmäßig. Ein kurzes Sachregister würde sicherlich für den wissenschaftlichen Benutzer nicht unwillkommen gewesen sein. Unangenehm berühren schließlich auch den Fachmann eine Reihe von leider bei der Korrektur stehen gebliebenen Flüchtigkeitsfehlern fast ständig Schuhmacher statt Schumacher, Schucchardt statt Schuchhardt u. a. — (Hugo Mötefindt.)

M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, dritter Band. (Literaturen des Ostens Bd. IX 3.) Leipzig, Amelang 1922. — Mit dem dritten Bande seiner [alt-]indischen Literaturgeschichte hat Winternitz ein Werk vollendet, das für lange Zeit maßgebend bleiben wird und in seiner Reichhaltigkeit ebenso wie in seiner äußeren Form den Gelehrten und den Laien gleichermaßen befriedigt. Was für eine ungeheure Arbeitsleistung in diesen drei Bänden steckt, vermag nur der Gelehrte zu verstehen und voll zu würdigen; aber eine Ahnung davon wird auch dem Fernerstehenden kommen, wenn er hört, daß der Verfasser 23 Jahre auf sein Werk verwendet hat. Da kann man nur staunen, Glück wünschen und herzlich danken! In dem vorliegenden dritten Bande schildert W. zuerst die Kunstdichtung unter Vorausschickung einführender Bemerkungen über deren Charakter sowie über die Poetik, Dramatik und Metrik der Inder. Hierher gehört das höfische Kunstepos, die Lyrik, die Spruchdichtung, Geschichtsschreibung, Drama und Erzählungsliteratur. Dann kommt dasjenige, was man als wissenschaftliche Literatur zu bezeichnen pflegt: Grammatik, Lexikographie, Philosophie, Recht, Staatswissenschaft, Erotik, Medizin, Astronomie, Astrologie und Mathematik. Den Beschluß der Darstellung macht 'Ein Blick auf die neuindische Literatur'; es folgen dann noch fast 50 Seiten Nachträge und Verbesserungen zum ganzen Werke und schließlich ein Index von 45 Seiten zum dritten Bande, wodurch dessen überreicher Inhalt erst recht erschlossen und bequem benutzbar gemacht wird. Der eine oder der andere wird hier vielleicht einen leisen Tadel wagen und meinen, ein Generalindex zum ganzen Werke wäre noch besser gewesen; zum mindesten für den Laien, der nicht wissen

kann, daß z. B. Aśvaghoṣa nicht nur im 3., sondern auch noch im 2. Bande recht ausführlich besprochen wird. Aber diese und vielleicht auch noch andere Ausstellungen, die man etwa machen sollte, sind nicht imstande, den hohen Wert des Gebotenen auch nur im geringsten zu beeinträchtigen:

eko hi doṣo guṇasaṃnipāte
nimajjatīndoḥ kiraṇeṣv ivāṅkaḥ,

'denn in einer Fülle von Vorzügen verschwindet ein einzelner Fehler, wie der Fleck des Mondes in dessen Strahlen.' — (Richard Schmidt.)

A. Wirth, Beiträge zur Volkskunde in Anhalt, Heft 2—3. Die Hauptstufen des menschlichen Lebens. Dessau, C. Dünnhaupt 1923. 67 S. — Die in drei Kapitel (Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Tod und Grab) gegliederte Sammlung enthält in knapper Darstellung eine große Fülle wertvollen Materials, das zumeist von Anhalter Geistlichen und Lehrern aufgezeichnet ist; doch sind auch Polizeiverordnungen des 18. Jahrh. benutzt. Hervorgehoben seien die Vorzeichen und Träume; ferner die Totenkronen und Totenbretter. — (J. B.)

Gustav Wolff, Das norddeutsche Dorf. Bilder ländlicher Bau- und Siedlungsweise im Gebiet nördlich von Mosel und Lahn, Thüringer Wald und Sudeten. Mit 141 Netzätzungen und 26 Strichätzungen. München, Piper & Co. 1923. 223 S. — Der Verfasser ist Architekt, Künstler; seine Betrachtungsweise zieht daher hauptsächlich ästhetische Gesichtspunkte heran, die er in recht flüssiger, lebendiger und scharf charakterisierender Sprache herauszuarbeiten weiß. Doch hat er sich eingehend auch mit der umfangreichen Literatur beschäftigt, um der geschichtlichen Entwicklung von Dorf und Bauernhaus gerecht zu werden. Daß er dabei manchmal irrt, ist um so mehr zu verzeihen, als die neueren Forschungen weniger in Büchern als in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht sind. Das Umgebinde, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. am Rathause zu Schwabenberg sehr monumental erscheint, wird man heute kaum noch als Rest einer ehemaligen Laube anerkennen. Auch die Zuweisung des Rundlings an die Slawen kann nicht mehr mit der früheren Sicherheit behauptet werden. Das sind indessen nur kleine Ausstellungen. Das Buch will ja nur die Schönheit, die innere Wahrheit und technische Vollkommenheit der Siedlungen und Häuser Norddeutschlands darstellen und dadurch das Interesse für diese schöne Vergangenheit wecken. Und das ist im höchsten Maße erreicht dank der warmen Begeisterung des Verfassers für den Stoff und den vielen hervorragend schönen Abbildungen. Für die Liebe zur Heimat, für das Verständnis einer schönen Vergangenheit, für das deutsche Volkstum überhaupt kann das Wolffsche Buch von großem Werte sein. — (Robert Mielke.)

Die Wünschelrute, Jahrbüchlein der 'Heimatbildung' für sudetendeutsche Heimatarbeit und Volkserziehung auf das Jahr 1924. Reichenberg i. B., F. Kraus. 64 S. 16°. — Das hübsche Bändchen bringt als wertvollsten Beitrag eine Selbstbiographie von Ad. Hauffen, dem um die Volkskunde Deutschböhmens und die Pflege des Stammesbewußtseins hochverdienten Prager Hochschullehrer, der am 30. Nov. 1923 seinen 60. Geburtstag feierte. — (J. B.)

R. Zahn, *ΚΤΩ ΧΡΩ*. 81. Berliner Winckelmannsprogramm. Berlin, de Gruyter 1923. 22 S. 4°. Mit 3 Abb. und 3 Tafeln. — Die zu unbekümmertem Lebensgenuß auffordernde Inschrift findet sich auf einem glasierten Tonbecher des Berliner Antiquariums, den Z. etwa in die Zeit des Tiberius setzen möchte. Von volkskundlichem Interesse ist besonders auch der figürliche Schmuck des Gefäßes: Ein mit einem Kranz geschmücktes Skelett umtanzen zwei groteske, gnomenhafte Wesen. Mit großer Gelehrsamkeit verfolgt Z. ähnliche Darstellungen und Motive in der antiken Kunst und Literatur. Parallelen zu der Inschrift ließen sich auf deutschen Gefäßen leicht nachweisen; auch zu der Darstellung? — (F. B.)

Hermann Lübke †.

Am 3. Juli 1923, zwei Tage nach der Vollendung seines 65. Lebensjahres, starb der Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Hermann Lübke. In den ersten Jahren des Vereins für Volkskunde gehörte der Verstorbene zu den eifrigsten Besuchern seiner Sitzungen. Hier betrat er mit einem Vortrage über den Totenkultus der Neugriechen (oben 4, 106) das Gebiet volkskundlicher Forschung. Festen Fuß faßte er aber mit seiner formvollendeten Nachdichtung neugriechischer Volks- und Liebeslieder (oben 6, 106). Man durfte hoffen, daß auf diesem, von ihm durch eine Reise nach Griechenland erschlossenen Boden noch manche ergebnisreiche Arbeit hervorgehen würde. Eine

zweite Reise nach Rhodus, die der Verstorbene noch vor einem Jahrzehnt plante, kam nicht mehr zur Ausführung, da ihn ein hartnäckiges Lungenleiden aufs Lager warf und mehrere Jahre nach Davos führte. Geheilt zurückgekehrt, war er in seiner Arbeitskraft erschöpft. Wenn er sich auch gelegentlich mit Menander beschäftigte, dem seine Doktor- und eine Programmarbeit des Berliner Lessing-Gymnasiums gewidmet waren, so ist er doch nicht wieder dahingekommen, seine früheren Bestrebungen erneut aufzunehmen. Im späteren Alter erblühte ihm noch das Glück, an der Seite einer geliebten Frau Ersatz für manches zu finden, was ihm das Leben versagt hatte, aber zu einer Wiederaufnahme seiner neugriechischen Studien hat ihm das Leben keine Zeit gelassen. Als er von seinem Schulamt zurückgetreten war, warf ihn ein schwerer Krankheitsfall vor einem Jahre nieder, von dem er sich nicht mehr völlig erholte. Der Tod war ihm Erlösung. Mit Bedauern stehen wir vor der Tatsache, daß eine vielversprechende wissenschaftliche Kraft durch widrige Umstände zu früh gebrochen wurde. Wer die Freude seines persönlichen Umganges genossen hat, wird wehmutvoll seines Abgangs gedenken; wer sich mit neugriechischer Volkskunde beschäftigt, wird seine Lebensarbeit dankbar anerkennen; die Volkskunde aber wird ihn zu der Zahl ihrer ersten Streiter zu rechnen haben.

Hermsdorf bei Berlin. Robert Mielke.

Aus den

Sitzungs-Berichten des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 23. November 1923. Der Vorsitzende, Geheimrat Prof. Dr. J. Bolte, entschuldigte den Ausfall der Oktober- und Dezembersitzung durch die schwierige wirtschaftliche Lage und sprach die Hoffnung aus, daß der Verein trotzdem bestehen und seine Zeitschrift weiterführen wird, wenn auch vorläufig in etwas eingeschränktem Umfange. Der Unterzeichnete legte einige Bücher vor, nämlich Theodor Schvindt: Finnisch-Ethnograph. Atlas, I. Jagd und Fischerei, Helsingfors 1905; Ed. Schoneweg: Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensberg, Bielefeld 1923; Elbinger Jahrbuch, Heft 3, 1923. Ferner Photographien hessischer Trachten und von Häusern mit Kratzmalerei sowie von volkstümlichen Grabsteinen aus Hessen. Außerdem wurde eine kleine Sammlung von Amuletten aus dem Nachlaß von Prof. Dr. P. Bartels gezeigt, meist aus Südrußland und Italien stammend. Dann sprach Hr. Studienrat Dr. H. Kügler über Berliner Volkstypen und Redensarten. Eins der bekanntesten älteren Berliner Volksfeste ist der Stralauer Fischzug am 24. August, dessen Geschichte und Beschreibung in dem Brandenburgia-Monatsblatt 4. Jahrg. zu finden ist. Ferner haben u. a. Robert Mielke und Otto Pniower über das Berlinertum geschrieben. Gegenwärtig stammen die meisten Berliner nicht aus Berlin. Dagegen hat vor 1850 mehrere Jahrhunderte hindurch keine merkliche Volksverschiebung in Berlin stattgefunden. Durch die französischen Einwanderer war es aber im 18. Jahrh. dahin gekommen, daß auf drei Berliner ein Franzose kam. Während der märkische Eulenspiegel Hans Clauert noch ein grober Gesell war, brachte der Berliner Ratsherr Johann Schönbrunn den feineren märkischen Witz zur Geltung. In der Zeit um 1700—1710 wurde Berlin viel gerühmt, und die Berliner selbst waren stolz auf ihre Stadt. Die unduldsame und witzsüchtige Art der Berliner war schon im 18. Jahrh. offenbar. Ein Berliner Original aus dem Ende dieses Jahrh. war der Schuster Thomas, der Freund von J. G. Sulzer. Saphir beeinflußte den Berliner Witz durch seine Schärfe. Beliebt waren Wortspiele, Schlagfertigkeit und Gefühlsseligkeit. Vollendet wurde der Typ des Berliners zur Zeit Friedrich Wilhelms III. Glasbrenner, der Maler Dörbeck und der Schauspieler Beckmann widmeten ihre Kunst diesem Berlinertum, das in moderner Zeit von jüdischer Literatur stark beeinflußt wird. Seine hauptsächlichsten Wesensseiten sind Neugier, Selbstgefühl, Kritiksucht und Schnoddrigkeit. Viktor Laverenz und Hans Georg Meier haben den Berliner im Originalen und Allgemeinen geschildert. In der Besprechung ergriffen das Wort die Herren Prof. Rob. Mielke, Geh. Rat Dr. G. Minden und J. Bolte. Hr. Prof. Dr. Weinitz legte einige Helgoländer Lotsenzeichen im Original vor, über welches Thema Adolf Stahr nach Angaben eines Helgoländer Kapitäns Heikens i. J. 1844 geschrieben hat.

Freitag, den 25. Januar 1924. Der Vorsitzende, Hr. Geh. Rat Dr. Bolte, erstattete den Jahresbericht und dankte der „Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft“ für gewährte Unterstützung unserer Zeitschrift. Um den Druck der Zeitschrift allmählich wieder auf eigene Füße stellen zu können, hat der Vorstand beschlossen, den Mitgliedsbeitrag zu steigern, für dieses Jahr auf 3 Goldmark. Außerdem wurde durch Abstimmung der Beginn der Sitzungen auf 5 Uhr nachmittags festgesetzt. Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf wiedergewählt. Der 50 jährige Todestag Hoffmanns von Fallersleben wurde, wie der Vorsitzende mitteilte, durch eine Ausstellung der Berliner Staatsbibliothek von Schriften des berühmten Dichters und Germanisten dem deutschen Volke in Erinnerung gebracht. Vorgelegt wurden folgende Bücher: Paul Alpers, Die alten niederdeutschen Volkslieder, Verlag Quickborn, Hamburg 1924; Heinrich Sohnrey, Die Sollinger, Berlin 1924; Hubert Stierling, Alt dithmarsische und altfriesische Frauenkopftrachten um 1600, Flensburg 1923, O. Seyffert und W. Trier, Spielzeug, Berlin E. Wasmuth; Aug. Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten, I. und II. Teil, Petersburg 1907. Dann sprach Hr. Prof. Dr. Fritz Behrend über Volkskundliches in der Zimmerischen Chronik. Nach einer Würdigung der bisherigen Forschung (besonders durch Ludwig Uhland) erzählte der Vortragende die Geschichte der Freiherrn (seit dem 11. Jahrh. zu belegen, 1595 im Mannesstamm erloschen, unter ihnen der Historiker Wilhelm Werner † 1575 und sein Neffe der Historiker Froben Christof † 1566) und charakterisierte ihre Geschlechtseigenart (Hang zur Alchemie, sind Dichter und Historiker, Freude am Schwank). B. behandelte dann unter Heranziehung einiger Parallelen einige der Sagen zur Familiengeschichte der von Z. (der Pfalzgrafen von Tübingen, der Herrn v. Bodman usw.) die Märchen, die Zauberstücke (Fausts Tod zweimal erzählt), der Rechtsgebräuche und Schwänke (Peter Schneider zu Möskirch im 15. Jahrh. ein oberdeutscher Eulenspiegel). Zum Schluß legte B. eine von ihm entdeckte, reich illustrierte Handschrift des Freiherrn Wilhelm Werner von Z. vor; der darin enthaltene Totentanzzyklus geht im wesentlichen auf den Totentanz zurück, den im 15. Jahrhundert Heinrich Cnoblochtzer in Heidelberg hatte drucken lassen.

K. Brunner.

Nachtrag.

Über meinen Vortrag 'Südnorwegische Bauerngeschichten' 23. März 1923 (vgl. oben S. 66) gestattet mir die Redaktion selbst noch einmal zu berichten.

Knut Liestøls Buch Norske Attesogor (Kristiania 1922, mit Nachtrag in Maal og Minne 119 ff.) bietet wertvolles Material zu den sagenähnlichen Erzählungen des Landvolks in Robyggjelag und Umgegend, die wir bisher am besten aus Skar, Gamalt or Sætesdal, kannten, und vor allem zu ihrer Kritik. Es lassen sich nämlich diese Familiengeschichten, so die von L. ausführlich und feinsinnig behandelte Spraddarsoga, mit recht günstigem Ergebnis auf ihre Geschichtlichkeit kontrollieren mittelst der 1610 einsetzenden 'Lehnsrechenschaften' und besonders der 1689 einsetzenden Tingbücher. Die auswählende und gestaltende Überlieferung hat auffallend viel Wirklichkeitsbestand persönlicher und sachlicher Art 200—300 Jahre lang treu bewahrt. Das erlaubt einen Analogieschluß auf den Grad geschichtlicher Treue in den altisländischen Sagas. Die nunmehr höher einzuschätzende Stilverwandtschaft beider Gattungen legt Rückschlüsse auf die norwegischen Vorstufen der Sagas nahe.

G. Neckel.

Einige Grundfragen der Kinderspielforschung.

Von Georg Schläger †.

(Vgl. oben 27, 106—121. 199—215. 28, 15—25.

III. Kind und Kunstform.

Vorbemerkung.

Die durch die Ungunst der Zeitumstände geforderte Einschränkung des Umfangs unsrer Zeitschrift machte es leider unmöglich, die Arbeit unseres am 21. März 1921 verstorbenen Mitarbeiters in ununterbrochener Folge zu veröffentlichen. Um in dem vorliegenden Hefte den Abschluß des Aufsatzes zu bringen, haben wir einen umfangreichen Exkurs über das Lied „Mariechen saß auf einem Stein", aus dem das bekannte „Dornröschenspiel" hervorgegangen ist (im Anschluß an die Ausführungen auf S. 152), fortgelassen. Seine Abgeschlossenheit erlaubt es, ihn später gesondert erscheinen zu lassen. — Auf Grund seiner in den bereits veröffentlichten Aufsätzen mitgeteilten Beobachtungen war Schl. zu dem Ergebnis gekommen, daß das Spiel im allgemeinen triebmäßig erwächst und durch die Nachahmung nur mächtig gefördert wird, und daß ebenso auch im spielerischen Gebrauche des Sprachgutes ein Eigenbesitz des Kindes vorhanden ist. „Vom Säuglingslallen führen versteckte Fäden zu den halb- und ganzbewußten Spielen mit Laut und Silbe, Gleichklang und Gleichmaß, Wechsel und Abstufung hinüber." [Hsg.]

In unseren früheren Ausführungen mußten wir unser Augenmerk bereits auch auf die Anfänge der Kunstform beim Kinde richten. Mehrfach drängte sich die Forderung auf, daß triebmäßiges Hervorbringen bestimmter Formzüge wie des Reims vorausgehen und das Verständnis dafür vorbereiten müsse. Anderseits ist es deutlich, wie sehr grad auf diesem Felde die Nachahmung überwiegen muß. Damit eröffnet sich uns eine neue Aufgabe, die um so schwieriger ist, als hier planmäßig gesammelter Stoff so gut wie ganz fehlt und wir auf die Ausdeutung zufällig bekannt gewordener Einzelfälle angewiesen sind. Noch weniger als bisher werden wir also hier über vorläufige Fingerzeige hinauskommen.

Die Schwierigkeit erhöht sich noch dadurch, daß die Beobachtungen vorzugsweise aus der Zeit stammen, wo die Nachahmung die scheinbar zurückgetretenen Triebkräfte mächtig und fruchtbar anregt, so daß wir nur zu leicht übersehen, wie diese in und mit der Nachahmung je nach der Einzelanlage leise und nur selten deutlich mitsprechen[1]). Es ist etwa das dritte bis vierte Lebensjahr,

1) Vgl. oben 27, 117 f.

wo das Kind ja auch mit kühnen, oft sehr verständigen und schlagkräftigen Sprachbildungen[1]) hervortritt und seine Zeichnungen[2]) anfangen Hand und Fuß zu bekommen: da steht das Spiel mit einfachen Kunstformen schon in voller Blüte, und hier und da zeigen sich die Ansätze eigener Dichtung. Diese stellt sich freilich nach außen meist als ein reines Klangspiel dar, der Wortsinn ist Nebensache. Darin sind abermals Fragen und Zweifel begründet: kann man auf bedeutsame Ähnlichkeit mit der Dichtung der Naturvölker hinweisen[3]), so ist doch auch bekannt und zeigt sich grad heute wieder, wie feingepflegte Dichtung in dieselben Bahnen einmünden kann[4]); und wir müssen gelegentlich die Frage offen lassen, ob sich wirklich nur reine Klangfreude auslebt, oder ob der sprachliche Rohstoff noch zu spröde und somit das Gedicht für den Erwachsenen 'zu schwer' ist.

Die geläufigsten Beobachtungen zeigen, wie das Kind etwa die Verse des Struwwelpeters mit sichtlicher Freude an Rhythmus und Reim zunächst mitspricht, wobei von den einprägsamen Reimwörtern aus allmählich Sprachrichtigkeit in das anfängliche Kauderwelsch der Zeileneingänge vordringt, oder wie es ein Bruchstückchen einer aufgefangenen Weise mit den dazugehörigen, aus Zusammenhang und Sinn gelösten Textworten unaufhörlich vor sich hin singt[5]). Das sieht uns nach bloßer Nachahmung aus, und so möchte uns dieselbe Quelle selbstverständlich scheinen, wenn die sinnlosen Silbenfolgen des 'lesenden' Kindes manchmal richtige rhythmische Reihen bilden[6]) — obwohl man doch in diesem Falle von unmittelbarer Nachahmung offenbar nicht reden darf, höchstens von 'innerer' (s. o. 27,112 Anm. 3), die erst nach einer gewissen Reifezeit in Erscheinung tritt und kaum ohne eigne geistige Tätigkeit denkbar ist. Sollte aber nicht schon jene lebhafte Freude an der Kunstform darauf hinweisen, daß die Empfänglichkeit für Rhythmus und Reim sich schon vorher, unabhängig von den Darbietungen der Umwelt, ausgebildet haben muß? Für den Reim darf ich auf meine frühere Erörterung (oben 27,207 f.) hinweisen[7]) und will hier nur noch einen merkwürdigen Fall anführen,

1) Preyer, Seele des Kindes[7] S. 311; Stern, Psychologie der frühen Kindheit S. 103 ff., Kindersprache (Kspr.) Kap. XXII ff.; Meringer, Aus dem Leben der Sprache S. 120; Tappolet, Die Sprache des Kindes S. 91 ff.

2) Lange, Wesen der Kunst 2, 33; Stern, Psychologie der frühen Kindheit S. 236 ff.; Sully-Stimpfl, Untersuchungen über die Kindheit, Abschn. X.

3) Grosse, Anfänge der Kunst S. 236 ff.

4) Vgl. z. B. R. M. Meyer, Indogermanische Forschungen 12, 254 f.

5) Vgl. Kspr. S. 103; Colozza-Ufer, Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels S. 94.

6) Kspr. a. a. O. (Der Ausdruck 'zweiteilige Verse' ist nicht ganz deutlich).

7) Auf die Schlagreimfolge als ein wichtiges Merkmal kindlicher Herkunft ist mehrfach hingewiesen worden, s. oben 27, 211 f. 28, 15. Hier noch ein paar, wie mir scheint, echt kindliche Beispiele DVA. A 2061 Worms: Kain schlug seinen Bruder Abel Mit der Mistgabel Auf den Schnabel; A 2062 Niedernhausen in Oberhessen: K. schl. s. Br. A. M. d. G., Ganz miserabel Auf den Nabel; A 6079 Gadernheim in Hessen: K. schl. s. Br. A. M. d. G. A. d. Schn. Des woar ganz misserabel Unn toud woar de A.; dazu J. Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder und Kinderreime, Frankfurt a. M. (1909) Nr. 406. A 5977 Sonderbach b. Heppenheim: Mit einem Satz fängt die Katz Mit der Tatz Dem Spatz sein Schatz. A 13545 München: Prinz Eugen der edle Ritter Stieg mit der Zither Durch das Gitter zum Konditor Um einen Liter Magenbitter. A 13323 Jesserndorf B.-A. Ebern in Unterfranken (mit willkürlichem Einsatz von a für e, vgl. oben 28, 25 'Gab mar den Schlassal'?): Ich steh a dara Schnack Und geh net wack Vo dara Schnack, Und wenn ich frack [= verrecke?] A dara Schnack, Geh ich net wack Vo dara Schnack.

der auf starkes Reimbewußtsein zu deuten scheint. Der mehrfach erwähnte Felix Stumpf, der seine Kindersprache so tapfer verteidigte, sollte im Alter von drei Jahren dadurch geheilt werden, daß man ihm die Schlußworte von Versen zu ergänzen gab. Da entwickelte sich denn etwa folgendes Zwiegespräch:

Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gib sie wieder her,
Sonst wird dich der Jäger holen
Mit dem — *pu pu pa.*

Seine große, lange Flinte
Schießt auf dich den Schrot,
Daß dich färbt die rote Tinte.
Und du bist dann — *kap.*

Mir scheint, hier spricht neben der Behauptung des eignen Willens schon etwas anderes mit: witzige, d. h. schließlich spielerische Schadenfreude am zerstörten oder 'unterschlagenen' Reime, wie sie eben ohne kräftiges und bewußtes Gefühl für den Reim als solchen nicht denkbar ist[1]).

Aber auch der Sinn für den R h y t h m u s zeigt sich lange vor dem unmittelbaren Einfluß gebundener Rede. Schon die Bewegungen der Arme und Beine wirken in dieser Richtung, in den Lallspielen kann sich unwillkürlich Gleichmaß und Abstufung der Silben herstellen, wiederum auch durch die 'Mitbewegungen' unterstützt (vgl. oben 27,112 Anm. 2. 115, 3) — und überhaupt ist ja der Rhythmus, das scheint heute festzustehen, ein Gesetz, das der Mensch den Dingen aufzwingt, nicht umgekehrt[2]). — Noch kommt etwas Weiteres in Betracht: frühzeitig verschwistert sich dem Worte die Weise. Wenn wir beim Kinde bestimmten, gern wiederholten m e l o d i s c h e n Formeln begegnen, so sind wir gleichfalls geneigt, an bloße Nachahmung zu denken, und hier ist in der Tat das Gegenteil am schwersten glaubhaft zu machen. Immerhin hat die 'innere' Nachahmung auch hier ihre Geltung, und es fehlt nicht ganz an Beobachtungen, die auf einen gewissen musikalischen Eigenwillen auch des kleinen Kindes deuten. Das Wenige, was mir in dieser Hinsicht vorgekommen ist, sei hier in kurzem Überblick eingefügt.

---

1) Zum 'unterschlagenen Reim' s. o. 15, 271. 17, 394; Hess. Bl. f. Volksk. 15, 271; Paul und Braune, Beiträge 42, 61f. — Ob sich die Erscheinung auch im Kinderreime wird nachweisen lassen? Ich kenne bisher nur ein zweifelhaftes Beispiel als Nebenform zu Böhme I Nr. 339, Lewalter und Schläger Nr. 32:

Oans zwoa drei,
Ist der Wirt en Brunna gfolln,
Hob ihn hörn plumpa;
Hob ihn no beim Boart erwischt,
Sonst war mor der Lump ersuffa.

(Abzählreim aus Pietenhofen Bez.-Amt Parsberg, Deutsches Volkslied-Archiv A 11416.)

2) Welche Rätsel auch das Gebiet des Rhythmus noch immer birgt (die biologische Erklärung aus dem Bau des menschlichen Körpers, Lange 1, 261 ff., genügt nicht), soviel ist einwandfrei festgestellt, was ja auch alltägliche Beobachtungen bezeugen (vgl. z. B. Lange 2, 377), daß der Mensch nicht imstande ist, eine Reihe einigermaßen schnell aufeinander folgender zeitlicher Eindrücke als gleichwertig aufzufassen: er stuft sie vielmehr von sich aus regelmäßig ab, und zwar prägen sich dabei ohne weiteres die üblichen musikalisch-metrischen Taktformen aus, bei Deutschen unter durchgängiger Bevorzugung des fallenden Taktes. Wundt, Völkerpsychologie^{2} I 1, 264. 2, 375—388, aber auch III S. 59, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele^{4} S. 282—285, dazu S. 454, Grundriß der Psychologie^{8} S. 176—183, am ausführlichsten Grundzüge der physiologischen Psych.^{6} 3, 5 f. 16—28. 32—35; E. Meumann, Wundts Philos. Studien 10, 1894, S. 249 ff. 393 ff; F. Saran, Deutsche Verslehre, München 1907, S. 134 ff. — Es ist leider nicht zu ersehen, ob die grundlegenden Versuche auch mit Kindern vorgenommen worden sind.

Der reinen Nachahmung mag es angehören als eine Art Gegenstück zum Mitsprechen der Struwwelpeter-Reime, wenn ein Kind von 9 Monaten beim Vorsingen die Vokale mitsingt (Preyer S. 327 nach Strümpell); immerhin ist es ein beachtenswertes Beispiel frühzeitiger Willenskraft, wenn man bedenkt, wie unvollkommen sonst in diesem Alter die unmittelbare Nachahmung zu gelingen pflegt (vgl. oben 27, 202 Anm. 2). Andere Mitteilungen Preyers sprechen für höhere Selbständigkeit der Kinder, und zwar in demselben frühen Alter, wie denn nach Preyer (S. 50) die musikalische Anlage oft vor dem Sprechenlernen, vom 8. Monat an sichtbar wird[1]). Er erwähnt a. a. O. richtiges Nachsingen mit Ersatz des Wortlauts durch selbstgewählte Silben. Hier scheint sich zwar die eigene Tätigkeit des Kindes auf die Textwiedergabe zu beschränken; mir kommt es jedoch vor, als sei es dem kleinen Kinde zu viel zugemutet, Wort und Weise getrennt aufzufassen, — ihm können die Laute nur die notwendigen Träger der Töne sein. Später werden auch die Tonfolgen selbst ohne erkennbares Vorbild hervorgebracht: im 22. Monat bucht Preyer (S. 302) Singen auf die Silben *rollo rollo* und in besonders beachtenswerter Weise auch auf die lautlich abgestuften *mama mämä mama*, wobei die Lautabstufung sicherlich im Zusammenhang mit dem melodischen Gange stehen wird; Preyer sagt leider nichts darüber, ich habe aber den Eindruck, daß sich darin eine bekannte kindliche Spielweise ausprägen mag, etwa g g a a g e. Für das Ende des dritten Jahres wird dann (S. 321) neben ähnlichen, nur mannigfaltiger abgewandelten Trällersilben ausdrücklich das Singen in „eigenen, wenn auch wenig ansprechenden Melodien“ bezeugt, während — sehr bezeichnend für das Überwiegen des Schaffensdranges über die Nachahmung — das Nachsingen nur sehr unvollkommen gelang. Noch früher, im 2. Jahre, verzeichnet Meringer (S. 169), wie das Kind aus dem Liederbuch „eine selbstgemachte Melodie mit ganz unverständlichen Worten“ singt. — Ich bin mir wohl bewußt, daß die angeführten Beispiele weit ausgiebiger und überzeugender sein würden, wenn die Beobachter versucht hätten, die kindlichen Melodiegänge wenigstens einigermaßen in Notenschrift festzuhalten. Doch läßt sich anderseits sagen, daß man für die ersten Anfänge eigner Tonsprache beim Kinde nicht ohne weiteres die in langer geschichtlicher Entwicklung herausgebildete Musikpflege der Erwachsenen zum Maßstabe nehmen darf. Es muß vorerst genügen, wenn ein gewisser musikalischer Grundcharakter einwandfrei festzustellen ist: das aber scheint mir überall der Fall zu sein. Ja, vielleicht dürfen wir noch weiter zürückgreifen. Colozza (S. 93, nach Perez) berichtet über die Vokal-Lallspiele eines erst halbjährigen Knaben in Ausdrücken, die, unklar und mehrdeutig wie sie sind, dennoch den Gedanken nahelegen, daß es sich mehr um Singspiele als um Sprechspiele handelt. Und dabei drängt sich denn die Frage auf, ob nicht ein guter Teil der Lallspiele überhaupt, sobald einmal die Zeit des Schreiens überwunden ist, ebensowohl aufs Singen wie aufs Sprechen hinarbeitet[2]). Denn soviel

1) Ähnlich auch B. Sigismund, Kind und Welt², hsg. von Chr. Ufer, Braunschweig 1897, S. 887, angeführt bei Groos, Spiele der Menschen (Sp. d. M.) S. 377 f.

2) Wundt (Völkerpsychologie I 1, 260 f.) lehnt freilich dergleichen rundweg ab: er bezeichnet den Tonfall des lallenden Kindes als durchaus unmusikalisch und läßt es die melodische Tonfolge erst später und völlig nur aus unmittelbarer Nachahmung erlernen. Es ist aber schwer einzusehen, wie diese Nachahmung, ohne vorbereitet

zeigen einzelne der behandelten Fälle mit großer Deutlichkeit: mit den Lallspielen stehen die rhythmisch wiederholten Silbengruppen dieser musikalischen Versuche in engstem Zusammenhang. Noch ist ja der Silbenrhythmus — darin kann man wieder eine Berührung mit der Kunst der Naturvölker erblicken[1]) — durchaus die Hauptsache, die Melodie im engeren Sinne steht weit zurück; und zwar scheint ausschließlich der fallende Rhythmus zu herrschen[2]), was im Hinblick auf Wundts rhythmische Beobachtungen (vgl. S. 139, Anm. 2) nicht unwichtig ist. Der bedeutsame Fortschritt liegt darin, daß beim Festhalten dieser Form über die eigentliche Lallzeit hinaus die ursprünglich mehr zufälligen, triebmäßigen Gebilde, sicherlich unter wirksamer Beihilfe der spielerischen Wiederholung, zu festen, mit Bewußtsein gebrauchten Äußerungen werden. So berichtet Perez[3]) von einem nicht ganz dreijährigen Kinde, das solche „gesprochene oder geschriene Refrains" gewissermaßen auf Vorrat hatte und im Scherz auf Fragen der Eltern anbrachte. Auch die Singtöne nehmen feste Gestalt an; häufig prägt sich dabei die geläufige Kinderspielweise g a g a g e oder g g a a g e oder g g g a g e aus. Groos (SpdM. 42 Anm. 4) erzählt den lehrreichen Fall, wie ein siebenjähriges Mädchen, das sich schon seit dem dritten Jahr in richtigen Satzversen versucht hatte, einmal beim Erwachen unaufhörlich die Silbenfolge *wolla wolla budscha* auf die angedeutete Kindermelodie sang. Das klingt wie ein Rückfall in frühere Gewohnheit, und Ort und Zeit macht das besonders einleuchtend. Übrigens gehört diese Leistung einem Typus an, der im Kinderreim oft genug vorkommt: und zwar finden wir ihn da nicht bloß in entsprechenden Klangspielereien ausgeprägt wie *ru ru rinne, troß troß trillchen,* sondern auch in halb oder ganz sinnvollen Sätzchen wie *hucke hucke meste, schacke schacke Reiter, Ringel Ringel Rosenkranz, Humme Humme Wiede, Saft Saft siede, Pipken Pipken Sapholt, holle holle Weide, rohe rohe Seide, backe backe Kuchen, brau brau Kessel, Limo-Limonade, Mama Mama was ist das* usw. Merkwürdig aber ist, daß man ihn fast ausgebildet bereits in einem Lallsätzchen beobachtet hat, so daß in ihm ein wichtiges Zeugnis für selbständiges Erarbeiten der Kunstformen und somit ein Bindeglied zwischen Lallspiel und Kinderreim gefunden scheint[4]). — Ist in dem eben berichteten Fall der reine Klangwert der rhythmischen Reihe außer Frage, so wird man anderwärts, wie übrigens auch bei vielen Spielwörtern des Kinderliedes, die Möglichkeit erwägen müssen, daß ein wirkliches Wortbild mitspricht oder sogar, sei es ungewollt sei es gewollt, eine Rückbildung aus einem solchen vorliegt. Diese Möglichkeit kommt nun auch bei den Versuchen einzelner Kinder in Betracht. Wenn ein kleiner Knabe beim Herumziehen seines Wagens im Zimmer beständig zu singen pflegte *wein wein wein wein wein wein wam*[5]), so haben wir es in erster Linie wieder mit einer rhythmisch und melodisch gestalteten Stimmungsäußerung zu tun; trotzdem liegt es

---

zu sein, so frühe und schnelle Erfolge haben sollte. Wundt setzt alle menschliche Musik zu sehr dem ausgebildeten Gesange gleich, was mir sehr anfechtbar erscheint.

1) Grosse S. 274 ff.

2) Sp. d. M. S. 42.

3) Les trois premières années de l'Enfant[5], Paris 1892, S. 38 f., angeführt Sp. d. M. S. 42.

4) Oben 27, 207 f.

5) Sp. d. M. S. 45.

nahe, eine spielerische Umgestaltung des Wortes Wagen anzunehmen, und zwar, darin liegt das Absonderliche, gleich in zweifacher Lautform, womit denn ein sinnfälliger Reihenschluß und eine urwüchsige Art strophischer Gliederung gegeben wäre. Wir hätten dann nicht nur im Gebrauche, sondern auch im Wortlaut ein richtiges Arbeitslied im kleinen vor uns.

Die Grenze zwischen wirklich sinnlosen und nur verdunkelten Lautgebilden ist durchaus nicht glatt und leicht zu ziehen. Immerhin ist es zweifellos, daß echtes Kauderwelsch in der Kinderdichtung, und zwar auch in der engeren Sinnes, eine große Rolle spielt. Ich habe darüber schon gehandelt[1]) und brauche das hier nicht weiterzuführen. Dagegen möchte ich auf eine andere Erscheinung eingehen, die in enger Verwandtschaft damit zu stehen scheint.

Neben dem Kauderwelsch aus Afterwörtern gibt es ein anderes aus echten Wörtern, bei dem also die Sinnlosigkeit des Ganzen nur auf dem Mangel an Zusammenhang beruht. Grade hierfür sind die Kinder sehr empfänglich: für sie hat Rhythmus und Klang eben noch denselben geheimnisvollen Zauber wie für die Naturvölker. E. Polle[2]) gibt ein paar hübsche Beispiele dafür, wie Kinder schlechterdings alles zum Gedicht oder Lied machen können; so die völlig unsinnige Folge aus einem alphabetischen Liederverzeichnis: 'Mitleid, Heil dir, du Geweihte — Morgen, morgen, nur nicht heute — Mutter, weich wie Schwanenflaum.' Auch Erwachsene können sich ja an solchem Quodlibetstumpfsinn ergötzen, aber doch ganz anders, mit dem Bewußtsein des 'höheren Blödsinns'. Ich selbst weiß aus den Erzählungen meiner Schwestern, daß ich eine Zeit lang mit der Wortfolge 'Belchichen und Holliland' nach bekannter Singweise g g e c g g e in Schlaf gesungen sein wollte; es war damals sicherlich reines Klanggebilde für mich. Aber auch größere Kinder vermögen zusammenhanglose Wörter rhythmisch zu reihen in einer Weise, die niemand einem Erwachsenen zubilligen wird. So findet sich im Deutschen Volkslied-Archiv zwischen anderen Kinderversen auch folgender, leider völlig vereinzelt und ohne daß sich etwas über seine Verwendung erkennen ließe:

Adler, Beck, Zucker, Doatele,
Äffle, fauler, gern, hart, Hund,
Friß, Kraut, Leile, macht Nudeln
Und von Wagen und zapf[3]).

Hier kommt freilich etwas Weiteres hinzu: es ist bis auf eine große Lücke ein vollständiges A B C, und da läßt sich denn die Frage aufwerfen, ob hinter solchem Scherze nicht eine sehr alte Schulüberlieferung steckt[4]). Ganz ungestört ist es allerdings nicht

1) Oben 28, 21.

2) J. Drosihn, Deutsche Kinderreime und Verwandtes, Leipzig 1897, S. 34 f.

3) A 37861 Nellingsheim O.-A. Riedlingen, Württemberg. 'Leile' ist nach dem Schwäbischen Wörterbuch ein Ulmer Ausdruck für einen täppisch-dummen Menschen. Was aber ist 'Doatele'? Könnte es zu 'Dute' gehören und durch das vorhergehende Wort gerufen sein?

4) A B C-Eingänge sind im Kinderreime sehr häufig und dürfen gewiß oft als echtes Kindergut angesprochen werden; s. Böhme I Nr. 1429 ff. Sie kommen aber auch im volkstümlichen Liede vor. Doch schon in Fischarts Gargantua ² (1582); Braune, Neudrucke 65—71, S. 262 findet sich die Spielbezeichnung 'Das A B C reimen', was man gewiß auf verbreitete Übung deuten muß. Vielleicht darf man, wie für die Geheimsprachen (oben 28, 22, dazu ähnliche spielerische Erweiterungen der Buch-

mehr. Das Äffle zwar, das den richtigen Gang zu unterbrechen scheint, mag nur auf dieselbe glückliche Unbefangenheit in Sachen der Rechtschreibung deuten wie der Zucker, und den kindlichen Ursprung bekräftigen; für Friß darf man Iß einsetzen; so bleibt als härtester Anstoß die doppelte Besetzung des h. Ob der gelegentliche Zusammenschluß von Nachbarwörtern ursprünglich ist, bleibe dahingestellt. [gern hart = Gerhard?]

Wenn uns die Vereinzelung dieses Stückes ein richtiges Urteil benimmt, so sind wir bei einem anderen weit besser daran. Es handelt sich um ein bestimmtes Auszählverfahren. Die Kinder stehen nicht im Kreise, sondern in einer Reihe, eins steht davor und sagt die Wörter auf, aus denen der erste eins zu wählen hat; nun erst wird abgezählt, und wer von dem gewählten Worte betroffen wird, darf aus der Reihe treten. Das Deutsche Volkslied-Archiv besitzt den Wortlaut vielfach aus Hessen, mehrfach aus Baden und dem Rheinland. Auch hier sind Störungen eingetreten — nur die dritte Zeile ist so gut wie überall heil geblieben —, ein Zeichen, daß der alphabetische Gang nicht mehr deutlich im Bewußtsein haftet, und es ist hübsch zu beobachten, wie sich aus der ursprünglichen Anordnung kleine Sinngruppen bilden oder auch lautliche Zwillingsformen nach Art der oben 27,211. 28,15 behandelten Schlagreime. Ich gebe vier der besterhaltenen Reime und lasse in der Anmerkung einige Abweichungen folgen[1]):

1. Apfel, Birne, Zirkeltopf,
Ente, Feige, Geige, Hopf,
Ige[l], Katze, Löwe, Maus,
Oder, Peter, Pfand heraus!

2. Apfel, Birne, Zirne, Topp,
Ente, Geige, Feige, hopp!
Igel, Katze, Löwe, Maus,
Pfande oder alles raus!

3. Apfel, Birne, Zirche, Topf,
Ente, Feige, Geige, Hopf,
Igel, Katze, Löwe, Maus,
Der schwarze Peter muß hinaus.

4. Apfel, Birne, Cirke, Dopf,
Ente, Feige, Geige, Hopf,
Igel, Katze, Löwe, Maus,
Oder, Pater, Pfand heraus!

Und schließlich noch ein besonders schnurriges Stück verwandter Art, wieder aus Württemberg, und zwar als Abzählspruch bezeichnet, woraus wir doch wohl auch für das vorletztgenannte einen Schluß ziehen dürfen:

---

stabennamen, wie Lewalter und Schläger nr. 487 und folgendes aus Basel, D V A 22149 unter Abzählreimen: Abisi bebisi cebisi debisi ebisi äfbisi gebisi habisi ibisi an Klosterüberlieferung denken. Hierzu paßt die Erscheinung der alphabetischen Psalmen und Hymnen, vgl. A. Ebert, Allg. Geschichte der Lit. des Mittelalters 1², 250; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon² 1, 29. Hat man in Augustins Vorgang, jede folgende Strophe mit dem nächsten Buchstaben des Alphabetes beginnen zu lassen, gewiß zutreffend eine Stütze für das Gedächtnis gefunden, so hindert dies so wenig, wie das biblische Vorbild, daß es auch Selbstzweck, spielerischer Schmuck geworden sein mag. — Ob sich auch der alphabetische Fortgang von Wort zu Wort aus dem Mittelalter nachweisen läßt?

1) 1: A 4551 Pfungstadt; 2: A 49403 Düppenweiler, Kr. Merzig; 3: A 4556 Sandbach im Odenwald; 4: A 17438 Zell Amt Bühl. — Z. 1: .. Zirkel Kopf A 4557 Mölsheim, .. Zerche Topf A 4558 'Spiel beim Kinderverkaufen', .. Zopf A 4515 Werdorf; .. Cirbelkopf A 4547 Erbach i. Od. Z. 1 f.: Apfel, Birne, Türke, Feige, Geige, Hopf, Topf A 4553 Gernsheim a. Rh., ... Tropf A 4548 Rodan. Z. 2: In der heiligen Feigenhopf A 4554 Obertshausen, Ente, Veilchen, Heilighopf A 4557 Mölsheim, .. heilger Nopf A 4545 fast = A 48974 Koblenz, Ende, Wende, Heiligenschopf A 4903 Steinbach a. T. Z. 4: Panter, Tiger, komm heraus A 4558, Oder Federpfand heraus A 4545, 48974. Ach der Peter kommt heraus A 4549 Heubach. — A 30838 Tiefenbronn A. Pforzheim schließt das Ganze an einen anderen kauderwelschen Spruch: Enne denne Duppedenne, Duppedenne doria, Hexepralle Suppepralle, Buß. Apfel, Birne, Zirkelkopf, Wenn die feige Geige hopft, Igel, Katze, Löwe, Maus, Peter Pfande, du bist draus.

A begleitet Sizilien
Durch einen finstern Gang.
Hans ist krank
Leidet manche Not.
O Peter!
Vater ruft seiner Tochter Ursula.
Vater will gesottene Issogozapfen[1]).

Der alphabetische Gang wird hier sofort deutlich, wenn wir als drittes Wort 'Cäcilien' einsetzen und statt des ersten Vater etwa Gvatter in oberdeutscher Vergröberung; was es mit den xottenen Yssogo[Ysop?]-Zapfen auf sich hat, weiß ich freilich nicht zu sagen. Nach Sinn und Inhalt steht dieser Spruch eine ganze Stufe höher als die beiden anderen: es sind nicht mehr Wörter oder Wortgruppen, sondern ganze Sätze aneinandergereiht. Wie es scheint, kreuzen sich zwei Grundformen, sinnlose Reihung und Erfindung einer Geschichte — letzteres in kindlicher Art, wobei eben anstelle logischen Fortschritts fabulierende Gedankenflucht vorherrscht, so daß die Verwandtschaft mit den Kettenreimen fühlbar wird. Hieran ändert es nichts, daß die Erfindung offenbar älteren Kindern zugehört, die schon mit einer gewissen Überlegenheit zu Werke gehen, das läßt sich besonders aus dem gewählten Ausdruck und dem kecken Lautersatz erkennen.

Töricht genug ist ja bei allen drei Stücken das Ganze und vom Standpunkt des Erwachsenen als 'Dichtung' unmöglich — aber grade darum, mein ich, für unseren Zweck ausgiebig und jedenfalls ein trefflicher Tummelplatz, auf dem sich echt kindliche Gestaltungs- und Verwandlungsfreude nach Herzenslust austoben kann. Wir werden gut tun, auf Verwandtes zu achten; es scheint, daß dergleichen von den Sammlern unbillig zurückgesetzt wird gegen das 'vornehmere' Kauderwelsch mit fremdartigem Klang und gegen die wirklichen oder vermeintlichen Sinn bergenden Reime.

Die ersten, etwa vom dritten Lebensjahr an beobachteten Versuche in sinnvollen Satzversen leiden naturgemäß unter der Unbehilflichkeit des sprachlichen Ausdrucks. Hierin wird die Hauptursache liegen, daß sich das Kind so gern eine Stütze sucht, indem es an einen irgendwoher genommenen Anfang weiterreimt[2]). So scheint es mir für das von Groos angeführte Reimpaar eines vierjährigen Jungen *Hennemäs'che Weideidäs'che, Sind ja lauter Käsebäs'che* sicher, daß der kleine Künstler an einen Neckreim mit dem Anfang 'Hemdenmätzchen, Weidenkätzchen' angeknüpft hat; mir ist er freilich in diesem Wortlaut noch nicht vorgekommen, aber doch in verschiedenen Seitenformen[3]). — Ein Beispiel, das mir sehr lehr-

1) DVA. A 37462 Windischenbach O.-A. Öhringen.
2) Vgl. Sp. d. M. S. 47.
3) Ebenda; vgl etwa oben 17, 396 Nr. 136. Das zweite Wort dürfte übrigens aufs neue zeigen, wie sich bei der Wiedergabe schwieriger Wörter der Reim durchsetzen kann (vgl. oben 27, 207). — Auch das andere von Groos als selbwachsen gebuchte Reimpaar der dreijährigen Marie G. *Naseweis vom Wasser weg, Welches da liegt noch mehr Dreck* macht in seiner ersten, sprachlich unanfechtbaren Hälfte den Eindruck einer Entlehnung. Vielleicht nur aus einem gelegentlichen Zuruf; indes kenn ich einen Zuchtreim aus Nordheim v. d. Rhön, Mitteilungen und Umfragen zur bayer. Volksk. N F. Nr. 11 S. 83: Gäßte net vohn Wasser wak, Söll d'ch glëich de Ratte pack! — Was endlich die spielerische Reimverdrehung betrifft, die sich dasselbe kleine Fräulein im gleichen Alter nach W. Busch geleistet hat *(Alles macht der Schneider Bock, Denn das ist sein Lebenszwock)*, so könnte man zwar versucht sein, sie mit den Ablautspielen der Lallzeit und gelegentlichen Vokalscherzen etwas größerer Kinder zu verbinden (oben 28, 25), doch bin ich mißtrauisch, weil mich das Verfahren zu sehr an ein bekanntes Muster des höheren Blödsinns erinnert (Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten[17] S. 158 ff. 'Fürchterliche Ballade' und 'Entsetzlich').

reich erscheint, verdank ich meinem damals noch nicht vierjährigen Sohne. Er weckte mich am Morgen nach der Weihnachtsbescherung, indem er auf seiner neuerworbenen Geige kratzte und dazu sang: *Stille Nacht, Du bist wach, Du mußt auf, Stille Nacht, Heilge Nacht, Und die liebe Federvieh.* Die Singweise war erkennbar, wenn auch auf einfachste Gestalt gebracht: fünfmal die Eingangsformel nur in Quint, Sext, Quint, am Schluß aber richtig angepaßt, also vom Dominantendreiklang aus, die zweite Liedzeile, so daß ein deutlicher Strophenabschluß entstand. In diesem 'Gesamtkunstwerk' aus eigner Erfindung, dem halbaufgefaßten Weihnachtslied als Grundlage und dem rhythmisch verwandten Max und Moritz als weiterer Zutat, scheint sich die ganze Machart der Kinderdichtung recht durchsichtig darzustellen.

Daneben gibt es eine andere, im allgemeinen wohl etwas später auftretende Spielart, bei der die Textgrundlage völlig Eigentum des Kindes ist. Ein aus dem Augenblick geborener Ausruf nimmt ungesucht und wohl auch unbewußt rhythmische Gestalt an, ordnet sich einem geläufigen Melodietypus unter und kann durch mehrfache Wiederholung, durch leichte Abwandlung, ja auch durch eine ebenso augenblicklich entstandene oder schon sonst geläufige kehrreimartige Begleitzeile strophisch werden. Ein vortreffliches Beispiel gibt der vor einer Berliner Gemeindeschule von einem ganzen Kindertrupp gesungene Neckruf:

Ätsch ätsch ätsch,
Anna hat ein krummes Bein,
Ätsch ätsch ätsch!

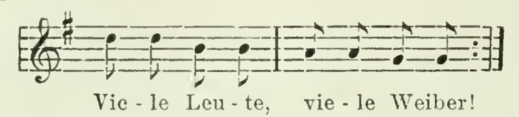
Es ist das eine sehr urwüchsige Form, zu der wiederum die Beobachtung der Naturvölker höchst lehrreiche Gleichungen darbietet[1]). Der Fall ist aber noch in anderer Hinsicht beachtenswert: wie deutlich erkennen wir darin das rauschartig Zwingende derjenigen Nachahmung, die man als 'geistige Ansteckung' zu bezeichnen pflegt! Ich bin überzeugt, daß selbst eine augenblicklich einsetzende Untersuchung den eigentlichen Urheber des Rufes nicht ermittelt haben würde, und so darf man ihm grundsätzliche Bedeutung für die ebenso wichtige als schwierige Frage zusprechen, wie man sich bei gewissen Arten des Volksreimes das Verhältnis zwischen Urheberschaft und Gemeinbesitz vorzustellen hat. Der Übergang vollzieht sich so blitzartig schnell und unter so großem seelischem Zwange, daß das Bewußtsein der Entlehnung völlig ausgeschaltet wird. Grade bei den im Kinder- und Volksmunde so verbreiteten rhythmischen Neck- und Spottrufen wird man das im Auge behalten müssen.

Solcher Beispiele, die uns das Umsichgreifen eines frischentstandenen Verses unmittelbar erleben lassen, sollte es freilich mehr geben. Im allgemeinen müssen wir uns mit der Beobachtung des Einzelbesitzes zufrieden geben, was ja auch für die Frage, die uns hier angeht, grundsätzlich nichts ausmacht. Wiederum möcht ich von einem Beispiel Grosses[2]) ausgehen, das freilich einen großen Mangel hat: es ist nicht zu erkennen, ob es so, wie es mitgeteilt wird, der Wirklichkeit entnommen ist (Grosse spricht zwar von einem fünfjährigen Knaben); indes darf man es gewiß für zutreffend

1) Grosse S. 235; Sp. d. M. S. 291.
2) S. 225.

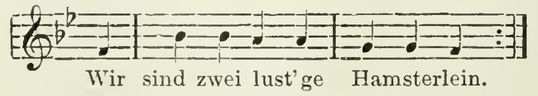
halten. 'O der schöne Schmetterling' — dieser Freudenausruf, aus augenblicklichem Stimmungsüberschwang erwachsen und sofort rhythmisch und melodisch, durch mehrfache Wiederholung auch kunstlos strophisch gestaltet, ein echter lyrischer Erguß, hat gleichfalls große Ähnlichkeit mit manchem, was bei Naturvölkern beobachtet worden ist, und darf grundsätzliche Bedeutung für die Frage nach dem Ursprunge der Dichtung beanspruchen. Einige andere Beobachtungen ergeben ein ganz entsprechendes Bild.

Ein sehr hübsches Beispiel ist kürzlich von J. Pommer mitgeteilt worden[1]. Ein Bübchen von $2^3/_4$ Jahren, aus sehr musikalischem Hause, stellt sich im Wirtshause kerzengrad vor einen fremden Tisch hin und singt glockenhell:

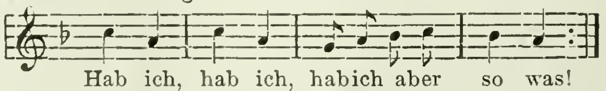


Es ist ganz das Gleiche: vom Standpunkt des Erwachsenen liegt nichts Dichterisches darin, aber für das blühende Gefühlsleben des Kindes bedeutet die Zeile doch urwüchsige Gestaltung eines inneren Erlebnisses. Daß sie von dem kleinen Künstler selbst als rhythmische Einheit empfunden wird, zeigt die Wiederholung, die sicherlich mehrfach gewesen ist. Die Reihe erweitert sich ganz von selbst zur Kette in echter spielender Wiederholung, bei der sich das Gefühl für die gefundene Form immer mehr befestigen muß. Die Weise zeigt, wie unlösbar Überlieferung und Eigengestaltung ineinander verwoben sind: die uralte, in Wiegenlied und Kinderreim überaus geläufige Formel wird ebenso augenblicklich, wie die Worte entstehen, diesen angepaßt, und zwar so selbstverständlich und glücklich, daß es ein Erwachsener auch nicht besser könnte.

Auch bei größeren Kindern kann sich das innere Erlebnis ganz in derselben, für den Erwachsenen völlig kunstlosen Art äußern. So haben wir im Deutschen Volkslied-Archiv[2]) folgendes Liedchen aus Trier, echte Kriegsware:



1) Das deutsche Volkslied 20, 53. Ein anderes Beispiel ebenda S. 32: „Mein dreijähriger Enkel läuft im Takt durch das große Speisezimmer unseres Landhauses, schwenkt sein Strohhütlein an dem Gummibändchen und singt sich dazu das eigne Tanzlied in steter Wiederholung:

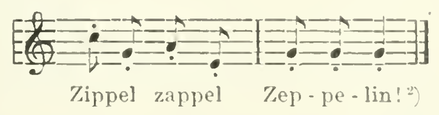


Die Dichtung ist offenbar Eigenbau, die Musik jedoch — zeigt Anklänge an das Oberschefflenzer Volkslied 'Und was wollen andre Leute wissen ..', Bender S. 46 f., das der fröhliche Knirps von seiner Mutter hat singen hören." — 'Anklänge' ist zu wenig gesagt, die Entlehnung ist offenbar; angepaßt sind hier umgekehrt die Worte, und zwar in einer ziemlich verwickelten, bei einem Dreijährigen schon von einer gewissen Kunstreife zeugenden Art. Mir ist es infolgedessen zweifelhaft, ob hier nicht die ganze Leistung weit mehr als die vorige ins Gebiet der Nachahmung gehört. Wie gern schüttelt eine Mutter dergleichen Verschen nach bekannter Singweise blitzschnell aus dem Ärmel. — Im übrigen ist hier wieder lehrreich zu beobachten, wie sich die angeregte Spielstimmung in 'Mitbewegungen' entlädt.

2) DVA A 52740.

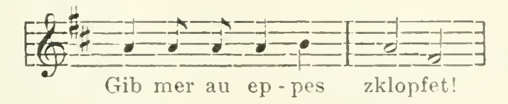
Der Aufzeichner, Herr Prof. G. Kentenich, bemerkt dazu: „hörte ich Januar 1918 zwei mit Rucksäcken bepackte kleine Knaben von etwa zwölf Jahren, denen die Lebensfreude aus den Augen leuchtete, immer wiederholen. Auf meine Frage, wo sie das Liedchen her hätten, erwiderte einer: Das haben wir selbst gemacht“. Ein Unterschied liegt eigentlich nur in der größeren Bewußtheit — man fühlt sich halbwegs als Dichter; die Melodiezeile ist nicht so ausgesprochen kindertümlich mehr, gehört aber doch einem vielverbreiteten Volkslied an (Die Leinweber haben eine saubere Zunft) und ist auch ins Kinderlied eingedrungen[1]).

Oft werden sich die kleinen Dichter deutlicher bereits überkommenes Gut zu Nutze machen. So geschieht es in einem Verschen, das nach K. Wehrhan ein paar kleine Mädchen Mitte September 1909 in Frankfurt am Main springend und laufend mit großer Begeisterung fortwährend wiederholten:
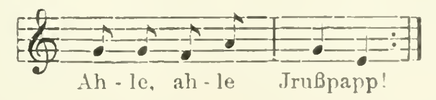


Hier haben Zeppelinverse Gevatter gestanden, wie sie grad in jener Zeit gang und gäbe waren[3]); trotzdem darf man den kleinen Künstlerinnen, schon die Lebhaftigkeit der Mitbewegungen zeigt das, ihr Eigentumsrecht nicht absprechen. Nicht ganz einfach läßt sich hier die Singweise beurteilen, immerhin ist ihr Zusammenhang mit kindertümlichen Wendungen deutlich genug.

Solche halbpersönliche Schöpfungen können dann auch größere Verbreitung finden. Im Deutschen Volkslied-Archiv[4]) findet sich ein ‘Klopfan’-Vers aus Nettingen im Oberamt Blaubeuren, der offenbar ebenso zu beurteilen ist:



Und als reines Spiel des Übermuts ebenda[5]) aus Trier im Jahre 1917:
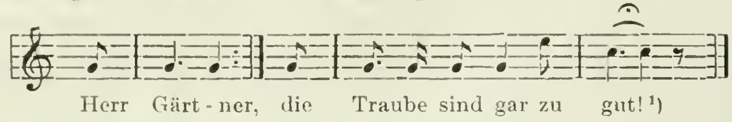


wozu wieder eine Bemerkung Kentenichs: „von den Kindern in Trier unzähligemal hintereinander mit großem Vergnügen gesungen, ohne daß ein Objekt (bzw. Subjekt) sichtbar wäre, dem das Liedchen gelten könnte“.

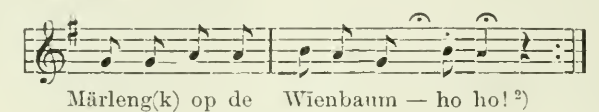
Einen Schritt weiter bedeutet es, wenn Augenblicksbildungen solcher Art ins feste Spiel eindringen und dadurch größere Dauer gewinnen. So find ich als Reizruf beim Fangspiel eine Zeile verzeichnet, die ihre Zugehörigkeit zur Kunstform wieder ganz und gar

1) Böhme S. 465 Nr. 163: Lewalter und Schläger zu Nr. 319. Vgl. auch das Kunstlied ‘Was ist in unser Hühnerhaus Eben jetzt gegangen’.
2) Das deutsche Volkslied 12, 25.
3) Vgl. K. Wehrhan, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht 24, 345 ff. u. ö.
4) A 32188.
5) A 48842.

der Weise verdankt, einer als Juchzer und in soldatischem Signal und Kinderspiel verbreiteten Wendung:



Und hierher ist wohl auch ein Vers zu stellen, der, in Wortlaut und Weise gleich einfach, aus einem urwüchsigen Ansingevers zum Spielvers geworden sein mag: er wird oder wurde beim Schaukeln auf dem Weidenbaum gesungen:
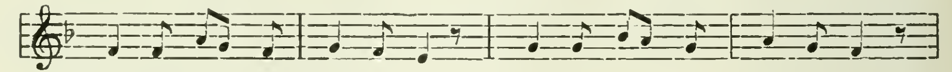


(Märling = Amsel.) Bemerkenswert ist, wie hier die kehrreimartigen Abschlußsilben dem Ganzen Rundung geben, was freilich kaum der eigentlich kindlichen Erfindung zugehört, aber Hirtenrufen u. dgl. abgelauscht sein kann.

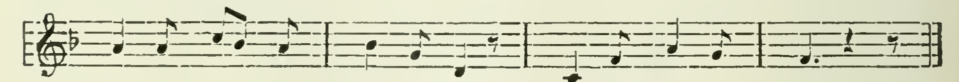
Ein Fortschritt der Formbildung ist zu verzeichnen, wenn die bisher ganz kunstlose Wiederholung der unveränderten Zeile durch strophische Abrundung ersetzt wird — wenn auch zunächst mit den einfachsten Mitteln, durch eine ganz leichte Abänderung. Hierher gehören zwei kindliche Vierzeiler aus Steinbach a. T. und Windischenbach, O.-A. Öhringen, Württ.[3]).

|: Ich kauf dir e Weck :|
Ich kauf dir e Weckelche,
Ich kauf dir e Weck.

Schwefelhölzchen, Schwefelhölzchen,
Schwefelhölzchen, Schwefelholz.

und in noch höherem Maß ein schlesisches Wiegenlied[4]):





Daß ich dieses Wiegenlied in die Kinderdichtung einbeziehe, wird mir nicht verübelt werden. Bei den Wiegenliedern muß man von vorn herein mit starkem Anteil der halbwüchsigen Schwestern und Kinder-

1) A. Bender und J. Pommer, Oberschefflenzer Volkslieder . . ., Karlsruhe 1902, S. 261 Nr. 61. Zur Singweise vgl. Lewalter und Schläger Nr. 247, 308; Böhme, Kinderlied I Nr. 169; A. Kutscher, Das richtige Soldatenlied, Berlin 1917, S. 167; J. Lewalter, Reichswacht, Kassel o. J., Heft 2, S. 79, Heft 5, S. 164.

2) Erks hsl. Kinderbuch (Musiksammlung bei der Staatsbibliothek zu Berlin) Bl. 216, mündlich aus Mörs.

3) DVA A 8355; A 37476. Der Schwefelhölzchen-Vierzeiler wird A 44128 auch für das Elsaß verzeichnet, und zwar nach der Singweise 'Weißt du, wieviel Sternlein stehen'. Dabei wird als weiterer Wortlaut angegeben: O du Fuchsschwänzelein — O du Fuchsschwanz. Es scheint sich demnach um eine feststehende Form zu handeln, die in der Wortfüllung nach Laune abgewandelt werden kann.

4) G. Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz, Habelschwerdt 1911, Nr. 256.

mädchen rechnen, und in unserem Falle legt die kaum zu überbietende Einfachheit des Wortlauts solche Annahme besonders nahe. Ihrer Entstehung nach werden die beiden Stücke zusammengehören: beim Wiegenlied ist sicherlich die schöngebaute Weise nicht Eigentum der Sängerin, wohl aber Führerin zur Textgestaltung gewesen; und bei dem ersten Stücke wird man an volks- und kindertümliche Strophenbildungen wie die des Kirmesbauern und seiner Verwandten[1]) denken müssen.

Hier sei der Deutlichkeit zuliebe ein Gegenbeispiel eingeschaltet. Als Selbstdichtung eines Achtjährigen, der sie wochenlang leierte, wird uns folgendes Zeilenpaar berichtet:

Hindenburg der hat befohlen,
Alle Russen zu versohlen[2]).

Hier ist echt kindlich im Grunde nur die Art, wie die Besitzfreude spielerisch ausgebeutet wird. Dagegen hat der Vers selbst nichts Spielmäßiges und überhaupt nichts im eigentlichen Sinne Kindliches an sich, er bewegt sich ganz im Gleis der gelegentlichen Reimereien Erwachsener, ist reine Nachahmung. Solcherlei Verse bringen oft genug die Tanten und Großmütter zu Bewunderung und Entzücken, gelten ihnen als unzweideutige Beweise dichterischer Begabung. In Wirklichkeit haben sie, wie sie volkskundlich wertlos sind, auch für die Entwicklung des einzelnen Kindes so gut wie keine Bedeutung. Sie ließen sich in großen Mengen zusammenbringen, aber es würde die Mühe nicht lohnen. Lassen wir sie ruhig beiseite.

Wenn in den letzten Beispielen die kindliche Erfindung fast uneingeschränkt herrscht, wenigstens im Wortlaut, so fehlt es auch nicht am entgegengesetzten Verfahren bewußter Umgestaltung, der 'Parodie' im engeren Sinne. Ich denke dabei weniger an die vielen Umbiegungen ernsthafter Strophenanfänge, wie sie in der Schule so üppig wuchern[3]). Das ist im Grunde nichts Kindliches, sondern der Spottlust Erwachsener abgelauscht. Viel hübscher und geistreicher als diese oft recht abgeschmackten Leistungen ist folgende aus dem Augenblick geborene Umdichtung eines sächsischen Jungen[4]). Links steht die gemeingiltige Fassung eines Beerenreims aus der großen Verwandtschaft der oben 17, 395 Nr. 132 f. gegebenen; daneben der Einzelgesang eines Jungen, der die Beeren gegessen und 'Ziegenbeckchen' (= Kieferzäpfchen) nachgefüllt hatte.

Rolle rolle roll, Mei Topp is voll, Voller Heedelbeere!	Rolle rolle roll, Mei Topp is voll, Voller Ziegenbeckchen!
Uähre, uähre, Mei Topp is voller Beere, Voller Heedelbeere!	Uheckchen, uheckchen, Mei Topp is voller Beckchen, Voller Ziegenbeckchen!

Es ist bemerkenswert, wie treu der kleine Künstler den ganzen Rahmen festgehalten hat, während die üblichen Schulspäße sich meist

1) Böhme S. 673 Nr. 620, S. 253 Nr. 1239; Lewalter und Schläger Nr. 250, 288 usw.
2) Mitt. d. Ver. f. sächs. Volksk. 6, 319.
3) Lewalter und Schläger Nr. 574 ff. Zu den dortigen Hinweisen noch: A. Becker, Gebetsparodien, Schweiz. Arch. f. Volksk. 20, 16—28, mit reichen Literaturangaben. Ob R. M. Meyer, Deutsche Parodien. 1913 unser Gebiet berücksichtigt, weiß ich nicht.
4) Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 3, 159.

mit dem herübergenommenen Anfang oder auch mit bloßen Anklängen begnügen. Damit ist uns ein vortreffliches und einwandfrei kindliches Seitenstück gegeben zu den reichen Abwandlungen der alten Grundform 'Schlaf, Kindchen, schlaf'[1]).

Schließlich sei auch die Gelegenheitsdichtung im landläufigen Sinne gestreift. Wo sie sich, wie meist, unter der Beihilfe Erwachsener vollzieht, wird sie im ganzen mehr oder weniger geschickte, aber für uns wertlose Reimereien ohne volkskundlichen Untergrund liefern. Im vollsten Gegensatz, über vielerlei Zwischenstufen hinweg, steht folgendes Geburtstagsgedicht aus der zweiten Klasse einer österreichischen Schule[2]):

Ich hör ein Glöcklein läuten,
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
Doch endlich fällt es mir ein,
Es möchte den Herrn Lehrer
Sein Namensfest sein.

Ich wünsche ein goldenes Besteck
Mit Rosen besetzt,
Und mitten der heilige Geist,
Der Sie in Himmel aufweist.

Kein Zweifel, daß der kleine Verfasser sich ehrlich im Eigentumsrechte fühlt; dabei ist jedoch kaum weniger als alles unbefangen und ungesucht an volkstümliche wie auch kunstmäßige Überlieferung angeknüpft. So besonders die Wünsche selbst, in denen alte Wunsch- und Heischesprüche deutlich nachklingen. Aber auch der sachliche Anlaß gibt sich in formelhafter Wendung, wie sie ganz ähnlich auch in einem anderen nieder-österreichischen Glückwunsch[3]) erscheint, der freilich einem alten Holzknecht angehört: ... Ich dåchte hin, ich dåchte her Und woaß net, wås denn dieses wär. Endling fållt's ma^r eiñ, Dåß heunt enkha Nåmenståg kunnt seiñ ... Die zweite Zeile des Schülerspruches scheint ebenso sehr in dieser volkstümlichen Formel wie im allbekannten Liedeingang zu wurzeln; sie hat wohl erst die Eingangszeile gerufen, die allein als Eigengut zurückzubleiben scheint, während der ältere Spruch mit einer anderen Formel beginnt, die ihrerseits im kindlichen Stammbuchverse[4]) sinngemäß wiederkehrt: Heute Nåcht Håt ma^r ein Engel die Botschåft gebråcht ... Aber selbst das Glöcklein ist kein reines Eigengewächs, sondern gehört dem Formelschatz an: ich finde die Zeile Wort für Wort in

1) S. o. 22, 368 ff.

2) Das deutsche Volkslied 20, 53.

3) Ebenda 13, 86 („in einem Tone gesungen"); ganz ähnlich der kindliche Glückwunschvers aus Steiermark oben 5, 281 Nr. 62, aber auch schon in einer steirischen Hs. von 1861, Volkslied 8, 96. Derselbe Rahmen findet sich jedoch auch anderwärts, so haben wir im Deutschen Volksliederarchiv (A 48365) folgenden Liebesspruch aus dem Elsaß:

Als ich einst vom Schlaf erwacht,
Da hat mir ein Engel die Botschaft gebracht:
Ich dachte hin und dachte her,
Was das für eine Botschaft wär.
Da kam's mir ein, daß heute
Meines Herzallerliebsten Namenstag sei,
O wenn ich dir wünschen könnt ...

4) Lewalter und Schläger Nr. 326; dazu noch Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volksk. 2. 125 Nr. 221 (Lippe); Mitt. des Ver. f. sächs. Volksk. 5, 314. Der Eingang findet sich, wie ich in den Nachträgen gebucht habe, auch im geistlich-volkstümlichen Liede; dazu DVA A 52255 f. Lothringen: Der Lazarus (der) liegt auf dem Mist und schlief, Bis daß ihn eine Stimme aus dem Himmel rief (da schickte Gott ein Engel, der ihn aufrief): Ach Lazarus, geh du vor dein Bruder sein Haus (Ach geh doch vor deines Bruders Tür) Und begehr von ihm eine Almos daraus (Und fordere dir ein Almos dafür).

einem siebenbürgischen Kindergebete wieder, das seinerseits, wie ich nebenher anmerken will, mit seinem zweiten Reimpaar in ehrwürdigste Überlieferung hineinreicht, die des Münchener Ausfahrtsegens[1]. Hier ist wirklich des Formelzwanges kein Ende.

Aus alledem möchte sich ergeben, daß der wahren Kinderdichtung ein Doppelgesicht eignet. Echt kindlich ist einmal das spielerische Schwelgen in unverständlichem Klang — trotz allem, was sich aus der Sprache und Kunst der Erwachsenen Ähnliches beibringen läßt; hierin dürfen wir die Wurzeln einer reinen Ausdruckskunst erblicken. Was dagegen die Kinderdichtung mit deutlichem Satzsinne betrifft, so wird sie dem Erwachsenen häufig als das Widerspiel aller Dichtung erscheinen, weil er zu sehr am Wortlaut haftet und die große Bedeutung der noch so bescheidenen Kunstformen für das Kind unterschätzt, überhaupt die Stärke und Wärme des Innenlebens beim Kinde, die zumal im Bereiche des Spiels auch das Unscheinbarste zu erhöhen vermag. Freilich verhalten sich die Erwachsenen hierzu sehr verschieden: wer selber künstlerische Anlage und Neigung hat, kann dem Kinde weit näher stehen als der nüchtern empfindende Mensch.

Die größte Wesensverwandtschaft besteht füglich mit dem, was wir herkömmlich Volksdichtung nennen. Da lassen sich Unterschiede kaum im Wesen, jedoch in der Stärke feststellen. Und zwar scheint mir das Kind wiederum in zwei gegensätzlichen Dingen überlegen. Auf der einen Seite ist die Willkür in der Behandlung der — sinnvollen wie sinnlosen — Sprach- und Kunstform so ungehemmt, daß der Erwachsene mit seinem sprachlichen Gewissen, seiner durch die Wirklichkeit überall eingeengten Anschauungs- und Ausdruckskraft hoffnungslos im Nachteil bleibt. Hierauf mag im letzten Grunde der Eindruck genialster Urwüchsigkeit beruhen, den das echte Kinderlied allem Befremdlichen und Lächerlichen zum Trotz auf den Empfänglichen ausübt und mit dem es fast alle Dichtung für das Kind ohne weiteres totmacht. Anderseits finden wir die Kinderdichtung noch weit mehr als die Volksdichtung im Überlieferten verankert, in dem geläufigen Formelschatz. Es scheint, daß sich in diesem Widerstreite die beiden Seiten des kindlichen Seelenlebens aufs treueste spiegeln, auf die ich in den beiden ersten Aufsätzen mehrfach hinzuweisen hatte: sichernde Beharrung und kühner Fortschrittsdrang.

So bedarf es nicht vieler Worte, worauf die Kinderliedforschung vor allem losgehen sollte. Nur sind uns hierin sehr merkliche Schranken gesetzt. Die Beobachtung wird in weitaus den meisten Fällen die zweite Art erfassen, während die große Mehrzahl der Neuschöpfungen unaufgezeichnet verweht. Wie gern hätt ich in dieser Hinsicht mehr

1) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler³ Nr. XLVII, 3; G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters 1, München 1918, S. 112—114: Ich slief mir hînt suoze Datz mînes trechtins suozen ...; vgl. A. Höhr, Siebenbürgisch-sächsische Kinderreime und Kinderspiele, Schäßburger Schulschrift 1903, S. 50 Nr. 21: Ich huird e Klêkeltchi klängen, De helich Ängel äm Hemmel sängen, Ech schlef bae Gott dem Herre sene Feß Gor seß. E wieckt mich of ... Ähnlich Böhme, Kinderlied 1 Nr. 1592 nach Schuster. — Hierzu auch ein Gebet aus Chiazza, Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 2, 830, das anderseits mit dem bekannten Gebet 'Abends wenn ich schlafen geh' (Lewalter und Schläger Nr. 76) zusammengehört (und durch dieses, sei hier angemerkt, mit dem Weingartner Reisesegen, Müllenhoff und Scherer Nr. IV, 8, Ehrismann S. 105 f., an den sich auch noch eine seltsame alte Umbildung anschließt, der Liebessegen der 'Stammlerin', Schweizer Archiv für Volkskunde S. 65).

gebracht, wenn zuverlässige und ausgiebige Beispiele nicht so schwer zu bekommen wären[1])! — Zum Glücke bietet sich ein gewisser Ersatz im Beobachten der Wandlungen, die besonders die Spielreime erfahren, meist doch zweifellos im Kindermund ohne das Zutun Erwachsener. Und zwar können uns hier die von Erziehern 'angesalbten' Gewächse von besonderem Nutzen sein, weil man hier fest bestimmbare Ausgangspunkte vorfindet, während in der Überlieferung der an sich wertvolleren 'echten' Spielreime nur zu oft ein hoffnungsloser Wirrwarr herrscht.

Vieles wäre noch anzuführen. Besonders unter den Kettenreimen und auf dem verwandten Felde des fröhlichen, um den Sinn wenig bekümmerten Fabulierens ließe sich eine Menge unmittelbar einleuchtender Beispiele gewinnen. Wollt ich gar auf Einzelheiten fahnden, die innerhalb eines übernommenen Rahmens kindliche Anschauung und Machart verraten, so wäre schwer ein Ende zu finden — der Aufsatz möchte sich dann unversehens zum Buch auswachsen. Hier konnt ich nur auf Fingerzeige ausgehen und in keiner Hinsicht Vollständigkeit anstreben; so hab ich auch die schwierige und lockende Frage fast ganz beiseite gelassen, wie sich das Kind im einzelnen mit Vers- und Strophenbau abfindet. Es bleibt noch viel zu tun, und zwar ebenso anmutige wie erfolgversprechende Arbeit. Hoffentlich ist es mir gelungen zu zeigen, wie wir doch mit starkem und vielfältigem Anteil des Kindes zu rechnen haben, auch wo Urheberschaft und Einfluß Erwachsener unverkennbar ist, und welche Hilfe uns die Kenntnis des kindlichen Seelenlebens, insbesondere des Spiels in seinen mannigfachen Ausprägungen, dabei zu leisten vermag. Besonders, da ja unmittelbar daneben auch eine Einschränkung zu betonen ist. Ich habe mehrmals darauf hingewiesen, daß in manchen Fällen die Grenze zwischen Kinderdichtung und nicht kunstmäßiger Dichtung Erwachsener nur unstet und kaum greifbar ist; ja, man wird sagen dürfen, daß in der letzteren oft über den Altersunterschied hinweg ein Stück Kindertum dauert und wirkt. Wenn sich dadurch die Aufgabe der Abgrenzung außerordentlich verwickelt, so eröffnet sich doch zugleich ein schöner Ausblick: wir dürfen hoffen, mit fortschreitender Erkenntnis der Kinderdichtung und der in ihr wirksamen Stimmungen und Kräfte auch für die — wenn ich einmal so sagen darf — geborene Volksdichtung immer schärfere Augen zu bekommen.

Gelangen wir in all diesen Fragen zu einigermaßen klaren Richtlinien, so kann das wiederum nur befruchtend auf die allgemeine Kinderforschung wirken. Es ist ein Gebiet, auf dem Wort- und Seelenforschung einander in die Hände arbeiten müssen.

1) Eine Anzahl hat Curt Müller lehrreich behandelt: Die Entstehung des volkstümlichen Kinderliedes, Sonntags-Beilage zum Dresdner Anzeiger 1903 Nr. 12 S. 57—61. Ich benutze die Gelegenheit, auch im allgemeinen auf diesen Aufsatz hinzuweisen, den ich bedaure nicht früher kennen gelernt zu haben.

Vieles Wesensverwandte enthalten die rheinländischen Aufzeichnungen des DVA., besonders Fastnachtsrufe u. dgl. Ich lasse sie jedoch beiseite, weil der kindliche Ursprung nicht einwandfrei feststeht.

Notizen.

A. Aarne, Das estnisch-ingermanländische Maie-Lied, eine vergleichende Untersuchung. Helsinki 1922. 255 S. (FF Communications 47). — Eine junge Frau namens Maie tötet ihren Mann, indem sie nachts in seinem Bette ein Messer verbirgt; als am Morgen die Schwiegermutter den Mord entdeckt, entflieht sie und begehrt vergeblich Schutz bei der Fichte, Birke, dem Ochsen, dem Meer und anderen Gegenständen, bis sie endlich ergriffen wird oder den Tod im Meer findet oder endlich auch entkommt. A. vergleicht die zahlreichen estnischen und finnischen Aufzeichnungen dieses Liedes eingehend und vorsichtig und unterscheidet 6 Versionen, unter denen B wegen der Motivierung der Mordtat und des dramatischen Abschlusses den Vorrang verdient. Beachtenswert ist der Dialog der Frau mit dem Messer und die Einwirkung anderer Sagenstoffe. — (J. B.)

A. Aarne, Das Lied vom Angeln der Jungfrau Vellamos, eine vergleichende Untersuchung. Helsinki 1923. 92 S. (FF Communications 48). — Im Kalevala stürzt sich die Jungfrau Vellamos ins Meer, weil ihr Bruder sie dem alten Väinämöinen, der ihn im Liederwettkampf überwunden, zur Frau versprochen. Darauf angelt V. und fängt einen eigentümlichen Fisch, der ins Wasser zurückspringt und verkündet, daß er die gesuchte Jungfrau sei. Durch Vergleichung mit einem estnischen Liede, in dem sich ein gefangener Fisch in eine Jungfrau verwandelt, kommt A. zu dem Schluß, daß das Angeln der schönen Vellamos ein selbständiges Lied und vom Liederwettstreit Väinämöinens zu trennen ist. Auch eine kroatische Legende erzählt von einem Fisch, der sich dem h. Laurentius als seine von der Mutter verwünschte Schwester offenbart. — (J. B.)

O. Abel, Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube. Karlsruhe i. B., G. Braun 1923. 66 S. Mit 8 Tafeln und 16 Textfiguren. (Wissen und Wirken 8). — Der Wiener Paläontolog weist in dem mit vielen Abbildungen versehenen Büchlein nach, daß die Funde fossiler Knochen im Mittelalter wie auch im Altertum mindestens seit Herodots Zeiten den Anlaß zu den Sagen von geflügelten Schlangen gaben, die bereits auf altassyrischen Bildwerken erscheinen. Knochen von Höhlenbären galten als Drachengerippe, Erdöl als Drachenblut, Knochen des Mammuts als Reste von Riesen, seine Stoßzähne als solche von Einhörnern, ein Sandsteingebilde als Basilisk (vgl. dazu oben 28, 43). Auch die Sage von einäugigen Kyklopen führt A. auf Elefantenschädel der Eiszeit zurück, die mehrfach in Sizilien gefunden sind. Endlich bespricht er die Verwendung von Belemniten und Seeigeln in der Volksmedizin. — (J. B.)

P. Alpers, Die Beneckhäuser Liederhandschrift von 1573 (Nd. Zs. f. Volkskunde 2). 6 S. — Die in Göttingen befindliche Hs. ist ein in Westfalen 1573 angelegtes Stammbuch, in das 34 adlige Freunde und Freundinnen der Besitzerin Anna Lüning Lieder und Sprüche eingetragen haben. Von den 44 Liedern sind nur 14 bisher unbekannt. — (J. B.)

A. Angenetter und E. K. Blümml, Lieder der Einserschützen gesammelt, hsg. und mit Gitarrebegleitung versehen. Wien, Burgverlag F. Zöllner 1924. 175 S. (Deutschösterreich. Bücherei 3). — Mit wehmütigen Gefühlen nimmt man das Buch in die Hand, das die Lieder des einstmaligen Wiener Schützenregiments Nr. 1 aus dem Weltkriege in schmucker Ausstattung enthält. Die 1918 auf Anweisung des Kriegsministeriums begonnene und durch zwei treffliche Fachmänner zu Ende geführte Sammlung enthält 103 alphabetisch geordnete Nummern, dazu einige Märsche, Texte zu Signalen und Reime. Charakteristisch für die Wiener Herkunft ist die Bevorzugung von Schubertschen Weisen, Operettenmelodien und Studentenliedern, deren Texte sich eine humoristische Parodie haben gefallen lassen müssen. Auch an sentimentalen Stücken fehlt es nicht neben allgemein verbreiteten und wiederaufgelebten alten Gesängen. Wertvoll sind die über 30 Seiten füllenden literaturvergleichenden Anmerkungen. Zu S. 138 sei bemerkt, daß 'An der Weichsel gegen Osten' aus dem polnischen Originale Kowalskis (oben 19, 421) übersetzt ist. — (J. B.)

A. Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten. Ein Beitrag zur Ethnographie, Kulturgeschichte und Archäologie der Völker Rußlands im Westgebiet. St. Petersburg 1907—1918. 838 S. Folio. Mit 700 Abbildungen im Texte. Erhältlich bei Pastor W. Bielenstein in Budow, Kr. Stolp in Pommern. Preis 30 M., Teil II allein 25 M. — Der erste Teil dieses Werkes ist schon 1907 erschienen und behandelt vorzugsweise die Bauten; der zweite, umfangreichere Teil über die Holzgeräte ist nach dem Tode des Verfassers gedruckt in einer beschränkten Zahl von Exemplaren endlich nach Deutschland gekommen. Das Werk enthält gründliche Untersuchungen sachlicher und sprachlicher Art mit zahlreichen Zeichnungen und häufiger Anführung lettischer Volksliederstrophen und Volksrätsel, die auf die besprochenen Gegenstände Bezug nehmen. Das meiste davon hat der Verf. um die Mitte des 19. Jahrh. noch selbst gesehen, aber auch ältere Zustände durch zeitgenössische Berichte, sprachliche

Schlüsse und eben die poetische Volksüberlieferung festgelegt. Auf Einzelheiten einzugehen verbietet die Fülle des in dem Buche niedergelegten Stoffes. Im Ganzen ist hier ein fesselndes und einwandfreies Bild einer bis in die Neuzeit hineinreichenden primitiven Kultur gezeichnet, deren Hauptbetriebsmittel das Holz war. Die moderne Zeit mit ihrer bis dahin unbekannten Arbeitsteilung hat ihr ein Ende gemacht, und es mag uns eine gewisse Befriedigung gewähren, daß diese altertümliche Kultur und ihre nicht zum wenigsten auf deutsche Einflüsse zurückzuführende Umbildung und Entwickelung durch die zähe Arbeit eines deutschen Gelehrten geschildert und der Nachwelt überliefert worden ist. — (K. Brunner.)

K. Bittner, Beiträge zur Geschichte des Volksschauspieles vom Doctor Faust. Reichenberg i. B., F. Kraus 1922. 30 S. (Prager Deutsche Studien 27). — B., dem die oben 23, 36 veröffentlichten Fassungen unbekannt blieben, untersucht die von E. Kraus (1891) und J. Veselý (1911) besprochenen čechischen Faustspiele, deren Urtypus er um 1700 ansetzt, und glaubt mit Bruinier, daß es schon vor Marlowe ein deutsches Faustdrama gegeben habe, das dieser neben dem Volksbuche benutzte. — (J. B.)

H. F. Blunck, Märchen von der Niederelbe. Jena, E. Diederichs 1923. 263 S., geh. 5,50 M., geb. 7,50 M. — Nach dem Titel könnte man meinen, hier niederdeutsche Volksmärchen zu finden; es sind aber eigene Spiele mit altbekannten Motiven von Riesen und Zwergen, Klabauter und Roggenmuhme, gestohlenem Federkleid und anderen Wunschdingen, bald humoristisch, bald unheimlich gewendet, aber meist ohne den befriedigenden Abschluß, den die Einfalt und Heiterkeit des echten Märchens verlangt. — (J. B.)

Johannes Bolte, Ein Lied von den berühmten Bergwerken Sachsens. (Festschrift Eugen Mogk zum 70. Geburtstage. Halle, Niemeyer, S. 624—629). — Das zum ersten Male im Jahre 1545 gedruckte und hier wieder ans Licht gezogene Lied schildert in 21 Strophen die Hauptbergorte des Erzgebirges. Besonders interessant ist die von Georg Rhau (1488—1548) zweistimmig gesetzte Melodie, die den zweiten Stollen nicht in der Weise des ersten, sondern mit einer neuen, im Dreivierteltakt fortschreitenden Phrase bringt. — (F. B.)

Brage: Årsskrift. 4. 5. 6. 7. 8—11. 12—14. Helsingfors 1910—1923. 260, 200, 161, 159, 216, 154 S. — Der 1906 von Dr. Otto Andersson gegründete Verein Brage, von dem oben 20, 118 erzählt wurde, läßt sich die Pflege des schwedischen Volkstums in Finnland eifrig angelegen sein. Der wissenschaftlichen Erforschung desselben dient das Jahrbuch, dessen wichtigste Aufsätze in systematischer Ordnung hier verzeichnet werden sollen: O. Andersson gibt (4, 37) eine Geschichte der schwedischen Volksliedforschung in Finnland seit 1848, die sich an die Namen Rancken, Freudenthal, Estlander, Topelius u. a. knüpft, und schildert (8, 1) die Entwicklung seines eigenen Vereins. G. Holmgren-Strömbom, Der Volksliedsammler A. Bondeson (8, 90). K. Karlsson, Spielleute im östl. Nyland (8, 110). A. Svensson, Volkslieder (4, 198. 7, 87). O. Andersson, Das Lied vom Wiedersehen an der Totenbahre (4, 177; vgl. Erk-Böhme nr. 110); Tanzweisen des 18. Jahrh. (7, 27. 8. 31); Der Bau der Polka melodien (4, 170); Teufelspolka (7, 133). K. Fagerström, Teufelsmelodien (7, 157). Th. Renqvist, Die Kehrreime der skandinavischen Volkslieder (7, 87). K. Wikman, Freja und ihre Sippe (12, 113). A. Hackman, Ein osteuropäisches Märchen (4, 137; vgl. Bolte-Polívka 1, 151[1]). G. Landtman, Schildbürgerstreiche aus Bemböle (4, 151); Sagen von Geistern und Hexen (4, 166); Aberglaube und schwarze Kunst (4. 160). R. Hemmer, Der böse Blick (7, 52). K. Åkerblom, Wetterregeln (4, 219); Kinderspiele (4, 227). J. Tegengren, Hochzeitssprüche (4, 210); Leben der Fischer (4, 155); Opferstöcke in Gestalt von Bettlern (6, 129). V. Solstrand, Åländische Ortsnamen (4, 94. 5, 151). J. Tegengren, Sitten bei Geburt und Taufe (12, 60). G. Sivén, Hilfe beim Zahnen (12, 68). F. Burjam, Die Glückshaube im skandinavischen Volksglauben (12, 84). V. Wessman, Ernte, Dreschen, Flegel und Sense (12, 100). E. Heikel, Volkstrachten (5, 142). Y. Heikel, Männertrachten (12, 98); Trachtenfeste 1922 und 1923 (12, 33); 6, 53 Organisation der Heimatsforschung (durch Studenten). — Außer der Forscherabteilung hat der Verein, der in Wasa, Jakobstadt und Wiborg Filialen unterhält, noch drei weitere Sektionen, die sich der Volksmusik, der Tänze und der Schauspiele annehmen. Er veranstaltete Wettstreite der Musikanten und hat 1910 und 1923 Sängerfahrten nach Stockholm und Göteborg unternommen, von denen uns ein illustriertes Programmbuch (1923. 48 S.) vorliegt. Er hat endlich mehrere Bändchen Volkslieder einstimmig und vierstimmig, Reigen und Volkstänze herausgegeben, die wir den Freunden des Volksgesanges warm empfehlen. Andere Volksweisen, denen der Dichter A. Slotte neue Texte unterlegte, erschienen mit Klavierbegleitung; mehrfach wurde O. Anderssons Lustspiel 'Ostbottnische Bauernhochzeit' zur Aufführung gebracht. Wir wünschen dem Vereine ein weiteres fröhliches Gedeihen.

Brage: Visbog 1—2. Helsingfors 1908. 1912. 31 + 47 S. (60 einstimmige Lieder). — Brage: 20 Sånglekar. ebd. 1908. 34 S. — Brage: 36 Folkdanser. ebd. 1915. 67 S. — Brage: Folkvisor från Svenskfinland, arrangerade för blandad kör. del 1—2. ebd.

(1922). VII, 170. IV, 120 S. (123 Nr. von verschiedenen Musikern gesetzt; z. T. mit genauer Angabe der Herkunft). — Brage: Wisor från Svenskfinland med text av Alex. Slotte, arrangerade för solosång och pianoackompanjemang. Nr. 2: Visa i främmande land. — 3: I vårens skära dag. — 4: Jungfrun gick i västanlid. — 5: Byttan. (ebd. 1922—23). — O. Andersson, Österbottniskt bondebröllop, 7 tablåer enligt traditioner och originala sång — och melodiuppteckningar. Dialoger och monologer pa Petalaksdialekt. 3. upplagan. ebd. 1923. 24 S. — Edit Vahlbeck, Tå he smald. folklustspel i en akt. ebd. 1924. 30 S. — (J. B.)

R. Brandstetter, Wir Menschen der indonesischen Erde. 3: Der Intellekt der indonesischen Rasse, mit indogermanischen Parallelen. Luzern, E. Haag 1923. 30 S.

Hermann von Bruiningk, Der Werwolfwahn in Livland und das letzte i. J. 1692 deshalb stattgehabte Strafverfahren. (Mitt. aus der livländischen Geschichte 22,3 S. 163—220). Riga, Kymmel 1924.

Hermann Eris Busse, Hermann Daur. (Heimatblätter 'Vom Bodensee zum Main' Nr. 26, hsg. vom Landesverein Badische Heimat.) Karlsruhe, C. F. Müller 1921. Mit 89 Abb. und einer farbigen Tafel. 1,75 Mk. — Die Kunst des 1870 geborenen Malers, die hier mit liebevoller Schlichtheit vorgeführt wird, schildert mit besonderer Liebe menschliche und landschaftliche Typen seiner badischen Heimat und bietet so eine schöne Ergänzung der gerade in letzter Zeit so regen literarischen Arbeit auf dem Gebiet der Volkskunde Badens. — (F. B.)

Elfriede Cario, Alte und neue Volkstänze; Klaviersatz von Lotte Schulz. 3. Auflage. Leipzig-Berlin, Teubner 1924. 64 S. quer 8°. — Die oben 33, 40 charakterisierte hübsche Sammlung erscheint in der neuen Auflage verbessert und bereichert. — (J. B.)

Reidar Th. Christiansen, Bidrag til spørsmaalet om berøringen mellem keltisk og nordisk tradition (Maal og minne 1924. 49—64). — Zwei Beispiele für alten Zusammenhang zwischen keltischer und nordischer Sage: 1. Seurlus an Dobhair, der Held einer im 18. Jahrh. aufgezeichneten gälischen Ballade, der aus Sehnsucht nach einem ihm im Traum erschienenen Meermädchen stirbt, wird Anfang des 13. Jahrh. im Málsháttakvaeđi als Sörli erwähnt. 2. Finns Genosse Daorghlas, der ein gutes Schwert schmiedet und es im Blute des tückischen Schmiedes härtet, hängt zusammen mit dem nordischen Viderik Verlandsson. — (J. B.)

T. F. Crane, Painting the town red. (The Scientific Monthly 18, 605—615. 1924.) — Die Redensart 'die Stadt rot anstreichen' = lärmende Lustbarkeit halten, wird in Zusammenhang gebracht mit dem 'Jupiter miniatus' und vielfacher Verwendung der roten Farbe (vgl. oben 23, 250). — (J. B.)

Lambrecht Ehrlich, Origin of australian beliefs. St. Gabriel-Mödling (Vienna), Austria Anthropos-Administration, 1922. 83 S. — Unbefriedigt durch die animistische, magische, totemistische, präanimistische Theorie, sucht E. die religiösen Vorstellungen der Australier durch das Zusammenstoßen verschiedener Kulturkreise zu erklären. Mit Gräbner und F. W. Schmidt nimmt er eine altaustralische primitive Kultur an, die durch den eingewanderten Totemismus und den 'matrilinealen' Dualismus beeinflußt wurden. Die höchsten Wesen haben einen doppelten Charakter; sie sind nicht nur Stammesheroen, sondern auch (und zwar ursprünglich) göttliche Weltschöpfer und Regierer. — (J. B.)

H. Ellekilde, Evald Tang Kristensens Aeresbog i udvalg. København, Schønberg 1923. VIII, 159 S. (Danmarks Folkeminder 28). — Als der hochverdiente dänische Volkskundler E. T. Kristensen, von dessen Wirksamkeit oben 15, 448 berichtet wurde, vor einem Jahre seinen 80. Geburstag beging, taten sich 223 Männer und Frauen zusammen, um ihm eine Festschrift, bestehend aus eigenen volkskundlichen Aufzeichnungen, zu überreichen. Aus dieser 1272 Seiten umfassenden Handschrift hat nun Ellekilde die vorliegende Auswahl von minder bekannten Dingen mit passenden Kürzungen hergestellt und ihr sehr wertvolle Nachweise aus der gedruckten Literatur und den reichen Schätzen des Kopenhagener volkskundlichen Archivs beigegeben. Wir erhalten im ganzen 118 Nummern: Volkslieder, Märchen, historische und mythische Sagen, Volksglauben, Festbrauch und Volkstracht (mit Abbildungen), Volksleben. Vielfach ließen sich natürlich außerdänische Parallelen heranziehen; z. B. zu Nr. 5 (vorteilhafter Tausch: Bolte-Polívka. Anmerkungen 2, 201; zu 6 (Wunschmühle) ebd 2, 439; 9 (Fuchs und Eichhörnchen) ebd. 2, 208; 7 (sonderbare Namen) oben 27, 135. Von ganz eigenartigem Humor aber zeugt die in Nr. 117 berichtete Strafe des Hammeldiebes, der eine Tonne Bier zu stiften hatte; er durfte in Gesellschaft mit den Bauern mittrinken; wenn dann einer das Glas zum Munde hob, wurde gefragt: 'Wer trinkt?' Und dann mußte der Dieb antworten: 'Ehrliche Leute trinken'. Wollte er selber aber einen Schluck nehmen, so lautete seine Antwort: 'Der Dieb trinkt'. — (J. B.)

Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, hsg. vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich. 1.—3. Bd. Berlin, de Gruyter 1922—24. 193, 183, 190 S. 4°. je 6 Mk. — Über Ziel und Aufgabe des Instituts gibt die an den Anfang des 1. Bandes gesetzte Rede, die A. Ehrhard bei seiner Eröffnung am 12. November 1921 gehalten hat.

Aufschluß. Sein Zweck ist die Pflege der gemeinsamen wissenschaftlichen und kulturellen Interessen der Elsaß-lothringer im Reiche unter Ausschluß politischer Bestrebungen. Organisch verbunden mit dem Hilfsbund, der die materiellen Interessen unserer aus dem Reichslande vertriebenen und geflüchteten Landsleute vertritt (es sind deren über 140000!), will es einerseits durch Herausgabe einer Volksbücherei die Erinnerung an die verlorene Heimat immer wieder auffrischen, andererseits in wissenschaftlichen Veröffentlichungen die elsaß-lothringische Literatur, Geschichte und Kultur behandeln. Das Jahrbuch schließlich soll mit kleinen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufsätzen und poetischen Beiträgen ein Zentralorgan für die Gemeinde der Freunde Elsaß-Lothringens darstellen. Der Universität Frankfurt gebührt der Ruhm, dieser wissenschaftlich-nationalen Organisation durch Überlassung geeigneter Räumlichkeiten ihre Wirksamkeit zu ermöglichen, für deren Vielseitigkeit die ersten drei Bände des Jahrbuches ein treffliches Zeugnis ablegen. An volkskundlichen Beiträgen seien angeführt: H. Rahtgens, Bandornamente in der elsässischen Volkskunst (1, 143); E. Ungerer, Über Hofzeichen und Hofnamen in einem elsässischen Dorfe (2, 60); Ph. Hammer, Kennzeichen und Veränderungen der ersten germanischen Ackerbausiedlungen mit besonderer Berücksichtigung des Elsasses (3, 105); W. Zimmermann, Elsässische Volksnamen von Arzneimitteln, Chemikalien und ähnlichen Apothekerwaren (3, 136). Interessante volkskundliche Beobachtungen enthält auch das von E. Polaczek (1,68) veröffentlichte Tagebuch des Joh. Friedr. von Uffenbach aus Frankfurt über seinen Straßburger Aufenthalt 1712—1714 (u. a Bohnenkönigsfest und Pfeifertag in Bischweiler). Auch in der umfangreichen, dem 2. und 3. Bande beigefügten Bibliographie fehlt selbstverständlich die Volkskunde nicht; für den deutschen Charakter des Elsasses spricht das fast vollständige Fehlen französischer Publikationen auf volkskundlichem Gebiete. Die schmucken Bände sind mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln ausgestattet. — (F. B.)

Facultad de Filosofia y Letras de la Universidad de Buenos Aires. Instituto de Literatura Argentina: El canto popular. Documentos para el estudio del folk-lore argentino. Sección folk-lore. Tomo 1, Nr. 1: Musica precolombiana. Buenos Aires, Casa editoria Conti 1923. 33 S. 4°. — Das Institut für argentinische Literatur an der Universität Buenos Aires hat eine Reihe volkskundlicher, Tanz, Dichtung und Musik umschließender Veröffentlichungen geplant, die, der geschichtlichen Entwicklung folgend, die einheimische Periode der Inka, die peruanische Epoche des spanischen Einflusses und die aus dem Zusammenfluß beider hervorgegangene neuere argentinische Periode behandeln soll. Das erste Heft mit vorkolumbischer Musik, das dem bolivianischen Musiker Don Manuel Benavente zu danken ist, liegt mit 10 Instrumentalsätzen (Hymnus an die Sonne, Marsch der Inka, Leichenfeier von Atahualpa, Sternentanz, Mondtanz, Tanz an die Sonne u. a.) vor. Leider sind die volkstümlichen Weisen klavieristisch bearbeitet, so daß der ursprüngliche Kern nicht klar erkennbar ist. Mit Recht wird der pentatonische Charakter der Melodien betont. — (J. Wolf.)

Hans Fehr, Massenkunst im 16. Jahrhundert. Mit 112 Abbildungen. Flugblätter aus der Sammlung Wickiana. Berlin, H. Stubenrauch 1924. 5, 121, 86 S. 4°. geb. 10 Mk. (Denkmale der Volkskunst, hsg. von W. Fraenger 1). — 23 Bände Flugblätter und Flugschriften des 16. Jahrh. hat der Zürcher Chorherr Joh. Jakob (1522—1588) als unermüdlicher Kuriositätensammler hinterlassen. Aus diesem noch wenig ausgenutzten kostbaren Schatze der Zürcher Stadtbibliothek, einer rechten Fundgrube für die Kulturgeschichte des Reformationszeitalters, bietet uns Fehr eine nach festen Gesichtspunkten geordnete Auslese in gelungenen Reproduktionen und mit trefflichen Erläuterungen. Lebendig schildert er den hier zu Tage tretenden Stern- und Wunderglauben, das Wirken des Teufels, Morde und Hinrichtungen, Kometen, Türkengreuel, historische Lieder und religiöse Kampfblätter. Die Holzschnitte, die alle mehr mit der Linie als mit Licht und Schatten arbeiten, sind auf die Gefühle der Masse abgestimmt und in ihrer gesteigerten Dramatik oft den heutigen Kinoplakaten zu vergleichen, nur daß jedes lüsterne Moment völlig fehlt. Vielfach sind sie in der Druckerei durch 'Briefmaler' oder daheim von den Käufern koloriert worden. Auch den Texten schenkt der Herausgeber Beachtung, er weist auf Flugblätter von Brant, Gengenbach, Vogtherr, Hans Sachs, Fischart, auf Luthers Deutung des Mönchkalbes und Papstesels hin und druckt zwei Landsknechtslieder ab. Doch hätte hier leicht noch etwas mehr geschehen können. Gern hätten wir über die 1573 zu Hamburg hingerichteten Seeräuber (Bild 34) und die bei Deventer verbrannten Ketzerinnen (Bild 37) näheres gehört. Über Bigorne und Chicheface (Bild 17) ist im Archiv f. n. Spr. 106, 1 Genaueres zu finden, Bild 71 und 86 gehören Fischart (Kurz 3, 243. Goedeke 2, 491 nr. 3, 1) zu, das Berner Lied (Bild 77) ist bereits 1536 von Nic. Schorr gedichtet (Liliencron 4, 131), das Lied von 1562 (S. 110) rührt von W. J. Bergell her (Weller, Annalen 1, 64), das Spruchgedicht von 1573 (S. 101) geht auf eine Dichtung Gengenbachs (S. 32 ed. Goedeke) zurück usw. — (J. B.)

Eugen Fehrle, Badische Volkskunde. Mit 72 Abbildungen auf Tafeln und im Text. 1. Teil. Leipzig, Quelle & Meyer 1924. XV, 199 S., geb. 4 Mk. — Das vorliegende Werk Fehrles bildet einen wertvollen Bestandteil der von F. v. d. Leyen herausgegebenen Sammlung 'Deutsche Stämme, Deutsche Lande'. Im Schwarzwald geboren und von Kindheit an mit Mundart und Sitte seiner Heimat aufs engste verbunden, war Fehrle, über dessen frühere Arbeiten an dieser Stelle wiederholt berichtet wurde, der geeignete Bearbeiter dieses Gebietes. Als Schüler Dieterichs unterläßt er auch in diesem Buche nie, die antiken Parallelen und Verbindungslinien aufzuzeigen (vgl. besonders die Anmerkungen). Der vorliegende 1. Teil behandelt Sprache und Art des Volkes (mit interessanten Betrachtungen zur Rassenfrage), Empfindungs- und Denkart des Volkes (Rundzahlen, Volkslied und Volkskunst, Neckereien), Bauernhaus, Bauerngarten, Volkstracht. Sehr bemerkenswert sind die grundsätzlichen Ausführungen zu Naumanns Theorie vom gesunkenen Kulturgut und primitiven Gemeinschaftsgut (S. 72f.). Restlose Vollständigkeit ist, als unmöglich, nicht beabsichtigt; was geboten wird, macht einen unbedingt zuverlässigen und wissenschaftlich fundierten Eindruck. Prächtig ist der Bilderschmuck, fast ausnahmslos nach Originalphotographien. — (F. B.)

Eugen Fehrle, Der Johannistag. (Zwischen Neckar und Main, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen, hsg. von K. Trunzer, 7. Heft. Buchen, Verlag des Bezirksmuseums 1924. 21 S.

G. Fittbogen, Was jeder Deutsche vom Grenz- und Ausland-Deutschtum wissen muß. 2. Aufl. München, R. Oldenbourg 1924. VI, 66 S. mit 2 Karten. 1 Mk. — Die Not der Zeit zwingt die Deutschen zum Zusammenschluß; viel zu wenig haben wir uns bisher um die Volksgenossen im Auslande gekümmert; vor allem muß der Schulunterricht auf die Geschichte der staatlichen Absplitterung und die Loslösung durch Auswanderung hinweisen. Der Vf., der auch eine Literaturübersicht über diese Fragen (Dessau, Dünnehaupt 1923) herausgegeben hat, liefert dazu einen klaren, gut gegliederten Überblick der historischen Entwicklung im deutschen Sprachgebiet und außerhalb desselben und eine Schilderung der gegenwärtigen Lage. — (J. B.)

Max Friedlaender, Das Lied vom Marlborough. (Aus der Zs. f. Musikwissenschaft 6, 6). 28 S. 4°. — Kein Lied hat es zu einer solchen internationalen Berühmtheit gebracht wie das vermutlich 1709 nach der Schlacht bei Malplaquet entstandene, aber erst 1781 durch die Amme des französischen Dauphins bekannt gewordene Marlboroughlied. Mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit geht F. den Schicksalen des Textes (deutsch z. B. 'Ein Fähnrich zog zum Kriege') und der 1813 von Beethoven in seiner Symphonie verwerteten Melodie in europäischen und außereuropäischen Ländern nach. — (J. B.)

L. Frobenius, Märchen aus Kordofan. (Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas Bd. 4.) Jena, Diederichs 1923. 309 S., geh. 6 Mk., gebd. 8,50 Mk. — Kurz vor dem Weltkriege hat der große Afrikaforscher in dem westlich von Abessinien am linken Nilufer sich erstreckenden Steppenlande Kordofan die hier übersetzten 27 Märchen und Schwänke aufgezeichnet. Er weist im Vorwort auf die Ähnlichkeit ihres Aufbaus und Stils mit der Tausendundeinen Nacht hin und vergleicht die Geschichte des alle Hörer bezaubernden Erzählers Far-li-mas, mit der sich auf ähnliche Weise vom Tode errettenden Scheherzad. Diese Beziehungen werden aber noch deutlicher, wenn man das Märchen vom Silberschmied (S. 73) mit dem arabischen von Djanchah (Chauvin, Bibliogr. arabe 7, 41) zusammenhält. Als Fremdgut betrachtet Frobenius die Geschichte von Wudandahasch (S. 273); auch diese läßt sich bei Chauvin 5, 234 nachweisen; vgl. dazu Frobenius 2, 52. 66. 90; Westermann, Gola-Sprache S. 96; Die Kpelle S. 385. 486. 525; Bolte-Polívka 3, 431. Und so gewinnen auch die übrigen Stücke durch die Märchenvergleichung ein besonderes Interesse: S. 25 'Glück und Verstand' (Bolte-Polívka 3, 56). — 31 'Der Schädel' (R. Köhler 2, 359). — 49 'Die zersprengte Familie' (Chauvin 6, 151. Gesta Romanorum 110. Bousset, oben 28, 154). — 53 'Die Sprache der Tiere' (Bolte-Polívka 1, 132). — 60 'Das Girdamädchen' (ebd. 2, 30). — 91 'Der Schech El Esuda' (ebd. 2, 99; die Einleitung nach Aesop 256 Halm). — 117 und 134 'Vogel, Pferd, Büchse' (ebd. 1, 510. Chauvin 6, 5). — 147 'Die Lieblinge der Aldjann' (Chauvin 5, 205. Jahn, Mehri-Sprache S. 120). — 165. 204. 216 drei Fassungen des Grindkopf-Motivs (Bolte-Polívka 3, 97. Zur magischen Flucht S. 220 ebd. 2, 140). — 224 'Die tapfere Fatma' (Allerleirauh; ebd. 2, 55. 3, 305). — 241 'Der bekehrte Räuberhauptmann' (Trubert; ebd. 3, 394). — 259 'Die Rache des betrogenen Ehemannes' (oben 6, 269. Poggio 223. Reinisch, Wiener SB. 111, 90). — 301 'Abu Seraera' (Petit Poucet. Bolte-Polívka 1, 500). — (J. B.)

L. Frobenius, Atlantis Bd. 7: Dämonen des Sudan. Allerhand religiöse Verdichtungen. Jena, E. Diederichs 1924. 373 S. — Bd. 11: Volksdichtungen aus Oberguinea 1: Fabuleien dreier Völker. Ebd. 1924. 356 S. — Von den beiden neuen Bänden des gewaltigen Afrika-Werkes enthält der erste eine Menge neuen, wichtigen Materials über die religiösen Vorstellungen der Sudanvölker von den Dämonen, die

im Wasser und auf der Erde in tierischer und menschenähnlicher Gestalt hausen, über die Verehrung der Besessenen, die zahlreichen Gottheiten der Haussa, Zauberer, Geheimmittel u. a., während er sich für die Verbreitung der Märchenstoffe weniger ausgiebig erweist. Es erscheint nur etwa der Verwandlungskampf zweier Zauberer (S. 146. 161. 183. Bolte-Polívka 2, 67), Mann und Schlange (S. 11. Bolte-P. 2, 466), die beiden Wandrer (S. 167. Bolte-P. 2, 480), das schlaue Kaninchen (S. 275. 282). — Im 11. Bande dagegen, der den Bassari, Tim und Muntschi in Oberguinea gewidmet ist, nehmen die Volkserzählungen einen größeren Raum ein. Neben echt afrikanischen Tiermärchen vom gewitzten Hasen und der Spinne und unsauberen Geschichten geschlechtlicher Art treten uns interessante Seitenstücke bekannter Erzählungen entgegen, z. B. das angeblich vom Ochsen geborene Kalb (S. 113. 197. Bolte-P. 2, 371), die mit einer gleichen Forderung erwiderte unmögliche Aufgabe (S. 198. Bolte-P. 2, 367), der gewinnbringende Tausch (S. 97. Bolte-P. 2, 202), Tischlein deck dich (S. 100. 224. 233. Bolte-P. 1, 360), der Schlag nach dem Vogel auf dem Kopf der Frau (S. 330. Bolte-P. 1, 519), das zur Heilung des Löwen dienende Hyänenfell (S. 340. Reineke Fuchs), der Krieg der Vierfüßler und Vögel (S. 128. Bolte-P. 2, 437), der Biß ins Holz statt in den Fuß (S. 97. 328. Bolte-P. 2, 202), das Erraten des Namens (S. 215. 221. 223. 339. Bd. 7, 267. Bolte-P. 1, 495) oder einer von zehn Frauen (S. 88. 295. Bolte-P. 2, 29). — (J. B.)

Ernst Garduhn, Hiddensee. Ein Heimatbuch. In Verbindung mit anderen herausgegeben. Stettin, L. Saunier 1924. 161 S. 2 M. — Volkskundlich von Interesse die Aufsätze unserer Mitarbeiter A. Haas Vorgeschichte und Geschichte, und H. Findeisen, von dem eine umfänglichere volkskundliche Bearbeitung dieses Spezialgebietes zu erwarten ist: Die Volkssagen der Insel Hiddensee. — (F. B.)

Moses Gaster, Rumanian Bird and Beast Stories, rendered into English. London, Sidgwick & Jackson 1915. XX, 381 S. (Publications of the Folk-lore Society 75.) — In diesem erst spät in unsere Hände gelangten Buche liefert der bekannte Forscher, der frühere Vorsitzende der englischen Folklore Society, einen wertvollen Beitrag zur Volkskunde seiner rumänischen Heimat. Er hat darin 118 Märchen größtenteils aus den Werken von Marian, Gorovei und Creanga übertragen (genauere Quellenangaben fehlen), die sich den von Dähnhardt in größerem Zusammenhange behandelten Natursagen anreihen. Die Schöpfungslegenden erklären, warum die Biene schwarz, die Nachtigall grau, der Wolf wild ist, die Schwalbe einen gespaltenen Schwanz hat usw., und führen diese Eigenschaften auf Handlungen Gottes oder des mit ihm streitenden Teufels, oder auf Christus und Petrus oder Maria zurück. Zwei kleinere Gruppen enthalten Märchen und Tierfabeln, unter denen wir manche bekannte Stoffe wie den Machandelboom (nr. 74), die sieben Raben (77), Aschenputtel (89), den Streit der Hunde und Katzen (66; s. oben 21, 166), Hund und Sperling (94), Wolf und Mensch (103), Fuchs und Katze (111), die Lebenszeit (116) antreffen. Ebenso erscheinen die äsopischen Fabeln von der Stadtmaus und Feldmaus (105), von den Hasen und Fröschen (106) und vom Froschkönig (100) und eine eigenartige Gerichtsverhandlung über den verstorbenen Menschen, bei der wilde und Haustiere als Ankläger und Verteidiger auftreten (117). Ein Anhang bringt Segen für Krankheiten der Haustiere und Tierfabeln aus dem 1544 gedruckten hebräischen Alphabet des Ben Sira. — (J. B.)

Moses Gaster, Children's Stories from Rumanian Legends and Fairy Tales, illustrated by C. E. Brock. London, R. Tuck & Sons (1923?). 134 S. — Die vierzehn Stücke, die G. mit feinem Geschmacke aus den Sammlungen von Stancescu, Ispirescu, Creanga u. a. ausgewählt und treu übersetzt hat, erweisen die reiche dichterische Begabung des rumänischen Volkes, das auch verbreitete Stoffe mit Zügen reizvoller Erfindung auszuschmücken weiß. So trägt in einer Variante von 'Brüderchen und Schwesterchen' (p. 103) der in einen Hirsch verwandelte Knabe die Schwester in einem seidenen, an seinen Hörnern aufgehängten Netz; der Königssohn vermag das Glücksknäuel der hartgeprüften Heldin mit nichts aufzuwägen, bis er sich selbst auf die Wagschale setzt (p. 33); die Drachen, von denen die drei Prinzessinnen geraubt werden, wohnen nicht in Erdhöhlen wie im 'Erdmänneken', sondern in den Wolken (p. 71); ein Rabe holt die Wunschperle der Schlangen für den Helden (p. 114); ein Engel muß dreißig Jahre lang im Kloster dienen und enthüllt vor seinem Scheiden dem Abt die verborgenen Ratschlüsse Gottes (p. 121); eigenartig wird der 'Tierbräutigam' umgewandelt (p. 88). Bekannte Züge trägt dagegen z. B. die kluge Bauerntochter (p. 64), der mit seinen Gliedern Zwiesprache haltende Fuchs (p. 129. Bolte-Polívka 1, 518) oder der aus Motiven von 'Eisenhans' und 'Ferenand getrü' zusammengesetzte 'Blumenritter' (p. 43). Besonderes Lob verdient der künstlerische Schmuck des Buches, der in prächtigen Zeichnungen und Farbendrucken die malerische Landestracht und die märchenhafte Stimmung wiedergibt. — (J. B.)

Moses Gaster, The Exempla of the Rabbis, being a collection of exempla, apologues and tales culled from hebrew manuscripts and rare hebrew books. London-

Leipzig, The Asia Publishing Co. 1924. XLV, 314, 210 S. (The Asia Publishing Co.'s Oriental Series, Section III, Vol. 1.) — Die jüdischen Sammlungen erbaulicher Geschichten, die als Erläuterungen eines Bibelwortes in die Lehrvorträge der Rabbinen eingeflochten wurden, gehen in sehr alte Zeit zurück; aus verlorenen Sammlungen schöpfen bereits der palästinensische und der babylonische Talmud. Gaster veröffentlicht in seinem auf langjährigen Studien beruhenden Buche ein 297 Nummern enthaltendes Manuskript des 12.—13. Jahrh. (Sepher hama'asijoth) und reiht ihm Auszüge aus fünf weiteren Handschriften und aus Drucken späterer gleichartiger Werke (Midrasch der zehn Gebote, Sprüche Salomos, Alphabet des Siraciden, Auge Jakobs u. a.) an. Im ganzen erhalten wir 450 Stücke in gekürzter englischer Wiedergabe mit wertvollen literarischen Parallelen, einem Sachregister und einer ausführlichen Einleitung, die den in Bin Gorions sechsbändigem 'Born Judas' vermißten historischen Überblick ermöglicht. Für den Literarhistoriker sind natürlich von besonderem Interesse die reichen stoffvergleichenden Nachweise, die sich auch auf Nebenmotive (leider nicht immer deutlich bezeichnete) erstrecken. Da erscheinen, um nur einiges aus der großen Fülle anzuführen, c. 51 und 372 Scharfsinnsproben, 121 das Gold im Stabe (oben 33, 78), 303 die Teilung des Huhns, 311 das Schießen nach dem Leichnam des Vaters, 313 Crescentia, 316 Jochanan und der verzauberte Frosch (Bolte-Polívka 3, 32), 324 Schatzdieb überlistet, 334 der dankbare Tote, 335. 352 Tiersprache, 354 der Traum des betrogenen Königs (R. Köhler 2, 602), 360 der halbe Freund, 373 das Brüdermärchen, 390 Vogels Lehren, 402 Salomos Lehren (R. Köhler 2, 403), 432 Engel und Einsiedler, 434 Kaiser und Abt, 441 Schlange lösen, 442 die Witwe von Ephesus, 450 das Mädchen ohne Hände. Es sind also zahlreiche Zeugnisse für die Wanderung und Wandelung der Erzählungsstoffe seit dem Mittelalter, die uns hier übersichtlich vorgelegt werden. — (J. B.)

Arnold van Gennep, Le folklore; croyances et coutumes populaires françaises Paris, Stock 1924. 127 p. 16⁰. (La culture moderne 11.) – Das geschickt geschriebene Büchlein sucht das Interesse für die Volkskunde zu beleben, das neuerdings in Frankreich stark abgenommen hat. Der Vf. skizziert nicht nur ihre Gebiete (Märchen, Lieder, Spiele, Brauch und Glaube, Haus und Tracht, Volkskunst), sondern geht auch auf die Geschichte dieser Wissenschaft und den ihr in den Werken von Sébillot, Miß Burne und Hoffmann-Krayer zugewiesenen Umfang ein und spricht sich insbesondere über die wünschenswerte Art ihres Betriebes aus. An die Stelle des Historismus, der nur die Reste früherer Zeiten beachtet, soll eine biologische und vergleichende Methode treten, zusammenhängende Schilderungen des gegenwärtigen Lebens und Denkens der Bauern. Hinweise auf wichtigere Werke und Abbildungen von Werken der Bauernkunst sind beigegeben. — (J. B.)

Victor Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich. Ein Buch zur Kenntnis und zur Pflege guter Sitten und Bräuche. Graz, Alpenland-Buchhandlung Südmark 1924. IV, 159 S. — Der Untertitel kennzeichnet die Absicht, die den Verfasser geleitet hat. Angesichts des heutzutage, zumal in Österreich und Süddeutschland, erstarkenden praktischen Interesses für alte Volksbräuche, das bei guter Absicht aber mangelhaften Kenntnissen nur zu oft in Theaterspielerei und Vereinsmeierei ausartet, will er besonders für die dem Mutterboden des Bauerntums entrissenen Volkskreise die Grundlagen für ein gesundes wurzelechtes Wiederhineinwachsen in das volkstümliche Brauchtum schaffen, das sich besonders in den mannigfaltigen Begehungen der Jahresfeste äußert. So hat er für jeden Monat aus dem reichen Schatze eigener Kenntnis und der volkskundlichen Literatur ausführlich die Sitten besprochen, die in ganz Deutschösterreich verbreitet sind, während am Schluß der einzelnen Abschnitte ganz kurz Sonderbräuche der einzelnen Bundesländer aufgezählt werden. Neben der Erklärung der Bräuche werden zahlreiche praktische Winke für ihre Neuaufnahme gegeben, und der Vf. kann bereits mehrfach von Erfolgen seiner Bestrebungen berichten, die vor allem in den Ortsgruppen des Vereins „Südmark“ gepflegt werden, in deren gleichnamiger Zeitschrift auch diese Zusammenstellungen monatsweise veröffentlicht worden sind. Auch für die deutschen Länder, in denen ja allerorten ähnliche Bestrebungen zu beobachten sind, wird das Buch, dessen geschmackvoller Vignettenschmuck besonders zu loben ist, ein trefflicher Führer und Anreger sein. — (F. B.)

Dieter Gerhart, Kurzer Abriß der Rassenkunde. Mit 28 Abbildungen. München J. F. Lehmann 1924. 16 S. 0,50 M. — Das Heftchen bezeichnet sich selbst als in Anlehnung an die unten angezeigte Rassenkunde von H. Günther verfaßt. Es zeigt deutlich, daß nicht unbegründet ist, was dort von Gefahren eines populären Rassenwerkes gesagt wird. Als ob in der Rassenforschung alles klipp und klar wäre wird hier eine katechismusartige Aufreihung angeblicher Tatsachen geboten, vielfach wird die Stellungnahme des Originalwerkes rücksichtslos vergröbert, so z. B. in der Judenfrage, die an jener Stelle einigermaßen objektiv behandelt wird, während hier kaum ein gutes Haar an den Juden gelassen wird, deren „kühlem kritischen Verstand

nichts heilig, dem die Kunst fremdartig oder ein Ärgernis ist". Man darf wohl sagen: so, wie in diesem Machwerke, malt sich die Rassenwissenschaft nach einer flüchtigen und kritiklosen Lektüre des Originalwerkes im Kopfe eines „völkischen" Wahlredners. Jedenfalls hat der Epitomator dem Verfasser einen schlechten Dienst geleistet. — (F. B.)

R. Gragger, Bibliographia Hungariae 1: Historica. Verzeichnis der 1861—1921 erschienenen Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache, zusammengestellt vom Ungarischen Institut an der Universität Berlin. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1923. XI, 318 S. — Die überraschend reichhaltige und sorgfältige Zusammenstellung ist gegliedert in einen allgemeinen und einen speziellen, die einzelnen Perioden der ungarischen Geschichte bis 1914 umfassenden Teil; dann folgt als letztes Drittel die Literatur über den Weltkrieg, seine Entstehung, den Verlauf und die Friedensschlüsse. — (J. B.)

H. Greßmann, Ursprung und Entwicklung der Joseph-Sage (Eucharisterion, H. Gunkel dargebracht. Göttingen 1923, 1, 1—55). — Die scharfsinnige Untersuchung führt zur Annahme einer ursprünglichen Novelle von dem als Sklave verkauften jüngsten Bruder, der König wird und seine treulosen Brüder straft. Diese Geschichte erzählte man von dem Ahnherrn eines Stammes Joseph-el und verband damit ein ägyptisches Märchen vom weisen Traumdeuter, der Großvezier wird und ein neues Steuersystem einführt. Spätere Zusätze sind eine Versuchung durch das ehebrecherische Weib und die Adoption seiner Söhne durch Jakob. Was die Joseph-Geschichte in dieser Entwicklung an literarischer Einheit und künstlerischer Schönheit einbüßte, gewann sie an Veredlung der Charaktere und Vertiefung der Religion. — (J. B.)

Die Märchen der Brüder Grimm in der Urform, nach der Handschrift heraus gegeben von Franz Schultz. Zweite Jahresgabe der Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft 1924. Offenbach a. M., Gebr. Klingspor. 112, XXVIII S. mit Holzschnitten von W. Harwerth. — Die kostbare Reliquie, die uns hier von dem früheren Straßburger Germanisten Prof. Franz Schultz dargeboten wird, ist die älteste Niederschrift der Kinder- und Hausmärchen, die im Oktober 1810 an Clemens Brentano gesandt wurde und aus dessen Nachlaß an das Trappistenkloster Oelenberg gelangte. Sie enthält 46 Märchen, von Wilhelm Grimms, Friederike Mannels und Jeanette Hassenpflugs Hand geschrieben, darunter die allerbekanntesten vom Wolf und den sieben Geislein, Hänsel und Gretel, Dornröschen, Däumling, Drosselbart, Rumpenstünzchen usw. durchweg aus mündlicher Überlieferung in treuer Bewahrung des Wortlautes und Satzbaue der Erzähler. Nur fünf Nummern sind aus Büchern entlehnt. Leider sind siebens vielleicht auch mehr Blätter der Handschrift verloren gegangen. Schon jetzt ver-, zeichnet Wilhelm Grimm abweichende Fassungen; im Drucke, der zwei Jahre später erschien, und noch mehr in den folgenden Auflagen, hat er oft bessere und vollständigere Varianten vorgezogen und die alten Aufzeichnungen in den Anhang verwiesen. Auch in stilistischer Hinsicht bildet die Urgestalt der Märchen den Ausgangspunkt einer langen Entwicklung. Der wortkarge, schmucklose Ausdruck ist später immer anschaulicher, reicher, gehobener und einheitlicher geworden. Der Herausgeber hat in trefflicher Weise die Entstehung und Bedeutung der ihm seit 1910 bekannten Handschrift durch Vergleichung der Stoffe und der Darstellung mit der späteren Gestalt der Kinder- und Hausmärchen erläutert. — (J. B.)

A. Groeteken, Die Sagen des Sauerlandes (I). Die Volkssagen des kölnischen Sauerlandes. Dortmund, Gebrüder Lensing 1921. 106 S. — Der Verf., dem wir schon eine ganze Anzahl geschichtlicher und literaturkundlicher Bücher verdanken, geht in seiner neuesten Veröffentlichung den Sagen des kölnischen Sauerlandes nach. Die Sammlung G.s verfolgt vor allem schulpraktische Zwecke, da der Verf. jedoch auch 16 noch ungedruckte Sagen mitteilt, so kommt dem Buch auch für die Sagenforschung Bedeutung zu. Die Sammlung enthält 62 Nummern, die nach Kreisen angeordnet sind. Schatzsagen sind die Nummern 2, 43, 48 und 50. Auszug der Hollen: Nr. 4 und 49. Sagen über bestraften Frevel: Nr. 6, 9, 27, 34, 41 und 53. Glockensagen: Nr. 12 und 30. Sagen vom Teufel: Nr. 17 und 23. Zu Nr. 26 (Die Bienen als Retter vgl. die entsprechende Episode bei H. Löns, Werwolf.) — (Hans Findeisen.)

Svend Grundtvig, Udvalgte folkaeventyr fra Gamle danske minder, genfortalte af H. Ellekilde. København, Gad 1924. 127 S. — Zum 100. Geburtstage des großen dänischen Forschers hat E. 25 Märchen aus den vergriffenen drei Bänden der 'Gamle Minder' (1854—61) erneuert, die noch nicht in Grundtvigs Folkeaeventyr und in Olriks Danske Sagn og Aeventyr aufgenommen waren. Interessant ist seine Rechtfertigung für mehrere von ihm vorgenommene Änderungen an dem Wortlaut der ursprünglichen Erzähler. — (J. B.

Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 8 Karten und 409 Abbildungen. München, J. F. Lehmann 1922. IV, 440 S. geh. 10 M., geb. 13 M. — Nach einer Einleitung über gewisse Grundfragen und Grundlagen der Rassenkunde be-

spricht der Verf. zunächst die körperlichen Merkmale der vier europäischen Rassen (nordische, dinarische, ostische und westische, die beiden letzten Benennungen vom Verf. für die sonst alpin, keltisch, rundköpfig und mediterran genannten Rassen eingeführt), sodann ihre seelischen Eigenschaften, ihre Verteilung über Europa, Spuren in der Vorgeschichte, die Rolle der Nordrasse in Vorgeschichte und Geschichte, das Verhältnis von Rasse und Sprache. Ein ausführlicher Anhang ist der Rassenkunde der Juden gewidmet. Obwohl es das Verhältnis von Rassen- zur Volkskunde kaum berührt, sei doch an dieser Stelle auf das Buch hingewiesen, das den Anspruch erhebt, in allgemeinverständlicher Weise auf einem Gebiete zu belehren und aufzuklären, auf dem politische Verhetzung und Schlagwort nur zu sehr regieren. Ein solches Buch wäre in der Tat aufs innigste zu wünschen; ob jedoch seine Zeit schon gekommen ist, darf vielleicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, wie weit auch die strenge Wissenschaft der Rassenkunde noch von allgemein anerkannten Resultaten entfernt ist. Der Verfasser, der in seiner Grundanschauung Schuchhardt, Kossina, Hauser, Wilser und Woltmann folgt, hat es an Fragezeichen nicht fehlen lassen, doch ist die Gefahr sehr naheliegend, daß der Laie über sie hinwegliest und vieles für feststehend annimmt, worüber die Akten noch nicht geschlossen sind. Dies gilt besonders für die späteren Teile des Werkes, während der erste mit seinen zahlreichen vortrefflichen Abbildungen zweifellos geeignet ist, den Blick für Rassenmerkmale zu schärfen. Auf dem Gebiete des klassischen Altertums — um nur einen Punkt hervorzuheben — stößt man vielfach auf Schiefheiten und Allgemeinheiten. Nur eine durchaus unklare Vorstellung von der Entstehung der griechischen Religion kann z. B. den Verfasser zu dem Satze verleitet haben: 'Die Göttergestalten und die Göttersage haben jene heldischen Züge bewahrt, die für die nordische Rasse bezeichnend sind' oder: 'Das Schönheitsbild des Griechentums ist durchaus nordisch, die griechischen Bildwerke zeigen immer wieder die reine Nordrasse'. Gibt es oder kann es überhaupt ein kanonisches, zeitloses Schönheitsbild geben, kann man die Gestalten Polyklets und Skopas' und die des Lysipp und Praxiteles in das gleiche Schema pressen? — (F. B.)

A. Haas, Die Insel Vilm. Stettin, Arthur Schuster 1924 (48 S. Mit einer Karte der Insel und 15 photographischen Aufnahmen). — Im Jahre 1911 veröffentlichte Haas in den von der Ges. f. Pom. Gesch. u. Atkde. herausgegebenen 'Monatsblättern' eine kleine Studie über die Insel Vilm (S. 97—111) und gab auch daselbst in Bd. XXVII (1913), S. 98—103, einige Nachträge. Jetzt erscheint diese Studie erweitert und vertieft in Buchform und gibt dem Leser über alle Fragen, die die reizende kleine, der Südküste Rügens vorgelagerte Insel betreffen, erschöpfende Auskunft. Die Schrift des unermüdlichen Forschers gliedert sich in 7 Abschnitte und behandelt: 1. Lage, Größe und Einteilung des Vilms (S. 3—5), 2. Topographische Beschreibung des Vilms (S. 6—13), 3. den Wald auf der Insel Vilm (S. 14—21), 4. Landverlust auf dem Vilm (S. 22—27), 5. Vorgeschichtliches vom Vilm (S. 28—31), 6. Geschichtliches vom Vilm (S. 32—43) und 7. den Vilm in der Dichtung (S. 44—48). Die Photographien stellen einzelne Örtlichkeiten, so die Landungsbrücke, das Wennholz, den Grünen Berg und verschiedene der den Vilm auszeichnenden gewaltigen Bäume, Buchen und Eichen, dar. — (Hans Findeisen.)

A. Haas, Buchheidesagen. (Pommernbücher Heft 3). Stettin, Leon Saunier 1924. 64 S. — Nach den 1906 erschienenen 'Buchheide-Sagen und Spukgeschichten' (2 Hefte) von H. Lawrenz, deren Stoffe wohl aus dem Volksmunde entnommen, aber von dem Herausgeber „ergänzt und frei nacherzählt" worden sind, unternimmt es nun A. Haas, eine wissenschaftlich einwandfreie Zusammenstellung der Buchheidesagen zu geben, und während Lawrenz 29 Sagen mitteilte, kann Haas nunmehr unter Heranziehung wohl sämticher sonst in der Pommernliteratur zerstreuten Aufzeichnungen 55 Nummern vorlegen. Einen eifrigen Mitarbeiter hat Haas in H. Boldt, Altdamm, gehabt, dem er einen großen Teil der Kolbatzer Sagen verdankt. Die Sagen sind nach den Örtlichkeiten geordnet und enthalten eine große Anzahl der verschiedensten auch sonst bekannten Motive. Die Sage von den Maränen am Madüesee ist in den 'Buchheidesagen' nicht mitbehandelt worden, weil, wie der Verf. im Vorwort sagt, die Sammlung nicht über den Westrand des Madüesees hinübergreifen sollte. Vielleicht behandelt Haas, als bester Kenner der pommerschen Sagenliteratur, diese Sage einmal in einer besonderen Schrift. — (Hans Findeisen.)

A. Haas, Usedom-Wolliner Sagen. 2. Aufl. Stettin, A. Schuster 1924. XVI, 187 S. 2,30 M. — Die neue Auflage der vor 20 Jahren veröffentlichten Sammlung umfaßt 266 Nummern in neuer Anordnung und mit Abbildungen von Baulichkeiten. Sie bezeugt den Reichtum der pommerschen Volksüberlieferung und die Sorgfalt des verdienten Sammlers — (J. B.)

Felix Haase, Die religiöse Psyche des russischen Volkes (Quellen und Studien des Osteuropa-Instituts in Breslau. 5. Abteilung, 2. Heft.) Leipzig u. Berlin, Teubner 1921. VI, 250 S. — Der bekannte Forscher auf dem Gebiet der slawisch-orientalischen

Kirchenkunde schenkt uns mit dem vorliegenden Werk eine feinsinnige und auf den besten russischen Quellen fundierte Darstellung der Glaubensvorstellungen in allen Schichten des russischen Volkes. Das Buch füllt eine klaffende Lücke in der deutschen Rußlandliteratur aus, die ja überhaupt zum größten Teil noch aus Lücken besteht. Es ist in 7 große Abschnitte geteilt, die nacheinander untersuchen: den Einfluß der russischen Dogmatik auf die Volksseele; die religiöse Psyche der russischen Sekten; Kirche und Volksseele; Liturgie und Volksseele; die religiöse Psyche des niederen Volkes; die Stellung des russischen Sozialismus und Bolschewismus zu Religion und Kirche und endlich die religiöse Psyche der gebildeten Stände. In einem Schlußkapitel werden die Hauptergebnisse kurz zusammengefaßt. Ein Literaturverzeichnis, das von den russischen Arbeiten jedoch leider nur die anführt, die nach Ausweis des Zettelkataloges des Osteuropa-Instituts in den preußischen Bibliotheken vorhanden sind, findet sich S. 243—250. Schade, daß nur diese zufällige Auswahl gegeben ist, denn die Aufdeckung der auf diesen Bibliotheken fehlenden russischen Literatur wäre ein praktisch-wichtiges Nebenergebnis gewesen. — (Hans Findeisen.)

Michael Haberlandt, Einführung in die Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. Wien, Burgverlag 1924. 57 S. Mit 12 Bildertafeln und 10 Abbildungen im Text, geh. 1,35 M., geb. 1,70 M. (Volkskundliche Bücherei, hsg. vom Verein für Volkskunde in Wien, 1. Band). — Das von dem hochverdienten Wiener Museumsleiter verfaßte Büchlein will eine erste Einführung in die Volkskunde geben, ihr Stoffgebiet, ihre Hauptprobleme und ihre Methode in den Grundzügen mitteilen. Eine kurze Einleitung behandelt Begriff und Aufgaben der Volkskunde, wobei „Volk" grundsätzlich auf alle Bevölkerungsklassen bezogen wird, soweit sie noch materiell, sittlich und seelisch Anteil an dem sie umfangenden Volkstum haben; praktisch bedeutet diese Definition natürlich fast ausschließlich Berücksichtigung der ländlichen Schichten. Die Gruppierung des weiteren Inhalts in: Volksanthropologie, Sachliche Volkskunde (wozu auch Siedlungswesen und Flurverfassung gerechnet werden), Arbeit- und Sittenkunde, Volksglaube und Volksreligion, Kirchliche Volkskunde, Geistige Volkskunde (Mundart, Rätsel, Lied, Märchen, Musik, Kunst) weicht, wie man sieht, z. T. von dem üblichen Schema ab, kann aber gleichwohl die hier immer sich einstellende Gefahr gelegentlicher Wiederholungen nicht immer vermeiden. In knappster Aufreihung sind fast alle Probleme der Volkskunde zusammengestellt und behandelt, die Einordnung der Einzelheiten in größere soziologische Zusammenhänge ist dabei nie außer Acht gelassen, so daß die Schrift durchaus ihren Zweck erfüllen wird. Eine ganz kurze Literaturübersicht ist angehängt. — (F. B.)

Daniel Häberle, Die Pfalz am Rhein. Ein Heimatbuch. Mit 79 Abb., 6 Tafeln und einer Karte. Berlin, C. Weller 1924. 96 S. 6 M. — Von den drei in diesem Buche vereinigten Kapiteln stammt der erste „Pfälzer Land und Volk" vom Herausgeber A. Becker behandelt die Geistesentwicklung und das Geistesleben, Th. Zink das Wirtschaftsleben in Vergangenheit und Gegenwart. Wird der Volkskundler aus diesen von berufener Hand verfaßten Darstellungen viel Freude und Belehrung schöpfen, so gilt dies in gleichem Maße von den zahlreichen Abbildungen, z. T. Originalzeichnungen namhafter Künstler, wie Slevogt, z. T. Photographien, von denen besonders die zahlreichen farbigen einen besonderen Schmuck des prächtigen Buches bilden. — (F. B.)

Ernst Hartmann, A wing Schläsch. Band 2. Mit einem Überblick über das schlesische Schrifttum im 19. Jahrhundert von H. Jantzen. Breslau und Oppeln, Priebatsch o. J. 105 S. — Auf S. 3—43 kennzeichnet H. Jantzen die hochdeutschen Dichter Schlesiens, wobei er kritisch und kenntnisreich zu Werke geht. Der zweite Teil (S. 45—101) enthält mundartliche Poesie und Prosa von Philo vom Walde, Hermann Bauch, Oswald Rücker, Oskar Vogt, Eduard Weigel, Emil Barber, Hugo Kretschmer und August Lichter, die auf S. 101—105 kurz und treffend charakterisiert werden. Ein Schriftenverzeichnis der genannten Vertreter des schlesischen Heimatschrifttums auf S. 105 beschließt das empfehlenswerte, auch für den Schulgebrauch geeignete Büchlein. — (Hans Findeisen.)

Julie Heierli, Die Volkstrachten der Innerschweiz. Mit 12 farbigen Tafeln und 165 Abbildungen. Zürich und München, E. Rentsch 1924. 160 S. 4°. geh. 12 M., geb. 14 M. — Julie Heierli, die schon durch ein Werk über die Schweizer Trachten als Forscherin bekannt geworden, geht jetzt an die Durcharbeitung des dort nur in großen Zügen gegebenen Materials. Das neue Werk behandelt in ausgezeichneter und eingehender Weise die Kleidungsarten kantonaler Sondergebiete nach vortrefflichem Quellenmaterial als da sind Bilder, Originaltrachtenstücke, Kleiderordnungen, zuverlässige Mitteilungen u. a. m. Es ist ein Buch nach dem Herzen der Volkskundeforschung, da es die Entwicklung der Trachten aufzuzeigen bemüht ist, auch auf politische Zusammensetzung und Standestrachten Bezug nimmt. Es ist wichtig für wissenschaftliche Forschung, aber auch ein rechtes Schweizer Heimatbuch. Der Verlag hat es in anerkennenswerter Weise vornehm ausgestattet, interessant sind

die Farbentafeln nach alten Bildern. Aus Bild und Wort tritt die Tatsache hervor, daß sich Volkstrachten in der Schweiz um die Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelten, und daß, trotz Festhaltens an bestimmten Stücken, ihre Dauer keine allzu lange war. Auffallend ist der Unterschied zwischen Obwalden, wo seit langem hauptsächlich nur die Kopftrachten Besonderheit wahrten, und Nidwalden, wo, ganz abgesehen von neueren Männertrachten, bei der 'bäuerischen' Tracht ein völkisches Bild sich länger erhielt und bis ins Ende des 19. Jahrhunderts hinein bei der Sonntagstracht zur Geltung kam. Es erhöht den Wert der Arbeit wesentlich, daß Schnitte der wichtigsten Trachtenstücke auf einem Sonderbogen beigegeben sind. Als eine eigenartige nachträgliche Duplizität muß es erscheinen, daß nach Frau Heierli die Riesenzierde 'Coifflihube' in der Schweiz aus dem kleinen flachen 'Schwyzerhübli' entstanden ist, nachdem diese höchst charakteristischen hahnenkammartigen Spitzengebilde bereits 100 Jahre und noch zu Beginn des 19. Jhs. vorher von Land- und Bürgerfrauen in Frankreich unter dem Namen 'coiffe' getragen worden waren. (Vergl. Cent cinq costumes des départements de la Seine inférieure, du Calvados, de la Manche et de l'Orne. Paris, Durand aîné 1730.) Diese französischen 'coiffes' übertrafen bei Begüterten die Coifflihuben an Umfang noch erheblich, und der Anschluß am Kopf war etwas gefälliger, aber die Identität ist klar. Weiße 'coiffes' wurden auch in Frankreich über, oder in Verbindung mit anderen Haubenteilen getragen, im Gegensatz zu Deutschland, wo die weiße Frauenhaube unter der dunkeln saß und weiße Überziehhauben meistens auf Reste der weißen Trauer deuten, mit Ausnahme des Westens, wo der französisch-holländische Einfluß auch in weißen Hauben sich ausdrückte. Bei der Bezeichnung 'völkisch' habe ich leider vergeblich nach dem Wort 'alemannisch' ausgeschaut, und meine Hoffnung auf das Aufzeigen von Zusammenhängen mit Trachten unserer alemannischen Frauen im Schwarzwald und Elsaß, die in der Tracht sehr viel Ursprüngliches wahrten, sah sich leider getäuscht. Daß solche Zusammenhänge vorhanden sind, ist zu erkennen, z. B. am bäuerischen Nidwaldener Frauenhut. Geschwefelte kiloschwere und ungeschwefelte Schwingerformen gibt es auch in den erwähnten Gebieten, und 4 Rosetten sind hier wie dort ihr ursprünglicher Zierrat. Die Rosetten sind in der Schweiz aus Seide, bei unsern Alemannen aus Wolle oder Stroh und bei ältesten Formen (Alpirsbach) noch nach der besonderen, von manchen 'germanisch' genannten Weise angeordnet. Vielleicht kommt Frau Heierli einmal in einem ihrer prächtigen Bände auf solche Zusammenhänge. Es würde ihre Arbeit uns in Deutschland noch besonders nahe bringen. — (Rose Julien.)

B. Heller, Tendances et idées juives dans le contes hébreux. (Revue des études juives 77, 97—126.) — Eine vortreffliche Übersicht über das hebräische Märchen bei den Rabbinern, unter muhammedanischem und christlichem Einfluß und bei den Chassidim. — J. B.

Heuer, Prignitzer Sagen und Geschichten. Zweite vermehrte Auflage. Pritzwalk, Adolf Tienken 1922. 86 S. — 1912 erschien die erste Auflage der Prignitzer Sagen und Geschichten des verdienten Heimatforschers, dessen 'Heimatkunde der Prignitz' 1920 ebenfalls in 2. Auflage erscheinen konnte. Zu den 42 Nummern der 1. Auflage sind 34 neue hinzugekommen, so daß die Sammlung jetzt 76 Nummern enthält. Die Quellen, aus denen der Verf. geschöpft hat, werden auf S. 7 f. angegeben. Neben die literarischen Quellen treten mündliche und schriftliche Mitteilungen an den Verfasser. Die Einteilung des Sagenstoffes ist nach inhaltlich-chronologischen Gesichtspunkten vorgenommen worden. Zu Nr. 45 (Wie die Babitzer zu ihren Wiesen kamen) vgl. Wisser, Plattd. Volksm., Jena 1919, S. 119. Das Buch ist eine verdienstvolle Zusammenfassung des Sagengutes der Prignitz. Nicht vergessen seien auch die vielen Abbildungen nach Photographien, die viel zur Veranschaulichung des Textes beitragen. Vielleicht sammelt Heuer einmal seine vielen kleineren Arbeiten zur Geschichte und Kulturgeschichte der Prignitz, wofür wir sehr dankbar wären. — Hans Findeisen.

E. Hultzsch, The Story of Jivandhara (Quarterly Journal of the Mythic Society 12, 317—348). — Die Geschichte des Prinzen Jivandhara, der nach dem Tode seines Vaters geboren, in der Verborgenheit erzogen, durch eine Reihe von Abenteuern mehrere Königstöchter zu Gattinnen gewinnt und schließlich seine Mutter wiederfindet, ist eine der beliebten Legenden der Jainas. H. überträgt die älteste der fünf Versionen, das 897 geschriebene Uttarapurānam des Guṇabhadra. — (J. B.)

Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, mit einer Karte des nordgauischen Gebietes in Böhmen. 2. vermehrte Auflage. Reichenberg, F. Kraus 1924. XX, 420 S. 4,50 M. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde 6). — Die 1. Auflage des trefflichen Werkes erschien 1905 und wurde oben 16, 125 f. besprochen. In der neuen Bearbeitung ist die Anordnung unverändert geblieben, nach der in 11 Kapiteln das festliche Jahr, Geburt, Hochzeit, Tod, landwirtschaftliche Gebräuche, Aberglaube, Volksmedizin, Volksrecht, Sprichwörter, Nahrung und Namen

abgehandelt werden, während Sage, Lied, Haus und Tracht einer besonderen Behandlung des ganzen deutschböhmischen Gebietes vorbehalten blieben. Dagegen sind einzelne Abschnitte umgestaltet und erweitert, insbesondere die neuere volkskundliche Literatur nachgetragen. Berichtigt ist die Sprachenkarte, in der die sog. nordgauische Mundart nach den Forschungen von Schatz und Lessiak durchaus zu den bayerisch-österreichischen Dialekten gerechnet und das Nordwestböhmische (Brüx, Komotau, Saatz) als eine Übergangsmundart mit besonderen Merkmalen, die Hausenblas feststellte, bezeichnet wird. Fortgeblieben ist leider das ausführliche Sachregister. — (J. B.)

Gustav Jungbauer, Böhmerwald-Sagen. Jena, Diederichs 1924. 272 S. mit 8 Abbildungen, geh. 5,50 M., gebd. 7 M. — Die ungemein reichhaltige, mit schönen Landschaftsbildern geschmückte Sammlung bildet einen Teil von Zaunerts Sagenschatz und zeigt ebenso wie der schlesische Band eine zusammenhängende Darstellung, in der die einzelnen Abschnitte durch Erläuterungen eingeleitet werden, während die Quellennachweise in einem Anhange folgen. Benutzt sind außer dem gedruckten Material hsl. Aufzeichnungen J. Ammanns und Hauffens. Die in Grohmanns Sagenbuch (1863) mit hereinbezogenen Überlieferungen der Čechen blieben ausgeschlossen. Gruppiert hat J. den Stoff in 1. Landschaft und Heidentum (Riesen, Zwerge, Waldgeister, Irrgeister, wilde Jagd usw.), 2. Geschichte und Christentum (die Rosenbergs, die weiße Frau, Kirchen, Weissagungen), 3. Volk und Geistersagen (Schätze, Teufel, Hexen, Zauberer, Tod, Gespenster). Auf den Wert der 28 Seiten einnehmenden Anmerkungen sei ausdrücklich hingewiesen. Zum Zählen der Pferde durch den törichten Roßhirten (S. 23) vgl. Montanus, Schwankbücher S. 610, zur Beraubung der Scheintoten (S. 103) oben 20, 362, zu den ungeborenen Kindern (S. 229) Euphorion 4, 332. — (J. B.)

G. Jungbauer, Böhmerwald-Märchen. Passau, Waldbauer 1923. 85 S. (Böhmerwäldler Volksbücher 4). — Von den 30 Nummern der hübschen Sammlung sind nur zwei aus der Sammlung der Brüder Grimm entnommen, die übrigen erst während der letzten 25 Jahre aufgezeichnet. Die mundartliche Form ist in ein ansprechendes volkstümliches Schriftdeutsch umgewandelt. Zu den beigegebenen Literaturnachweisen sei für die Aufgabe, sieben Wahrheiten zu sagen (Nr. 16), Bolte-Polívka 3, 230 nachgetragen. — (J. B.)

Gerhard Kahlo, Niedersächsische Sagen. Teil 1. Provinz Sachsen, Braunschweig und Anhalt. Leipzig-Gohlis, Hermann Eichblatt 1923. (Eichblatts deutscher Sagenschatz Bd. 7.) XVI, 212 S. — In diesem Bande sind im ganzen 315 Sagen (dabei 19 Schwänke) vereinigt. Der Verfasser schöpft u. a. aus Andrees Braunschweigischer Volkskunde, Graesses Sagenbuch des preußischen Staates, Grimm, Emil Sommers Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Sachsen und Thüringen, Temmes Volkssagen der Altmark (auch Pohlmanns Sagen aus der Altmark) und trägt auch Stoff herbei, der in Zeitschriften verborgen liegt; dazu kommt eine große Fülle mündlicher Überlieferungen. Auch dieser Band ist warm zu begrüßen und stellt eine gute Leistung dar. Die fünf neuen Schwänke aus Schöppenstedt reihen sich den altbekannten würdig an. Die Kennzeichnung des Märchens im Vorwort ist sehr dürftig; dem Verfasser ist wahrscheinlich noch nicht Boltes Arbeit über Name und Merkmale des Märchens in den FF Comm. nr. 36 (1920) bekannt geworden. — (Hermann Kügler.)

Gerhard Kahlo, Sagen des Harzes. (Eichblatts deutscher Sagenschatz Bd. 9.) Leipzig-Gohlis, Hermann Eichblatt, 1923. X, 96 S. — Seit Pröhle 1859 seine 'Harzsagen' veröffentlichte, die heute völlig vergriffen sind, ist nichts wieder in größerem Umfange dort gesammelt worden. Aus diesem Buche, aber auch aus Grimm, Bechstein und anderen hat Kahlo das für ihn Wertvollste entnommen und 23 neue Stücke hinzufügen können, im ganzen 150 Sagen, zur Freude für alle Fremden, die nach ein paar Tagen oder Wochen Harzluft zurückkehren in ihre nüchternen Wohnungen und sich an fröhliche Stunden im lieben Harz erinnern. Es ist ein schönes Buch und sei den vielen Berlinern warm empfohlen, die ja dies Gebirge von jeher gern besucht haben. — (Hermann Kügler.)

F. Kirnbauer, Das deutsche Bergmanns-Volkslied. (SA. aus der Zs. 'Das deutsche Volkslied' 25). Wien. 16 S. quer 8°. — 12 Nr. mit Melodien.

K. M. Klier, Die volkstümliche Querpfeife, Schwegel oder Seitenpfeife und ihre Spielweise. (SA. aus der Zs. 'Das deutsche Volkslied' 25). Wien. 15 S. quer 8°.

Fritz Kloevekorn, Das Saarland. Mit Zeichnungen und 4 Tafeln nach Radierungen von H. Keuth. Leipzig, Brandstetter 1924. VIII, 381 S. geb. 5,50 M. — Als 16. Band der vom Verlage Brandstetter herausgegebenen 'Heimatbücher' bringt das schön ausgestattete Buch in seinem abwechslungsreichen Inhalt auch allerlei Volkskundliches aus dem Saargebiet, Sagen (nach Lohmeyer), Kirmes- und Volksgebräuche, Mundartliches in Poesie und Prosa. Dem Saarländer wird es ein liebenswertes Abbild seiner Heimat, dem Fernerstehenden ein Antrieb sein, sich mit Geschichte und Volkstum dieses an Erinnerungen und Naturschätzen reichen Landes, auf dessen Rückkehr zur deutschen Mutter wir alle hoffen, näher zu befassen. — (F. B.)

Gustav Kraitschek, Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes. Mit 1 Karte, 26 Textabbildungen und 64 Bildnissen auf 16 Tafeln. (Urgeschichtliche Volksbücher i. A. der Wiener prähist. Ges. hsg. v. O. Menghin, 1. Bd.) Sontra i. Hessen, Frei-Deutschland 1924. 142 S. geb. 2,50 M. — Abgesehen von einer ausführlicheren Darstellung der Abstammung des Menschen und einer summarischen Behandlung der Rassenverhältnisse bei den nichtdeutschen Völkern Europas behandelt der Verf. den gleichen Stoff wie Günther (s. o.), dem er sich auch inhaltlich vielfach eng anschließt, doch lehnt er dessen 'ostische' Einheitsrasse ab und setzt an ihre Stelle die (dunkle) alpine und die (helle) Ostrasse; die Tafelbilder sind z. gr. Teil die gleichen, wie bei Günther, vermehrt durch charakteristische Typen, besonders aus den außerdeutschen Gebieten. Auch die Werturteile über die einzelnen Rassen entsprechen im allgemeinen denen Günthers, so daß auch dies Buch nicht als eine objektive und unparteiische Darstellung bezeichnet werden kann, wenn es auch höher steht als der Eckartsche Auszug (s. o.). — (F. B.)

K. Krohn, Magische Ursprungsrunen der Finnen. Übersetzt von A. Bussenius. Helsinki 1924. 308 S. (FF Communications 52). — Außer den alten epischen und lyrischen Runenliedern besitzen die Finnen auch eine große Zahl von Zaubersprüchen im gleichen Metrum, deren epische Einleitung insbesondere den Ursprung des zu beschwörenden Gegners mit dichterischer Ausführlichkeit beschreibt. Die Schlange ist aus dem Speichel des Teufels oder einem Weiberhaar, das Eisen aus der Milch der Jungfrau Maria entstanden, das Feuer fiel vom Himmel ins Meer und ward von einem Fische verschluckt, am Weidenbaum hat sich Judas erhängt usw. Während nun Ahlqvist und Comparetti den Ursprung dieser Lieder bei den heidnischen Kareliern suchten, kommt Krohn in seiner gründlichen Untersuchung zu dem wichtigen Ergebnis, daß die Westfinnen den Stoff derselben in der katholischen Zeit von den Schweden übernahmen, worauf auch die zahlreichen biblischen und legendarischen Namen und Fakta hinweisen. Die metrische Form und einzelne Episoden entlehnten sie dagegen der heimischen Heldendichtung. Auch nach G. Landtmans Anschauung ist die verbale Magie der primitiven Völker meist auf dem Standpunkt der Stegreifdichtung verblieben, ohne daß sich feste Formeln bildeten. Die finnisch-ugrischen Stämme übernahmen ihre Zauberformeln erst, als sie zu einer gewissen Kulturhöhe emporgestiegen waren, entweder den Slawen oder den Germanen. — (J. B.)

K. Krohn, Das finnisch-estnische Lied von der verkauften Jungfrau. (Festschrift für E. Mogk 1924, S. 575–581). — Ders., Der Hansakaufmann in der finnisch-estnischen Volksdichtung. (Finnisch-ugrische Forsch. 16, 103–115). — Ders., Das Lazarusthema in der finnisch-estnischen Volksdichtung. (Mém. de la Soc. finno-ougr. 1921, 116–143). — Ders., Skandinavisk mytologi. Olaus-Petri-föreläsningar. Helsingfors, Holger Schildt 1922. 3 Bl., 229 S.

Eduard Kück, Die Zelle der deutschen Mundart. Unterelbische Studien zur Entstehung und Entwicklung der Mundart mit einer Skizze mehrerer Zellen. Hamburg, F. W. Rademacher 1924. 83 S. geb. 2 M. — Das für die Mundartenforschung hochbedeutsame Buch des bewährten Kenners der Lüneburger Heide und Bearbeiters ihrer Sprache will einen Weg zur Lösung der Frage weisen, wie die auffallenden mundartlichen Unterschiede örtlich nahe beieinander liegender und oft zu demselben politischen oder kirchlichen Bezirk gehörigen Dörfer zu erklären seien. Seine Forschungen beziehen sich auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet des Regierungsbezirks Lüneburg und der nordwestlichen Heide, das von der Este durchflossen, im Osten und Westen von der Seeve und der Lühe begrenzt wird und in eine ganze Reihe von Kirchspielen und politische Gemeinden zerfällt. Auf Grund genauester Beobachtung und Vergleichung des Vokalismus gelingt es ihm, festzustellen, daß die Übereinstimmungen in der Mundart auf die uralte Zusammenfassung der Sippensiedlungen zu Mark(Holz-)gemeinschaften zurückgehen, deren meist noch heute festzustellenden Grenzen sich mit jenen späteren häufig keineswegs decken. Diese Markgenossenschaften, nicht etwa die Einzelsiedlungen, sind ihm die Zellen, die letzten konstruktiven Einheiten der Gesamtmundart, die, wie er erweist, mit den organischen Zellen die Fähigkeit der Assimilation fremder Bestandteile bis zu einem gewissen Grade gemein haben. Für das von dem Verf. behandelte Teilgebiet scheint sein Beweis unanfechtbar, und von großem Interesse wäre es, seine Methode auf andere Mundartgebiete zu übertragen und festzustellen, ob sich auch anderwärts die bewußten Diskrepanzen in gleicher Weise erklären lassen, was für eine staunenswerte Lebenskraft jener uralten Institution der Markgenossenschaften sprechen würde. Freilich wäre dies eine Arbeit von gewaltigen, von einem einzelnen kaum zu bewältigenden Ausmaßen und sorgsamster Detailarbeit bedürftig. Von besonderer Wichtigkeit wäre es auch, festzustellen, ob jene Markgrenzen auch für andere volkstümliche Besonderheiten (Tracht, Geräte u. dgl.) als maßgebend zu betrachten sind. — (F. B.)

Johannes Künzig, Badische Sagen. (Eichblatts deutscher Sagenschatz Bd. 10.) Leipzig-Gohlis, Hermann Eichblatt 1923. XX, 148 S. — Vor rund sechzig Jahren hat der vortreffliche Kenner seiner badischen Heimat, Bernhard Baader, diese Sagen zum ersten Male wissenschaftlich gesammelt, und viele sind ihm seitdem gefolgt; aber strengeren Anforderungen genügen nur wenige. Sein Werk will Künzig übrigens in diesem Jahre in einer völlig neuen Anordnung nach neuen Grundsätzen wieder herausgeben. Dann wird sich die vorliegende Sagensammlung, die ganz Baden umfaßt, aufs glücklichste mit jener ergänzen; denn in ihr ist nichts enthalten, was schon bei Baader zu finden ist. Zeitlich beschränkt sie sich auf die Jahre nach 1890; es ist erstaunlich, welche Fülle in dieser Zeit entstanden ist! Den Hauptstock der Sammlung bilden die Aufzeichnungen von Lehrern und Geistlichen aus den verschiedensten Orten des Landes, wie sie auf die für die badische Volkskunde so bedeutsam gewordenen Fragebogen der Freiburger Germanisten Kluge, E. H. Meyer und Pfaff vom Jahre 1894 eingesandt wurden und seit Jahren im Besitz der „Badischen Heimat“ schlummerten. Insgesamt sind von den 365 Sagen bei Künzig über zwei Drittel hier zum ersten Male neu veröffentlicht worden! Die übrigen sind, wenn auch schon gedruckt, so nur an zerstreuten und zum Teil gänzlich abgelegenen Stellen zu finden gewesen und deswegen mit Recht aufgenommen worden. Erfreulich ist die Wiedergabe von 38 Sagen in der Mundart; aber die Erklärung schwieriger Wörter hätte reichlicher ausfallen können. — (Hermann Kügler.)

Edith Kurtz, Verzeichnis alter Kultstätten in Lettland. (Mitt. aus der livländischen Geschichte 22, 2 S. 47—119.) Riga, Kymmei 1924.

August Lämmle, Schwäbische Volkskunde. Im Auftrag des Württembergischen Kultusministeriums und mit Unterstützung der Felix-Schlayer-Stiftung herausgegeben. 1. Buch: Der Volksmund in Schwaben. 2. Buch: Die Volkslieder in Schwaben. Stuttgart, Silberburg 1924. 103, 119 S. 1,80 und 2,50 M. — Man darf wohl sagen, daß zurzeit in keinem Gebiete Deutschlands die Pflege der Volkskunde in theoretischer und praktischer Beziehung lebhafter betrieben wird, als in Schwaben, in Baden sowohl wie in Württemberg. Man denke z. B. an die in diesem Hefte angezeigten Arbeiten Fehrles und Pfisters, an die überaus eifrige Tätigkeit des Vereins „Badische Heimat“ mit seiner trefflichen Zeitschrift und seinen sonstigen volks- und heimatkundlichen Veröffentlichungen, an den ebenfalls sehr rührigen Albverein unter der Führung Nägeles, an das Schwäbische Wörterbuch u. a. m. Besonders bedeutungsvoll ist das Interesse, das die Behörden, zumal in Württemberg, für die Volkskunde bekunden, wie dies u. a. durch die Veröffentlichungen des Statistischen Landesamts bewiesen wird. Nicht ohne Neid liest der Preuße auf dem Titel der vorliegenden schmucken Bändchen den oben wiedergegebenen Zusatz. Der Zweck dieses groß angelegten Sammelwerkes, dessen erste Proben hier gegeben sind, ist in erster Linie ein praktischer: wie die hier gesammelten Lieder und Sprichwörter unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet worden sind, so sollen sie auch wieder ihren Weg zurück in das Volk nehmen, und zwar in das ganze Schwabenvolk, auch in die Kreise der „Gebildeten“, deren Unkenntnis oder bewußte Ablehnung des Volkstümlichen eine der Quellen unserer sozialen Not und Zerrissenheit ist. Mit Recht hebt die außerordentlich frisch geschriebene Vorrede des Herausgebers hervor, daß hier „völkische“ Arbeit im rechten Sinn getan wird. Bei diesem Hauptziele der Unternehmung ist es selbstverständlich, daß nur eine Auswahl besonders bezeichnender Stücke gegeben wird, wobei mit Recht unter den Volksliedern, die in Wort und Weise sämtlich unmittelbar aus dem Volksmunde aufgenommen sind, auch ein paar Proben künstlerisch wertloser Sentimentalitäten u. dgl. auftreten und keine Prüderie die köstlichen Derbheiten vieler Redensarten und Sprichwörter unterdrückt hat. Für die Fortführung der Sammlung, über deren Plan und Hauptmitarbeiter die Einleitung berichtet, wünschen wir den Unternehmern alles Gute! Das Ziel ist weit gesteckt, bilden doch auch die beiden vorliegenden Bändchen nur die „erste Reihe“ des betreffenden Hauptgebietes; doch zweifeln wir nicht, daß es durch eifrige Mitarbeit aller Bevölkerungskreise und freundliche Aufnahme des Erarbeiteten erreicht werden wird. — (F. B.)

Franz Lederer, Berliner Humor. Sprache, Wesen und Humor des Berliners. Berlin, Verlag der Germania A.-G., o. J. (1924). 244 S. — In der Sitzung unseres Vereins vom November 1923 habe ich mich bemüht, den Typus und das Wesen des Berliners in seinem geschichtlichen Werden zu schildern, soweit es im Rahmen eines Vortrags möglich ist. Eine besondere Veröffentlichung stellte ich in Aussicht. Das vorliegende Buch hat sie nicht überflüssig gemacht; denn es erhebt auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch. Es ist für vergnügliche Unterhaltung geschrieben von einem Manne mit warmem Einfühlungsvermögen, der dem Pulsschlag der Berliner Volksseele liebevoll lauscht; aber Zeitungswitze und -redensarten, die doch zum großen Teile bestimmte Verfasser haben und nicht immer aus dem Volksmunde gesammelt worden sind, hätte er nur mit großer Kritik heranziehen dürfen,

wenn nicht völlig ausschalten müssen. Wenn ich das Buch dennoch hier anzeige so deshalb, weil es dem Forscher zugute kommen kann, der aus den vielen Redensarten, die der Verf. alle für besonders berlinisch anspricht, leicht die gemeindeutschen auszusondern vermag, um den Rest zu verwerten. Es ergeben sich einige willkommene Ergänzungen zu Hans Georg Meyers „Richtigem Berliner“. Denn darauf käme es bei wissenschaftlicher Behandlung des Themas doch vornehmlich an: festzustellen, was auf Berliner Pflaster an Wörtern und Redensarten erwachsen ist und diese auf ihren Ursprung zurückzuführen. Sonst ergibt sich das immerhin reizlose Bild, das der Verf. zeichnet: in Berlin werden, da Leute aus allen Himmelsgegenden hier zusammenströmen, eben auch die Redensarten dieser Leute vernommen. Aus Borchardt-Wustmann, der eben in sechster Auflage erschienen ist, hätte der Verf. ersehen können, was nicht in sein Buch gehört. Aber die einschlägigen Schriften scheinen dem Verf. bei der offenbar sehr schnellen Arbeit nicht bekannt geworden zu sein. Boltes Veröffentlichung von Berliner Volksliedern kennt er nicht. Das Kapitel über den „poetischen Berliner“ (S. 146—148) ist mißglückt; „warme Würstchen“ z. B. — um nur einen von den „Stabreimen“ herauszugreifen — gibt's anderswo auch, und der Berliner hat weder sie noch die Benennung erfunden, nun gar in „Stabreim“ gebracht. Ebenso verhält es sich mit „Kochkiste, Kuhkäse, Hedwigshütte“ (Kohlenhandlung). Sind das wirklich Stabreime des Berliner Volkes, dem „diese Art zu reimen im Blute liegt“? In dem Abschnitt „Zoologischer Humor“ (S. 114—117) wird behauptet: „was der Berliner in der Natur [d. h. im Zoo!] beobachtet, das formt sich ihm in der Sprache zur lebhaften Erinnerung“. Daher nenne er ein unerwachsenes Mädchen einen „Backfisch“. Hier ist also der Ausdruck, der so vielen Sprachforschern Kopfschmerzen verursacht hat, mit Hilfe des Zoologischen Gartens überraschend einfach gelöst! Dort auch lernt der Berliner die Flöhe kennen! Der Witz (S. 24) von dem Verbrecher, der am Montag früh auf den Richtplatz geführt wird und sagt: „Na, die Woche fängt jut an“, gehört auch nicht her. Ist es denn ein Berliner gewesen? Es handelt sich um einen alten Zeitungswitz. Auch nicht gehört her die witzige (Zeitungs)antwort des Angeklagten (S. 69), der dem Richter auf die Frage, mit wem er verheiratet sei, antwortet: „Na, mit 'n Frauenzimmer“. — „Antworten Sie nicht so frech; das ist doch selbstverständlich.“ — „Sagen Sie det nich, Herr Jerichtshof. Ick hab 'ne Schwester, die is zum Beispiel mit 'ne Mannsperson verheirat't.“ Fritz Wischer erzählt die Geschichte in „Lach man mal“ (Garding, Lühr & Dircks, Söb'nte Uplag, o. J.) S. 20—21 von „Klas Butenschön ut Lüttenborsbek bi Kiel“. Den Witz „Ein Schlaukopf“ (S. 132) erzählt Gustav Krüger im Engl. Unterrichtswerk für höh. Schulen, 4. Teil, S. 61, Nr. 32 („Für einen Sechser Käse“) von einem Iren. Manchmal finden sich zaghafte Ansätze, tiefer zu dringen, wie z. B. S. 25, den Ursprung der Redensart „ooch 'ne schöne Jejend“ festzustellen. Aber das ist wörtlich aus Büchmann abgeschrieben, und ich darf aus meinen Sammlungen verraten, daß die dortige Quellenangabe, die sich auf einen Aufsatz in der Vossischen Zeitung stützt, unvollständig ist. — Alles, was nicht in das Philologische fällt, darf als nicht unwillkommener Beitrag zur Kenntnis des bunten neuzeitlichen Berlinertums gelten, wenn es auch vorsichtig geprüft werden muß. Der Hochzeitsbrauch (S. 166) ist mir gänzlich unbekannt, und ich habe ihn auch durch eifriges Umfragen nicht erfahren können. Die „Berliner Skizzen“ (S. 178—243) sind, wenn auch absichtlich, journalistisch gehalten, so doch zuweilen volkskundlich nicht reizlos. Eine wissenschaftliche Darstellung über „Die Berliner und das Berlinertum“ fehlt trotz Fontanes Aufsatz noch gänzlich. — Hermann Kügler.

Paul Lehmann, Die Parodie im Mittelalter. München, Drei Masken Verlag 1922. 252 S. 4,50 M. — Parodistische Texte. Beispiele zur lateinischen Parodie im Mittelalter. ebd. 1923. 74 S. 2,30 M. — Öfter ist in unsrer Zeitschrift die Rede gewesen von den im Volke umlaufenden Parodien christlicher Gebete, Predigten oder Bibeltexte, die weit in frühere Jahrhunderte hinaufreichen. Daß sie ihre Vorläufer und Vorbilder in der lateinischen Literatur des Mittelalters haben, ist dabei wohl ausgesprochen oder vorausgesetzt worden; doch an einer zusammenhängenden Würdigung dieser Erscheinung fehlte es durchaus. Jetzt liefert der Münchner Vertreter der mittellateinischen Philologie Paul Lehmann uns eine auf ausgebreitetem Studium ruhende Betrachtung der lateinischen Parodien des 11.—15. Jahrh., die von Klerikern Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands verfaßt worden sind und Bibel- und Meßtexte, Hymnen- Predigten, Ordensregeln, päpstliche Bullen, Epitaphien entweder zu satirischen Angriffen oder zum Zwecke heiterer Unterhaltung nachahmen. Die Casusnamen müssen zu einer Charakteristik Roms, wo der Accusativus und der Dativus, der Ankläger und der Geldgeber herrscht (S. 76), aber auch zur Unterweisung liebender Jünglinge herhalten (S. 153). Die Allmacht des Geldes wird nach dem grammatischen Katechismus geschildert: 'Nummus que pars est?' S. 81. Zs. f. dt. Altert. 48, 48). Ein Brief des Teufels begrüßt die Prälaten als seine lieben Freunde (S. 85. Pauli, Schimpf und Ernst c. 45 f.). Humoristisch werden alle Bibelstellen, in denen 'nemo' genannt wird, zu einer Legende des heiligen Niemand zusammen-

gefügt (S. 240. Jahrb. der dt. Shakespeare-Ges. 29, 8). Marienhymnen werden zu Kneipgesängen (S. 174), die Liturgie zu Sauf- und Spielmessen (S. 199) umgestaltet. Mit Recht hat L. die geistlichen Kontrafakturen weltlicher Stücke ausgeschlossen; möge er Zeit und Gelegenheit finden, auch die Nachwirkungen der mittellateinischen Parodien in den verschiedenen Nationalliteraturen zu schildern. Dankenswert ist der Anhang, der 20 zum Teil bisher unveröffentlichte Beispiele zu dem Buche enthält und die benutzten Bibelstellen unter dem Texte verzeichnet. — Zu den Vaterunser-Parodien (S. 108) vgl. oben 19, 129. 186, zur Definition des Mönchs und Bauern (S. 112) die des Papstes bei Pauli c. 77, zur kerzentragenden Katze (S. 236) Cosquin, Etudes folkloriques 1922 S. 403, zum ehebrecherischen Mönch (Anh. S. 57) oben 12, 225. 19, 185. — (J. B.)

R. Lehmann-Nitsche, Mitologia sudamericana 5: La astronomía de los Matacos. 6: La astronomía de los Tobas (Revista del Museo de La Plata 27, 253–285). — Vorstellungen der Indianer von Chaco über Sonne, Mond, Venus und andre Sterne, die als Strauß, Papagei und Tauben bezeichnet werden; auch ein Märchen von der Straußenjagd. — (J. B.)

Maria Leitner, Tibetanische Märchen Berlin, Axel Juncker (1923). 225 S. geb. 4 M. — Die Sammlung enthält 28 Stücke aus den kanonischen Büchern der Tibetaner Kadschur und Tandschur, die im 7.—9. Jahrh. von buddhistischen Priestern aus dem Pali und Sanskrit übersetzt wurden, leider ohne genauere Quellenangaben und Hinweise auf frühere Veröffentlichungen Schiefners und Ralstons. Großenteils sind es nicht Märchen, sondern erbauliche Legenden von Frommen, die für Sünden in früheren Existenzen büßten oder durch Bekämpfung sinnlicher Leidenschaft, durch Aufopferung und Verzicht auf Reichtum und Rang sich nach Buddhas Lehre dem Mönchsleben zuwandten. Beziehungen zu europäischen Volksliteratur finden wir z. B. S. 198 in der Erzählung von den dankbaren Tieren (Gesta Rom. 119. Chauvin 2, 107) oder S. 57 im Motiv des auszuschöpfenden Meeres (oben 16, 94. 426). Angehängt sind drei neuere Märchen aus O' Connors Folk fales from Tibet 1906 nr. 13, 2, 3, zu denen man Parallelen bei Chauvin 8, 67 und Bolte-Polívka 2, 100. 420 nachgewiesen findet. — (J. B.)

Karl Frhr. von Leoprechting, Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. Unverkürzter Neudruck, 1. Teil: Erzählungen aus dem Volke. (Bücher der Heimat, Bd. 2.) Altötting, Gebr. Geiselberger 1924. 127 S. 1,50 M. — Mit der Neuherausgabe dieses klassischen 1855 erschienenen und längst vergriffenen Büchleins hat sich J. Hofmiller ein dankenswertes Verdienst erworben. An dem ergötzlichen Inhalt und der originellen Sprache werden auch die Leser, für die diese oberbayerischen Heimatbücher in erster Linie bestimmt sind, ihre Freude haben. — (F. B.)

Nils Lid, Norske slakteskikkar med jamföringar frå naerskylde umråde, fyrste luten. Kristiania, Dybwad 1924. 209 S. (Videnskapsselskapets Skrifter 1923, Hist.-filos. Kl. nr. 4.) — Aus umfangreichen hsl. und gedruckten Materialien stellt L. die in Norwegen beim Viehschlachten üblichen Bräuche zusammen und vergleicht damit verwandte Erscheinungen aus dem übrigen Nordeuropa. Die im 1. Kapitel besprochene Schlachtzeit fällt zumeist auf Bartholomäi, Michaelis oder in den Winteranfang; man achtet dabei auf zunehmenden Mond, die Flutzeit, den Wochentag, die Tageszeit, den Wind. Beim Töten des Tieres ist bedeutungsvoll das Lösen vom Stande im Stall, die Vermeidung des Mitleids, die beim Abstechen gesprochenen Worte (nicht aus Haß, sondern zur Nahrung), die Abwesenheit von Fremden, das Verwahren des Messers vor Bezauberung, die Heilkraft des warmen Blutes, endlich die Gefahr für anwesende schwangere Frauen. Das 3. Kapitel handelt von besonderen Vorurteilen: gestorbene Tiere, auch wenn keine Krankheit der Anlaß war, werden vergraben; Kalbfleisch halten viele für ungesund; Hunde, Katzen, Pferde ißt man nicht; der Schinder gilt als unehrlich. Ortssagen berichten von Pferden, die als Köder für Bären geschlachtet oder als Opfer für die im Berg wohnenden Geister in die Tiefe gestürzt werden. — (J. B.)

A. von Löwis of Menar, Die Brünhildsage in Rußland. Leipzig, Mayer & Müller 1923. 110 S. (Palaestra 142). geh. 2 M. — Die knapp gehaltene, aber gründliche Untersuchung nimmt die 1912 von Panzer angestellte Erörterung auf Grund eines reicheren Materiales wieder auf. Ein in 34 Fassungen vorliegendes russisches Märchen berichtet, wie der Helfer des Prinzen die starke Jungfrau in Kampfspielen und in der Brautnacht unerkannt bezwingt, von ihr nach Aufdeckung des Truges durch Abhauen der Füße verstümmelt, aber durch Hilfe eines Blinden zu einer heilenden Quelle getragen wird. In den alten Bylinen und in der geschichtlichen Überlieferung über Vladimir I. begegnen einzelne Züge dieses Märchens, das, abgesehen von dem Schlusse und Zügen aus dem Märchen vom dankbaren Toten, mit einer Vorstufe des deutschen Nibelungenliedes und der altnordischen Thidrekssaga übereinstimmt. Offenbar ist um 1200 dies niederdeutsche Lied von russischen Spielleuten übernommen und entweder in Prosaform oder als Byline bearbeitet worden, um erheblich später, etwa im 16.—17. Jahrhundert, unter Abstreifung des Helden-

sagencharakters in die bäuerliche Welt einzugehen. Auch einen rückwirkenden Einfluß der russischen Stellvertretermärchen auf die nd. Überlieferung der Thidrekssaga glaubt der Vf. S. 104 annehmen zu dürfen. Wir bedauern, daß er durch die schwierigen Druckverhältnisse zu starken Kürzungen und zur Fortlassung eines grundsätzliche Probleme erörternden Schlußkapitels genötigt war. — J. B.

Lutz Mackensen, Der singende Knochen, ein Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung. Helsinki 1923. VI, 174 S. (FF Communications 49). — Die umsichtige und gründliche Untersuchung ermittelt als Urform von Grimm KHM. 28 ein auf vlämischem Gebiet entstandenes Märchen: die ältere von zwei Schwestern beneidet die jüngere um ihr Liebesglück und stößt sie ins Wasser; ihr Vater findet dort ihre Grabespflanze und fertigt daraus eine Flöte, die ihm den Mord enthüllt; die entlarvte Mörderin erleidet den gleichen Tod, worauf die tote Schwester wieder auflebt. Spätere Umgestaltungen setzen einen Bruder statt der mörderischen Schwester, eine Grube statt des Wassers, einen Knochen statt der Pflanze ein. In Skandinavien und England berichtet eine Ballade von einer Harfe, die ein Spielmann aus den Gebeinen der Toten zimmert und auf dem Hochzeitsfeste der Mörderin spielt. Ein ausführliches Variantenverzeichnis folgt auf S. 115—174. — (J. B.)

Märkisches Heimatbuch, herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Berlin, E. Hartmann 1921. XI, 295 S. — In der Ostern 1923 begründeten Berliner Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde sind eine Reihe von Vorlesungen gehalten worden, deren Hauptinhalt hier in knapper Form für Lehrer und Heimatfreunde zusammengefaßt wird. F. Solger schildert die Geologie der Mark Brandenburg, P. Graebner ihre pflanzengeographische Stellung, H. Klose die Naturdenkmäler, A. Kiekebusch die Vorgeschichte, W. Hoppe die Landesgeschichte der Mark bis zur Bildung der Provinz i. J. 1816, R. Mielke die Volkskunde. Durchweg ist der Stoff übersichtlich gegliedert und durch Abbildungen erläutert. Literaturangaben, die den Leser zu weiterer Vertiefung anregen, sind den meisten Abteilungen beigegeben. Ein Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des handlichen Büchleins, dem wir weite Verbreitung wünschen. — (J. B.)

Othmar Meisinger, Bilder aus der Volkskunde. 2. Auflage. Frankfurt a. Main, Diesterweg 1922. VIII, 288 S. — Als erfreuliches Zeichen kann es gelten, daß die oben 20, 35 besprochene hübsche Zusammenstellung bereits in kurzer Zeit in 2. Auflage erscheinen konnte. Text und Auswahl ist unverändert gelassen. — (F. B.)

Theodor Menzel, Türkische Märchen 1—2. Hannover, Heinz Lafaire 1923—24. XV, 198. V, 158 S. je 4 M. (Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes, hsg. von G. Jacob und Th. Menzel 2—3). — Von den 28 hier verdeutschten Märchen sind 14 der gedruckten Sammlung Billur Köschk (der Kristall-Kiosk) entnommen, 12 aus dem Munde eines alten Tagelöhners aus Sinope in Saratow während des Weltkrieges aufgezeichnet; eins verdankt der Übersetzer einem türkischen Arzte und das letzte dem Volksschriftsteller Mehmed Tewfik. Bekannte Stoffe erscheinen: 1, 18 und 2, 102 (die verfolgte Frau) vgl. Kúnos, Türk. Volksmärchen 1905 p. 383 (oben 16, 243) und Chauvin, Bibliogr. arabe 6, 158. 9, 88. — 1, 36 (Les bijoux indiscrets): Kúnos p. 211. Chauvin 8, 88. — 1, 71 (der Geduldstein): Kúnos p. 215. Bolte-Polívka, Märchenanmerkungen 1, 439. 461. — 1, 78 (die Gänsemagd): Kúnos p. 29. Bolte-P. 2, 282. — 1, 98 (der Kummervogel): Kúnos p. 181. Gonzenbach nr. 20. 21. — 1, 115. 2, 54 (Erdmänneken): Kúnos p. 115. Bolte-P. 2, 313. — 1, 143 (Blaubart): Bolte-P. 1, 403. — 1, 152. 2, 109 (zwei Diebe): Chauvin 5, 254. 8, 149. Bolte-P. 3, 384. — 1, 159 (der treue Johannes): Kúnos p. 256. Chauvin 7, 64. Hertel, oben 18, 69. Bolte-P. 1, 54. — 1, 172 (der Zauberer und sein Lehrling): Kúnos p. 277. Bolte-P. 2, 65. — 1, 176 (Sneewittchen): Kúnos p. 204. Bolte-P. 1, 460. — 1, 182 (Tierbräutigam): Kúnos p. 221. Bolte-P. 2, 240. — 2, 1 (Aladdin): Kúnos p. 370. Chauvin 5, 55. Bolte-P. 2, 549. — 2, 19 (der dankbare Tote; Streit um die belebte Jungfrau): Bolte-P. 3, 505. 52. 56. — 2, 28 (der goldene Vogel): Bolte-P. 1, 509. — 2, 42 (die goldhaarige Jungfrau): Kúnos p. 150. Bolte-P. 3, 30. — 2, 63 (drei Zitronen): Kúnos p. 97. Bolte-P. 2, 125². — 2, 69 (Grindkopf. Zwei Brüder): Bolte-P. 3, 104 ($A^3 B^2 C$). 1, 542 (D E). — 2, 83 (der gestiefelte Kater): Bolte-P. 1, 333. — 2, 89 (Betrüger überlistet. Zeichenbotschaft): Jacob, Türk. Bibliothek 6, 25; Chauvin 9, 23; Zachariae, Kl. Schr. p. 167. 390. R. Köhler 2, 491; oben 18, 69. — 2, 129 (die goldhaarigen Kinder): Kúnos p. 63. Chauvin 7, 95. Bolte-P. 2, 389. — (J. B.)

Maurits De Meyer, Alfons de Cock zijn werk. Antwerpen 1921. 21 S. (Dietsche Warande).

Heinrich Möller, Englische und nordamerikanische Volkslieder ausgewählt, übersetzt und mit Benutzung der besten Bearbeitungen hsg. Mainz, B. Schotts Söhne. 63 S. fol. — Das hübsch ausgestattete Heft ist Nr. 3 im 'Lied der Völker' und enthält 30 charakteristische Volkslieder des 16.—19. Jahrh. mit englischem und deutschem Texte und Quellennachweisen. Die Klavierbegleitung ist teils aus Duncans 'Minstrelsy of England' entnommen, teils von deutschen Musikern verfaßt. — (J. B.)

Birger Mörner, Tinara. Die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen. Eingeleitet und herausgegeben von Paul Hambruch. Jena, Diederichs 1924. 195 S. geh. 3,50 M., geb. 5,50 M. — Tinara ist das „Glücksland", von dem die Eingeborenen der Koralleninsel Wuwulu dem Verfasser, der sich dort aufhielt, erzählt haben. Davon angeregt, hat er auf seinen Reisen und in der ethnographischen Literatur Studien über die Eschatologie der „Naturvölker" gemacht, die ihm den Zusammenhang zwischen der Natur und den Lebensverhältnissen eines Volkes einerseits und seinen Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode anderseits immer deutlicher gemacht haben. Der bekannte Südseeforscher Hambruch hat das in der schwedischen Heimat des Verfassers mit größtem Interesse aufgenommene Werk mit Beihilfe von Kare Sydnes übersetzt, eingeleitet und mit Rücksicht auf deutsche Vorstellungen überarbeitet. In schöner, z. T. poetischer Sprache werden die Antworten vorgeführt, die die verschiedensten Völker, nicht nur die sogen. Primitiven, auf die uralten Fragen nach dem Tode und dem, was nach ihm den Menschen erwartet, gegeben haben. Es ist nicht ein Buch für Gelehrte, denen es wenig Neues sagen würde, sondern für den gebildeten Laien. Bei dem großen Interesse, das gerade heute in den weitesten Kreisen eschatologischen Fragen entgegengebracht wird, dürfte das schön und würdig ausgestattete Buch auch bei uns seine Wirkung nicht verfehlen. — (F. B.)

A. Mudrak, Krippen der Heimat Zwittau-Neutitschein. Landskron, J. Czerny 1923. 32 S. — Weihnachten der Heimat, das Zwittauer Hirten- und Dreikönigsspiel. ebd. 1923. 76 S. (Schönhengster Heimatbücherei 4 und 8). — Der alte Brauch, eine Weihnachtskrippe mit ausgedehnter Landschaft und vielen geschnitzten Figuren, Wassermühlen, Musikwerken, elektrischer Beleuchtung herzustellen, hat bei den Deutschen Mährens eifrige Pflege erfahren. Ebenso dauern die Aufführungen von Weihnachtspielen fort. Mudrak gibt ein Hirtenspiel und ein Dreikönigspiel aus einer Zwittauer Hs. von 1860 in genauem Abdruck wieder und vergleicht sie mit andern deutschbömischen und schlesischen Fassungen. — (J. B.)

Käte Müller-Lisowski, Irische Volksmärchen hsg. mit einem Vorwort von J. Pokorny. Jena, E. Diederichs 1923. VI, 331 S. — Als erste hat die Herausgeberin, die schon 1920 mit einer kleineren Lese auftrat, irische Märchen direkt aus dem Urtext ins Deutsche übertragen. Die 39 Nummern ihrer wertvollen Sammlung, die mit einigen Stücken aus dem Mittelalter beginnt, liefern dem Forscher ein willkommenes, zuverlässiges Material, wenn auch die eigentümlichen Züge der irischen Volkserzählungen, ausschweifende Phantastik und grotesker Humor, uns längst bekannt waren. Die eingestreuten Verse und die formelhaften Schlüsse finden wir auch bei andern Völkern, ebenso eine große Anzahl der Motive und der vollständigen Märchen. In den Anmerkungen, die besonders Hinweise auf andere irische Fassungen enthalten, wird auf einige auswärtige Parallelen hingedeutet; doch sind eingehendere Untersuchungen nötig, um die im Vorworte von Pokorny aufgeworfene Frage nach dem ursprünglichen irischen Erzählungsgute und den internationalen Stoffen und Motiven (Aarnes Typenregister wird nirgends zitiert) zu lösen. — Zu Nr. 24 (Zornwette) vgl. Bolte-Polívka 2, 291; Nr. 33 (magische Flucht und vergessene Braut) ebd. 2, 520 und (Spiegelbild im Wasser) oben 6, 64; Nr. 37 (Polyphem. Leben im Ei. Kirke) Bolte-Polívka 3, 436. 376. 8; Nr. 38 (Tierbräutigam) ebd. 2, 249; Nr. 39 Boccaccio, Dec. 9, 6 und Chaucer, Erzählung des Verwalters. Nr. 34 ist auch von Christiansen ins Norwegische übertragen (oben 33, 44). — (J. B.)

Hans und Ida Naumann, Isländische Volksmärchen übersetzt. Jena, Diederichs 1923. XVI, 317 S. (Die Märchen der Weltliteratur) gebd. 6 M. — Von der großen, 1902 erschienenen Märchensammlung von Adeline Rittershaus unterscheidet sich die vorliegende insbesondere dadurch, daß sie zu den eigentlichen Märchen auch eine Reihe Volkssagen fügt, in denen soviele Eigenschaften der vornehmen alten Isländersage fortleben: kühle, sachliche Nüchternheit, bäuerliches Milieu und dabei ein starker primitiver Traum- und Gespensterglaube. Namentlich die Ächtersagen mischen in die Schilderungen der Räuber Züge der alten Riesen und zauberkräftigen Unholde ein. Die christlichen Anschauungen haben den alten Dämonenglauben noch nicht überwunden. Auch aus Snorris Edda und den Fornaldarsögur gibt N. Proben, vor allem natürlich Thors Fahrt zu Utgardaloki, und hängt den 71 isländischen Stücken 8 weitere aus den Färöern an. Die Einleitung enthält eine vortreffliche Charakteristik der Entwicklung der aristokratischen Sage zu ihrer Verbauerung, die Anmerkungen beschränken sich auf Angabe der Quellen und der nächstliegenden Literatur. — (J. B.)

G. Neckel, Die Mistel in der Sagendichtung (in der aus Vorderasien hergeleiteten Baldersage). Aus K. v. Tubeuf, Monographie der Mistel, München, Oldenbourg 1923 S. 20 28.

Edm. Nied, Heiligenverehrung und Namengebung, sprach- und kulturgeschichtlich mit Berücksichtigung der Familiennamen. Freiburg i. Br., Herder & Co. VIII, 110 S. 1,50 M. — Ein knapp gefaßter, aber wertvoller Beitrag zu einem interessanten

Forschungsgebiete. Hatte der Angelsachse Bonifatius die altdeutschen Namen noch nicht angetastet, so drangen doch alttestamentliche Taufnamen Salomo, Judith bald vereinzelt ein; Heiligennamen aber eigentlich erst im 13. Jahrh. unter dem Einfluß der Bettelmönche und des Reliquienkultes (Maria, Franz), und erst das 18. Jahrh. brachte den Katholiken Joseph, Franz, Xaver, Alois, Isidor. Im 2. Teile bespricht N. die biblischen und die katholischen Heiligennamen im einzelnen, indem er die letzteren nach ihrer Herkunft aus Italien, aus dem Westen und Osten und aus deutschen Gebieten gruppiert und ihre Beliebtheit durch Hinweis auf ihre Kulte, die Abkürzungen und Entstellungen ihrer Namen und die mannigfachen aus ihnen abgeleiteten Familiennamen veranschaulicht. Das Register verzeichnet über 3000 Namen. — (J. B.)

Johanne Nylaend, Norske plantefargar. 2. utgaava ved R. Berge, Risör, E. Gunleikson 1923. 31 S. — 46 Rezepte für Garnfarben aus norwegischen Pflanzen. Birkenblätter z. B. geben in Alaun gebeizt Gelbbraun.

Karl Olbrich, Allerlei Geschichten von merkwürdigen Schlesiern und ihren seltsamen Erlebnissen. Breslau, Priebatsch (1923). 123 S. — Das Buch Prof. Olbrichs ist die Frucht langjähriger Beschäftigung mit alten Handschriften, Stadtgeschichten, Lebens- und Reisebeschreibungen und enthält 37 Schilderungen eigenartiger Schlesier aus 7 Jahrhunderten. Den Volksforscher wie den Liebhaber der Kulturgeschichte wird die schöne Sammlung gleichermaßen erfreuen, denn der Verf. legt uns nicht nur interessanten Lesestoff vor, sondern macht uns gleichzeitig mit vielen wertvollen und z. T. vergessenen Quellen bekannt. Ein anziehendes Werk, das auch für andere Landesteile nachgeahmt zu werden verdient. — (Hans Findeisen.)

Hans Ostwald, Kultur- und Sittengeschichte Berlins. 655 S. mit 545 Abbildungen und 12 farbigen Tafeln. Berlin-Grunewald. Verlagsanstalt von Hermann Klemm A.-G., o. J. (1924). — Das inhaltreiche Buch bildet die dritte Auflage von des Verfassers Buch „Die Berlinerin“, das noch den Untertitel trug, der nun zum Haupttitel geworden ist (1. Aufl. 19[09—11], 2. Aufl. 1921). Die einzelnen Kapitelüberschriften und die Anordnung sind ebenfalls dieselben geblieben; aber der Inhalt ist sehr stark erweitert worden. In der Hauptsache ist bei des Verfassers „beschreibendem“ Verfahren die Gegenwart berücksichtigt; doch fehlen nicht Ausblicke auf die Vergangenheit und Herausarbeiten der geschichtlichen Entwicklungslinien. Sie zu erkennen, helfen ganz vorzüglich gelungene Abbildungen, deren Herkunft oder Fundort oft noch mehr hätte verdeutlicht werden müssen; aber Ostwald hat, wie er im Vorwort S. 14 sagt, kein durch Wissenschaft die Leser belastendes Werk schreiben wollen, sondern „zwanglose Unterhaltungen“, die sie „in die Vergangenheit und Gegenwart Berlins einführen“. Dennoch ist das Werk auf guten Grund aufgebaut und enthält viel „Volkskundliches aus der Großstadt“ (worüber O. Mörtzsch in den Mitt. für sächs. Volkskunde 8, 118f. geschrieben hat). Für Berlin fehlt dergleichen noch immer; hier ist im Gegensatze zu Lederers unkritischem und oberflächlichem Konglomerat (s. o.) eine sehr brauchbare Vorarbeit geleistet worden. Eine Einleitung und ein Schlußwort umrahmen folgende Kapitel: Die Damen S. 15—282, Die Dienstboten S. 283—326, Die Berliner Bürgerin S. 327—426, Berliner Kinder S. 427—470, Kleinbürger und Proletariat S. 471—585, Die Höker und Hausierer S. 586—612, Die Halbwelt S. 613—654. Leider stehen die Abbildungen nicht an den entsprechenden Stellen der Darstellung; soviel ich sehe, hat der Verlag von Spamer in Leipzig diese immerhin recht bequeme Art eingeführt. Ein Inhaltsverzeichnis wäre sehr erwünscht. — (Hermann Kügler.)

Der Ostwart. Ostdeutsche Monatshefte des Bühnenvolksbundes, hsg. v. V. Kubczek, 1. Jahrg. Heft 1—3. Breslau 1924. — Diese neue, der Kulturarbeit in der Ostmark dienende Zeitschrift enthält auch die Volkskunde berührende Beiträge, so A. Röttger, Märchenspiel und Kindertheater, W. Peuckert, Von schlesischen Sagen und vom Sagenlesen, Preisausschreiben zur Erlangung schlesischer Heimatspiele u. a. m.

Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, hsg. von Johannes Bolte. 2. Teil: Paulis Fortsetzer und Übersetzer, Erläuterungen. (Alte Erzähler, hsg. von J. Bolte, II, 2.) Berlin, H. Stubenrauch 1924. 45 und 512 S. geb. 25 M. — Der oben S. 126 ausgesprochene Wunsch, daß dem Textbande des Paulischen Buches die versprochenen Ergänzungen und Erläuterungen bald folgen möchten, ist von unserem unermüdlichen Altmeister überraschend schnell erfüllt worden. Es enthält dieser zweite Band in der Einleitung zunächst eine Übersicht über die Geschichte dieses im Lauf von 402 Jahren mindestens 68 mal gedruckten und in mehrere fremde Sprachen übersetzten Buches, in der sich die Wandlungen der geschichtlichen und kulturellen Verhältnisse und die eigentümlichen älteren Anschauungen vom literarischen Eigentum deutlich und anziehend abspiegeln. Von spezieller Wichtigkeit ist die von Bolte nachgewiesene Benutzung Paulis in dem 'Cluchtboeck' des Antwerpener Buchdruckers Jan Wynrycx (1554), aus dem auch einige Illustrationsproben gegeben werden. Darauf folgen: der Text der Zusätze der späteren Ausgaben nr. 694—887,

ein Lesartenverzeichnis für beide Bände, eine 14 Seiten füllende Aufzählung aller deutschen Drucke und Ausgaben und der Übersetzungen ins Lateinische, Niederländische, Französische und Dänische, eine Übersicht über die verschiedene Zählung der Stücke in den späteren Ausgaben und Übersetzungen und dann, von S. 255—446 die Anmerkungen, denen ein Wörterverzeichnis (S. 449—478) und ein Sachregister (479—501) angehängt sind. Schon diese bloße Aufzählung gibt eine Vorstellung von der Fülle des Inhalts, dessen Vielseitigkeit und Gründlichkeit man bei näherem Studium von Seite zu Seite mehr bewundert. Vor allem treten die Anmerkungen als würdiges Seitenstück neben die zu Grimms KHM. Sie verzeichnen Stück für Stück das Vorkommen in den Übersetzungen, die Quellen, soweit diese feststellbar, Nachweise über die entsprechenden Stücke in der späteren Schwankliteratur Deutschlands und des Auslands und Literaturangaben zu Einzelmotiven. Bedeutete die Herausgabe des Textbandes eine hocherwünschte Gabe für jeden Freund gesunder und derber Erzählungskunst, so hat Bolte mit dem zweiten Bande der Literaturgeschichte und der Volkskunde ein Werk von unvergänglicher Bedeutung geschenkt, für das ihm Generationen danken werden Die Ausstattung ist die gleiche, des Inhalts würdige, wie beim ersten Bande. — (F. B.)

Wilhelm Peßler, Niedersachsen. (Deutsche Volkskunst, hsg. von Edwin Redslob, 1.) München, Delphinverlag (1924). 52 S. 156 Abb. 4°. geh. 7,50 M., geb. 9 M. — Neben die zahlreichen vorhandenen, nach den einzelnen Ländern oder Stämmen Deutschlands eingeteilten, aber unter einen leitenden Gesichtspunkt und eine leitende Hand gestellten Sammlungen von Märchen, Sagen usw. eine ähnliche Schriftenreihe zur sachlichen Volkskunde zu stellen, ist ein sehr fruchtbarer Gedanke des Reichskunstwarts. Nicht nur wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken sollen diese Bücher dienen, sie wollen auch eine wahrhaft nationale Gegenwartsaufgabe erfüllen, indem sie einerseits das Bewußtsein der Stammeseigenart stärken und andrerseits das Handwerk, dessen Tradition durch den Krieg vielfach unterbrochen worden ist, durch die Werke der Volkskunst befruchten. Die beiden Anforderungen, die man an eine so hohen Zwecken dienende Veröffentlichung stellen muß: umfassendes und charakteristisches Bildmaterial und gemeinverständlicher, unbedingt sachkundiger Text, erfüllt dieser erste Band in vollstem Maße. In äußerst klarer und interessanter Darstellung begleitet der um die Volkskunde Niedersachsens hochverdiente Leiter des Museums in Hannover die vorzüglichen und geschickt ausgewählten Abbildungen aus dem gesamten Gebiet der sachlichen Volkskunde (Bauweise, Innenräume, Hausrat, Gerät für Landwirtschaft und Verkehr, Töpferei und sonstige Volkskunst, Stoffe, Tracht, Schmuck, Dorfkirche und Dorffriedhof). Als weitere Hefte werden demnächst Rheinland, Schweden, Bayern, Brandenburg und Sachsen erscheinen. — (F. B.)

H. Petrich, Unser geistliches Volkslied. Geschichte und Würdigung lieber alter Lieder. 2. umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann 1924. VIII, 236 S. — Während die Geschichte des Kirchenliedes wie die des weltlichen Volksliedes zahlreiche Bearbeiter lockte, hat man dem geistlichen Volksliede bisher noch wenig Aufmerksamkeit zugewandt. Der Verf. des vorliegenden Buches liefert einen ausgezeichneten Beitrag zu seiner Geschichte und Würdigung. Er behandelt die im Anhange der evangelischen Gesangbücher unter dieser Bezeichnung untergebrachten Lieder, die als Ausdruck undogmatischen Christentums vielen Kreisen als Mittel der Erbauung dienen, für den Gemeindegottesdienst aber sich aus inhaltlichen oder formalen Gründen nicht eignen. Da die Verfasser der allermeisten Stücke bekannt sind und manche sich von der Schlichtheit des Volksliedes weit entfernen, würden wir nach germanistischem Sprachgebrauch hier oft lieber von 'volkstümlichen Liedern' reden; indes ist die häufig wahrzunehmende Wandlung der Texte im Munde der Sänger zugleich ein Kennzeichen des eigentlichen Volksliedes. Die Entstehungszeit der mehreren hundert Lieder, die von P. in 100 Paragraphen behandelt werden, reicht vom 12. Jahrhundert, aus dem das Wanderlied 'In Gottes Namen fahren wir' herstammt, bis in die Gegenwart. Ein geschichtlicher Überblick gliedert sie in acht Perioden; die Blütezeit des geistlichen Volksliedes fällt in die Jahre 1772—1820, wo der Göttinger Dichterkreis und noch mehr die Romantiker sich von der Aufklärung ab und dem heimischen Volkstum und dem religiösen Vätergut zuwandten. Bemerkenswert ist, daß im 17. wie im 19. Jahrhundert Dichtungen katholischer Verfasser in den protestantischen Liederschatz aufgenommen wurden; ich nenne nur als die bekanntesten: 'Es ist ein Ros entsprungen', 'Es ist ein Schnitter', 'Stille Nacht', 'Es ist bestimmt in Gottes Rat'. Aus dem Niederländischen, Dänischen, Englischen drangen einzelne Stücke in Übertragungen ein. All den vielen Fragen, „die sich an die Entstehung der Lieder, ihren religiösen und ästhetischen Wert, an die Persönlichkeit der Dichter, den Einfluß der Zeitströmungen und endlich auch der Singweisen knüpfen", geht der gelehrte und bewährte Autor gründlich zu Leibe. Er schöpft nicht nur aus der gedruckten Literatur, sondern auch aus brieflichen Mitteilungen der Nachkommen,

und wenn er sich in der Darstellung möglichster Knappheit befleißigt, so wirkt er doch durch Einflechtung bezeichnender Züge anschaulich und anregend. Eine würdige Gabe für das Jubeljahr des deutschen Kirchenliedes. — (J. B.)

Will-Erich Peuckert, Schlesische Sagen, gesammelt und hsg. Jena, E. Diederichs 1924. 335 S. mit 9 Tafeln (Deutscher Sagenschatz hsg. von P. Zaunert 1). — Dem ungemein verdienstlichen vierbändigen Sammelwerke Kühnaus (1910–13) stellt sich hier ein kleineres zur Seite, das in einer veränderten Richtung seine Berechtigung sucht. Es will kein Rüstzeug für die forschenden Gelehrten sein, sondern für einen größeren Leserkreis in zusammenhängender Darstellung die Sagen so wiedergeben, wie sie das Volk im Dorf erzählt. Und das ist dem Verfasser gelungen, der uns in übersichtlicher Anordnung die historischen Sagen seit der Einführung des Christentums bis zum Weltkriege, Gespenster-, Naturgeister-, Riesen-, Teufels- und Ortssagen vorführt. Da er durchweg aus den Quellen schöpft, die in stattlichen Anmerkungen auf S. 288—325 nachgewiesen werden, und nur etwa ein Viertel der Kühnauschen Sagen übernimmt, vermag er manche Ergänzung namentlich auf dem Gebiete der geschichtlichen Sagen zu dem Werke seines Vorgängers zu bieten. Sagen, die Märchencharakter aufweisen, sollen in einem künftigen Werke, einer schlesischen Märchensammlung Peuckerts, erscheinen. Ein Ortsregister zeigt, daß das Sammelgebiet bis nach Böhmen und Mähren hinüberreicht. Die beigefügten Abbildungen geben ältere Stadtansichten und Walenzeichen wieder. — (J. B.)

Will-Erich Peuckert, Luntroß (Umschlagzeichnung von Karl Rößling. Jena, Diederichs 1924. 124 S. geh. 2,50 M., gebd. 3,25 M. — Allerlei Schwänke, Gaunerstückchen und dgl., z. T. altbekanntes Gut aus deutschen Volksbüchern und Schwanksammlungen, hat der Sammler schlesischer Sagen (s. oben) in der Person seines „Luntroß", des Habakuk Strietzel, vereinigt, dessen Eulenspiegeleien und Fahrten durchs Schlesierland er schildert. Es ist eine derbe Kost mit vielen saftigen Stücklein für Freunde handfesten Humors. Doch auch der nachdenkliche Leser wird an der unter der rauhen Decke liegenden feinen Charakteristik seine Freude haben. — (F. B.)

Friedrich Pfister, Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen. Augsburg, B. Filser 1924. 112 S. kart. 3 M. — In seinem umfänglichen Artikel 'Kultus' der Pauly-Wissowaschen Encyklopädie hat Pf. die Haupterscheinungen der antiken Religion vom vergleichenden Standpunkt aus behandelt. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit ist wohl das vorliegende Schriftchen entstanden, das in zwangloser Anordnung eine Reihe von schwäbischen Anschauungen und Bräuchen mit Hilfe der vergleichenden Methode erläutert und auf ihre primitiven Grundlagen zurückführt. Da es sich um oft erörterte und geklärte Dinge handelt, wird man wesentlich neue Deutungen nicht erwarten, und so möchten wir den Hauptwert des Buches in der Ausschöpfung der bisher wenig benutzten Materialien in den volkskundlichen Mitteilungen der Württemb. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde sehen. Neu ist, um eine Einzelheit anzuführen, die Parallele von 'jemandem brauchen' = jmd. bezaubern mit hom. *χράειν τινί*, z. B. Od. VIII 79. V 396. X 64. Eine hübsche Beigabe sind die von Alfred Mahlau gezeichneten, in ihrer flotten Manier an Slevogt erinnernden Abbildungen. — (F. B.)

Ernst Philippson, Der Märchentypus von König Drosselbart. Greifswald 1923. 101 S. (FF Communications 50). — Der Vf., ein Schüler v. d. Leyens, gibt eine genaue Statistik der Motive des bis ins 13. Jahrh. zurückzuverfolgenden Märchens (Abweisung der Werbung, Gewinnung und Demütigung der hochmütigen Königstochter) und ihrer Wandlungen. Den Ursprung sucht er aus geographischen und historischen Gründen auf germanischem Boden und stellt eine Umwandlung des Urtypus durch mittelalterliche Spielleute und die höfische Sitte fest. — (J. B.)

Knud Rasmussen, Grönlandsagen. Berlin, Gyldendalscher Verlag 1922. 277 S. mit 36 Tafeln. — Die Eskimos von Ostgrönland, unter denen R. seit vielen Jahren volkskundliches Material gesammelt hat, besitzen gute Sagenerzähler, die scharf zu beobachten und farbenreich zu schildern wissen. Noch leben die religiösen Vorstellungen der Vorfahren fort, in denen sich das düstere, gefahrvolle Leben der arktischen Welt ausprägt. Zwei Aufenthaltsorte gibts für die Abgeschiedenen, einen Himmel und eine Unterwelt unter dem Meere; aber der Himmel, in den die auf der Erde Gestorbenen kommen, ist nicht so begehrt wie jene, weil es dort keine Seehunde, Wale und keinen Speck gibt. Oft macht ein von langer Krankheit Gequälter selbst seinem Leben ein Ende, und die Angehörigen werfen die Leiche von einer Klippe ins Meer. Die Seele kann auch in vielen Tieren wiedergeboren werden und schließlich in einem Menschenleib enden (S. 64). Großes Ansehen besitzt der Zauberer, der sich nackt neben seiner Trommel binden läßt und seine Seele, von Hilfsgeistern geleitet, in die Ferne sendet, z. B. um die Meeresmutter von dem Schmutze zu reinigen, der durch die Sünden der Menschen auf sie gefallen ist. Epische Sagen berichten von einem armen Waisenknaben, der schließlich im Kämpfen und Sängerwettstreiten Ruhm erringt, von Abenteuern mit Menschenfressern, Riesen und Zwergen, von

Mord und Blutrache, Amuletten und Zauberliedern. Manche werden mit lebendiger Mimik und Humor vorgetragen, andre 'einschläfernde Sagen' sollen in der einförmigen Winterzeit die Zeit kürzen, und man rühmt den Erzähler, dessen Schluß die Zuhörer nie gehört haben. Von anderwärts bekannten Motiven erwähne ich die magische Flucht (S. 55. 223), den auf des Fuchses Rat im Eise fischenden Bären (S. 86), die Befreiung der geraubten Schwester (S. 215), Fitchers Vogel (S. 221). Eine wertvolle Beigabe sind die Zeichnungen, die einer der Erzähler, der Ostgrönländer Kârak, zu vielen Sagen entworfen hat. — (J. B.)

K. Reuschel, Deutsche Volkskunde, 2. Band. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1924. 136 S. (Aus Natur und Geisteswelt 645.) — Dem oben 31, 38 angezeigten 1. Bande entspricht der Schlußteil, der die Abteilungen: 1. Sitte, Brauch und Volksglaube, 2. Siedelung, Haus und Hof, 3. Volkskunst und volkstümliche Techniken, 4. Volkstracht behandelt, in seiner Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit. In geschickter Auswahl führt R. charakteristische Einzelfragen eingehend vor und verzeichnet die wichtigen Werke und Untersuchungen, indem er im übrigen auf Sartoris musterhafte Sammlung der Literatur verweist. Aber auch die einleitenden Begriffsbestimmungen und Betrachtungen philosophischer Art wirken anregend und führen über die Aufspeicherung des Tatsachenmaterials hinaus. Ein für beide Bände geltendes Verfasser- und Sachregister ist beigegeben. — (J. B.)

Julius Röhr, Der okkulte Kraftbegriff im Altertum. (Philologus, Supplementband XVII, Heft 1.) Leipzig, Dieterich 1923. 133 S. — Mit staunenswertem Fleiße hat der Verf. aus der gesamten antiken Literatur die Bezeichnungen der okkulten, zauberhaften Kräfte, die den Naturdingen zugeschrieben werden, und ihre Verwendung im Sprachgebrauch zusammengestellt. Hier eine gewisse Klarheit zu schaffen, war ein sehr dankenswertes Unternehmen, zumal angesichts des überaus starken Fortwirkens dieser antiken Vorstellungen bis in die Neuzeit hinein. Schmerzlich vermißt man, von der Fülle der Einzelnotizen verwirrt, ein übersichtliches Register. (F. B.)

Julius Sahr, Das deutsche Volkslied ausgewählt und erläutert. 4. Aufl. hsg. von P. Sartori, 1.—2. Berlin, W. de Gruyter & Co. 1924. 132 u. 108 S. (Sammlung Göschen 25 u. 132.) je 1,25 M — Sahrs Auswahl von 99 Liedern, denen die Melodien, treffliche Einleitungen mit Literaturnachweisen und sprachlichen Erklärungen beigegeben sind, ist die beste Einführung in das Studium des deutschen Volksliedes, die ich kenne. Die neue Auflage ist von Sartori durch Hinzufügung der neueren Literatur ergänzt. — (J. B.)

Martin Schäfer, Heimatbuch des Kreises Gelnhausen. Mit 8 Tafeln. Marburg, Elwert 1921. VIII, 276 S. 3 M. — Als letzten Teil enthält das Büchlein allerlei Volkskundliches, Mundartproben, Volks- und Kinderlieder, Haussprüche und Sagen, meist aus gedruckten Quellen. — (F. B.)

Arno Schmidt, Hundert alte und neue Volksrätsel aus Westpreußen. Danzig, Kafemann 1924. 31 S. (Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes, Jahrg. 1924, Heft 1.) — Die erste Veröffentlichung des zur Pflege deutscher Sprache und Kultur gegründeten Danziger Heimatbundes bringt eine hübsche Auswahl niederdeutscher und hochdeutscher Rätsel, die aus gedruckten Sammlungen neuerer Zeit, sowie aus zwei Handschriften des 17. und 19. Jahrh. entnommen ist. Der Herausgeber hat nützliche vergleichende Anmerkungen und mehrere Register hinzugefügt. — (J. B.)

Herbert Schmidt, Rügensche Geschichten. (Natur- und Kulturdenkmäler der Insel Rügen IV.) Bergen a. Rügen, Walter Krohß 1924. 64 S. — Das Büchlein enthält neben einigen Gedichten eine Anzahl Volkssagen und Beschreibungen volkstümlicher Gebräuche, so z. B. einer Zauberhandlung, und ist aus diesem Grunde auch von dem Kenner der Rügenschen Volksüberlieferungen dankbar zu begrüßen. Die Schilderung 'Auf Mönchgut' (S. 54—64) bringt ebenfalls mancherlei volkskundliches Material, besonders Flurnamen. Da die Sammlung, in der die Schrift erscheint, doch wohl wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, würde es sich vielleicht empfehlen, bei einer zweiten Auflage die Gedichte und die unvollkommenen Zeichnungen, die Ernst Harms beigesteuert hat, wegzulassen. — (Hans Findeisen.)

Max Schmidt, Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. Zwei Bände. Stuttgart, Ferdinand Enke 1920. 1921. Bd. I: Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft. VIII, 222 S. Bd. II: Der soziale Wirtschaftsprozeß der Menschheit. VIII, 226 S. — Mit den vorliegenden Bänden gelangt ein Werk zur Anzeige, auf dem alle weitere sozialwirtschaftlich-ethnologische Forschung aufzubauen ist. Max Schmidt, der hervorragende Vertreter der Ethnologie an der Berliner Universität, der Leiter der Südamerikanischen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde, hat in zahlreichen höchst wichtigen Schriften die Ergebnisse seiner Reisen und Studien niedergelegt, so daß den allgemeineren Werken des Verf. unbedingt Aufmerksamkeit auch von volkskundlicher Seite zu schenken ist. Das ethnologische Material ist in

den letzten Jahrzehnten riesenhaft angewachsen, große zusammenfassende Werke sind deshalb unbedingt vonnöten. Das neue Werk des Verfassers verarbeitet diese Materialien in wohl nicht zu übertreffender Art. Der Hauptwert der beiden Bände beruht jedoch auf der systematischen Durchdringung des Stoffes, der Herausarbeitung aller Erscheinungsformen der Sozialwirtschaft der Menschheit. Dadurch ist zum ersten Mal auch für den der Materie Fernerstehenden die Möglichkeit gegeben, ein vorurteilsfreies und der Wirklichkeit entsprechendes Bild der Dinge zu gewinnen. Es ist an dieser Stelle leider nicht möglich, näher auf den Inhalt einzugehen, es sei jedoch gesagt, daß es staunenswert ist, welch riesenhaftes Tatsachenmaterial in den Bänden geordnet und übersichtlich allen an sozialen Fragen Interessierten (und wer wäre das nicht?) dargeboten wird, staunenswert auch die Weite des Gesichtskreises, den der Verf. überschaut. Als einzige umfassende und zuverlässige Darstellung der Sozialwirtschaft der gesamten Menschheit ist das Buch seiner Wirkung gewiß, wofür als Zeichen auch eine in Vorbereitung befindliche japanische Übersetzung anzumerken ist. Der Volkskundler wird es ebenso wenig missen können wie der Ethnologe und der Prähistoriker. — Hans Findeisen.

Max Schmidt, Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern (Wissenschaft und Bildung Nr. 185). Leipzig, Quelle und Meyer 1923. Mit 6 Tafeln und 31 Abbildungen. — Abgesehen von mehr gut gemeinten als wirklich brauchbaren Darstellungen der materiellen Kultur der Naturvölker in den bisher erschienenen ethnologisch-ethnographischen Werken gibt es keine zusammenfassende Behandlung dieser für den Urgeschichtler sowohl wie für den Volkskundler gleich wichtigen Disziplin. Diesem in der letzten Zeit sehr fühlbar gewordenen Mangel wird nun durch die vorliegende Schrift abgeholfen, die in Kürze und in systematischer Vollständigkeit die Haupterscheinungsformen der außerhalb des europäisch-asiatischen Kulturkreises stehenden Menschheit behandelt. Das Buch zerfällt neben einer Einleitung, die den Begriff und die Einteilung der materiellen Wirtschaftskunde klarstellt (S. 7 f.), in drei Abschnitte, von denen die beiden ersten Subjekt und Voraussetzungen der technischen Produktion (S. 8—16) und den Gegenstand derselben (S. 16—26) besprechen. Der dritte Abschnitt (S. 27—157) geht nun näher auf die einzelnen Produktionsarten ein, wobei wir die Urproduktion, die Stoffumwandlung oder gewerbliche Produktion, den Sachgütertransport und die Sachgütererhaltung zu unterscheiden haben. Wegen Mangels an Raum muß ich es mir hier versagen, näher auf die einzelnen Abschnitte einzugehen, so sehr auch der vielseitige Inhalt und die lichtvolle Klärung der verschiedensten Probleme der Wirtschaftsgeschichte ein hinreichender Grund dazu wären. Jeder diesem Gebiet Fernerstehende wird in dem Buche die beste Quelle zur Orientierung und Einführung finden, aber nicht nur das, auch der Ethnologe wird auf der durch das Buch gegebenen Grundlage seine Studien aufbauen und in systematischer Weise erweitern können. — (H. Findeisen.)

Theodor Schulze, Heimatklänge aus dem Niederlausitzer Dorfleben. Zerbst, F. Gast 1924. VII, 108 S. 3 M. — Schlichte, humorvolle Erinnerungen an eine mit dem dörflichen Volksleben, seiner Sprache und seinen Gebräuchen eng verwachsenen Kindheit, die der Verf. im Pfarrhaus zu Schlabendorf verlebte. — (F. B.)

Konrad Schünemann, Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1923. V, 153 S. (Ungarische Bibliothek, hsg. von R. Gragger I, 8.) — Das heutige Deutschtum in Ungarn geht auf Ansiedlungen zurück, welche im 12. bis 14. Jahrhundert durch die einheimischen Fürsten seit Geisa II. hervorgerufen wurden. Allein schon vorher erscheinen in den Geschichtsquellen zahlreiche Abendländer, insbesondere Deutsche, als Gäste (hospites regis), die eine bedeutende kulturelle Wirkung ausübten, wenn sie auch in der Regel ihr Volkstum schnell verloren. Nur im Westen Pannoniens haben sich die in der Karolingerzeit durch den Slawenfürsten Priwina herbeigerufenen deutschen Ansiedler als politische Einheit erhalten. Ob aus der Völkerwanderung Reste germanischer Stämme dort noch bestanden, bleibt unsicher. Der Vf. legt klar und gründlich dar, wie die deutsche Missionstätigkeit unter Stephan I., der Durchzug der Kreuzfahrer, die Verwendung deutscher Krieger als Stütze des Königs, das Auftreten christlicher und jüdischer Kaufleute wirkte, und handelt über die schwankende Bedeutung des Namens Pannonien. — (J. B.)

F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts 3: Das Lehnwort der neueren Zeit, 1. Abschnitt. 2. Auflage. Halle a. d. S., Waisenhaus 1924. XII, 362 S. — Der zuerst 1910 erschienene 3. Band dieser ersten systematischen Zusammen- und Darstellung der deutschen Fremdwörter nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten hat in der neuen Bearbeitung wesentliche Verbesserung und Vermehrung erfahren. Seiler, der in den früheren Teilen die mittelalterliche Periode behandelte, zeigt hier den im 16. bis 20. Jahrhundert vom Latein und Französischen ausgehenden Einfluß auf Wortbildung und Wortschatz der deutschen Sprache, zuerst in historischem Überblick, dann in sachlicher Grup-

pierung nach dem häuslichen und wirtschaftlichen Leben, sowie nach Kunst und Wissenschaft. Er bietet hier insbesondere den Deutschlehrern ein ungemein wertvolles, zuverlässiges Material, um die Schüler in die Entwicklung der Kultur wie auch der Sprache einzuführen. Verwiesen sei z. B. auf die Behandlung der Worte Genie, Sekt, Epoche, nervös, auf die historischen Notizen über Kaffee und Tee, auf die Erklärung von Dämelsack, Fisimatenten, scheuern, Punctum saliens, auf den Nachweis, daß französische Lehnwörter oft mit einer lateinischen Endung versehen werden (Luxus, Parlamentarier, Motor) oder charakteristische Einzelheiten (der Kurfürst von Sachsen verbot 1595 den Bürgern den Gebrauch eines Taschentuches als ungebührliche Anmaßung). Gegen übertriebene Sprachreinigungsbestrebungen tritt S. wiederholt für den Nutzen und die Unentbehrlichkeit der Lehnwörter ein. — (J. B.)

Walther Specht, Havelländisches Heimatbuch. Erster Teil. Rathenow, L. Rackwitz 1922. 44 S. — Das Büchlein enthält eine für Kinder des 3. und 4. Schuljahres bestimmte Einführung in ihre Heimat. Abbildungen und eine Karte des Havellandes illustrieren den Text, dessen Fassung dem Verständnis der Kinder angepaßt ist. Die 46 Sagen, die die Schrift enthält, sind mit einigen Ausnahmen alle aus Schwartz' 'Sagen und alten Geschichten' bekannt. — (Hans Findeisen.)

E. Stemplinger, Die Ewigkeit der Antike. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1924. IV, 156 S. 3,50 M. — In den zwölf hier vereinigten Aufsätzen weiß der treffliche Forscher an neuen Beispielen den Ewigkeitswert der hellenischen Geisteskultur anschaulich und anmutig darzulegen. Von einer hohen Warte aus schildert er in dem ersten Aufsatze die Griechen als die Schöpfer der mittelländischen Kultur, als die gemeinsamen Vorfahren aller modernen zivilisierten Völker im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Leistungen der Chinesen, Inder, Babylonier, Ägypter. Im letzten verfolgt er das Hellenische im Christentum, das sich nicht bloß in der Übernahme philosophischer Ideen, sondern auch in vielen Legenden, Volksbräuchen und Dämonenglauben offenbart. Ferner prüft er das Verhältnis bedeutender Geister des 19. Jahrh., wie E. M. Arndt, Gutzkow, Schopenhauer, Mörike, Hebbel, Richard Wagner, Flaubert, zur Antike; er zeigt im Anschluß an sein Buch über das Plagiat in der griechischen Literatur (1902), wie sich dieser Begriff und der Streit darüber erst im 1. nachchristlichen Jahrhundert entwickelte, oder daß der moderne Begriff der ästhetischen Spannung den großen antiken Dichtern fremd war. Von besonderem Interesse für uns ist endlich der an dritter Stelle stehende Aufsatz über antike Motive im deutschen Märchen. — (J. B.)

E. Stemplinger, Oberbayrische Märchen. 1. Folge. (Bücher der Heimat, Bd. 1.) Altötting, Gebr. Geiselberger 1924. 81 S. 1,50 M. — Das Büchlein bringt keine Originalmärchen, sondern freie Übertragungen von KHM. 1, 5, 7, 10, 14, 18, 25—30, 35, 45, 48, 50, 72 und nr. 8 der Kinderlegenden in die Heimatsmundart des Herausgebers mit individualisierenden Orts- und Personennamen. Wenn Grimms Märchen auch in der ursprünglichen Fassung unverlierbares Allgemeingut ganz Deutschlands sind, so ist doch diese sehr geschickte mundartliche Umformung zweifellos sehr geeignet, sie bei jung und alt in Oberbayern mit frischem Leben zu erfüllen, und auch der norddeutsche Leser hat seine Freude daran. — (F. B.)

C. W. von Sydow, Beowulf och Bjarke. (Studier i nordisk filologi 14, 3.) Helsingfors 1923. 46 S. — Gegenüber Boer und Panzer sucht der Vf. nachzuweisen, daß die Grendelepisode im Beowulf aus irischer Sage stammt und indirekt Quelle wurde für Grettirs Kampf mit den beiden Trollen in der Grettissage. Mit der nordischen Hrólfs saga Kraka hängt der Beowulf nur insofern zusammen, als Bjarke und Beowulf vermutlich ursprünglich dieselbe geschichtliche Persönlichkeit bezeichnen. Beide haben aber nichts mit dem Bärensohnmärchen zu tun. — (J. B.)

Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1922 und 1923. Bd. I: Geisteswissenschaften, hsg. im Auftrage der Berliner Vertretung des Russischen Volkskommissariates für Bildungswesen von F. Braun und H. Praesent. Berlin, Kniga 1924. — Die Abteilung XVII, Volkskunde, ist von dem zweiten Herausgeber, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei in Leipzig, auf S. 259—266 mit begreiflicher Beschränkung auf das Notwendigste zusammengestellt worden. — (F. B.)

Archer Taylor, The Burning of Judas. (Washington University Studies 11, Humanistic Series 1, 159—186. 1923.) — Wie in der mittelalterlichen Rumpelmette (oben 21, 290) der Verrat des Judas durch Lärmen und Pochen seitens der Kirchenbesucher dargestellt wurde, so lebt ein andrer Brauch der Passionswoche, das Verbrennen einer Judas genannten Strohpuppe, in den Mittelmeerländern, England und Deutschland noch heute fort. T., der die Zeugnisse dafür mit großem Fleiß zusammenträgt, erkennt darin mit Recht einen alten heidnischen Frühlingsritus. Er handelte bereits 1920 im Journal of english and germanic Philology 19 über das hiermit zusammenhängende Lied 'O du armer Judas' (Erk-Böhme nr. 1963). — (J. B.)

A. Taylor, Proverbia Britannica. (Washington University Studies 11, Humanistic Series 2, 409—423. 1924.) — Abdruck aus J. Gruter, Florilegium ethicopoliticum 2, 172 (1611), der zumeist aus John Heywood schöpft. — (J. B.)

Lisa Tetzner, Im Land der Industrie zwischen Rhein und Ruhr, ein buntes Buch von Zeit und Menschen. (Vom Märchenerzählen im Volke dritter Teil.) Jena, E. Diederichs 1923. 145 S. — Das Buch ist eine Fortsetzung des oben 30, 41 besprochenen. Gleich einem fahrenden Sänger des Mittelalters zieht die 'Märleslías', wie die Schwaben sie betitelt haben, eine Schülerin des Vortragsmeisters Dr. E. Milan, von Ort zu Ort und trägt vor Kindern und Erwachsenen, Fürsten und Arbeitern, in politischen Versammlungen und in literarischen Gesellschaften Märchen und Gedichte vor. Anschaulich weiß sie ihre bunten Erlebnisse zu erzählen und die Stammesart der Rheinländer darzustellen. — (J. B.)

H. Uhlendahl, Als wir jüngst in Regensburg waren, eine literarhistorische Skizze. Berlin, Propyläen-Verlag 1924. 50 S. mit 3 Taf. — Als die deutschen Bibliothekare vor einem Jahre in Regensburg nach dem gefährlichen Strudel, der in dem bekannten Volksliede besungen wird, fragten, wußte ihnen niemand diesen zu zeigen. Das bewog einen der Teilnehmer, der Sache nachzugehen, und er ermittelte, daß der Eingang des Liedes nicht der ursprüngliche ist und daß der gefährliche Strudel und Wirbel der Donau sich weit von Regensburg unterhalb von Grein befand. Drei Abbildungen v. J. 1781 veranschaulichen die Landschaft; seit mehr als 60 Jahren sind die Felsen im Flußbette weggesprengt worden. Zu den gründlichen Nachweisen sei noch Meisinger, Volkslieder a. d. bad. Oberlande 1913 nr. 268 und Mincoff, Souterliedekens 1923 nr. 151 nachgetragen. — (J. B.)

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1920. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde hsg. von E. Hoffmann-Krayer. Berlin, de Gruyter 1924. XVIII, 212 S. 6 M. — Trotz der Verspätung, mit der auch dieser Jahrgang infolge der starken Vermehrung des Materials und pekuniärer Schwierigkeiten erscheinen mußte, kommt er noch früh genug, um dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern den wärmsten Dank aller volkskundlich Arbeitenden zu sichern. Ein besonderes Verdienst um das Zustandekommen hat sich Prof. Taylor von der Washington University in St. Louis erworben, und zwar in doppelter Beziehung, durch finanzielle Mobilmachung zahlreicher amerikanischer Freunde, die eine vorgeheftete Liste ehrend nennt, und durch Beisteuer von mehreren tausend Zetteln. Wenn von diesen nur ein Teil aufgenommen werden konnte, so hängt dies mit dem durchaus zu billigenden Grundsatz des Herausgebers zusammen, in Zukunft den Stoff auf die europäischen und die mit ihnen in engerem Kulturzusammenhang stehenden Völker zu beschränken. Das Titelmaterial immer übersichtlicher zu gliedern, ist der Hsg. sichtlich bemüht; in den unvermeidlichen Zweifelsfällen wird das sorgfältige Register Auskunft geben. – (F. B.)

Jan de Vries, De wetenschap der sprookjes. (Vragen des tijds 1924, 319—349.) — Handelt sachkundig und eingehend über Ursprung und Verbreitung der Märchen. – (J. B.)

Jan de Vries, Stereotype og individuelle sermerke ved den skandinaviske folkediktingi. (Norsk Aarbok 1923, 23—46).

R. Winter, Die geschichtliche Wirklichkeit im deutschen Volksmärchen. (Euphorion 25, 194—225).

W. Wisser, Das Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. (Nordelbingen 3, 63—76).

Adam Wrede, Eifeler Volkskunde. Mit 71 Abb. im Text und auf Tafeln. 2. verm. Aufl. (Volkskunde rheinischer Landschaften, hsg. v. A. Wrede, 1) Bonn und Leipzig, K. Schroeder 1924. XII, 294 S., geb. 6 M. — Das oben S. 63 angezeigte Werk unseres Mitarbeiters erscheint als hoffnungsvoller Eröffnungsband einer neuen volkskundlichen Schriftenreihe nicht nur in vermehrter, sondern vielfach umgearbeiteter Gestalt. Wie reiche Früchte dem Verf. die zwei seit dem Erscheinen der ersten Auflage vergangenen Jahre getragen haben, zeigen vor allem die Anmerkungen, deren Umfang sich verdoppelt hat; sie bilden das wissenschaftliche Rückgrat für die mit großer Liebe und Klarheit geschriebene Darstellung. Ein sehr erwünschter Zusatz ist auch das Register. Besonders erfreulich ist die erst jetzt des Werkes würdige äußere Ausstattung und der Schmuck der Abbildungen. Die ganze Reihe ist auf nicht weniger als 14 Bände berechnet, eine Spezialisierung, die bei der Verschiedenheit der im Rheinland vereinigten Bevölkerung durchaus berechtigt ist und die schönsten Früchte verspricht. — (F. B.)

Paul Wriede, Hamburger Volkshumor in Redensarten und Döntjes. (Quickborn-Bücher 30.) Hamburg, Quickborn-Verlag (1924) 62 S. 0,75 M. — Der Verf., dessen 'Plattdeutsche Kinder- und Volksreime' oben 31, 44 angezeigt wurden, bringt in diesem höchst ergötzlich zu lesenden Heft der verdienstvollen Quickborn-Bücher eine Auswahl von Anekdoten, meist Zwiegesprächen, die den schlagfertigen und

derben Humor des Hamburgers trefflich beleuchten; selbstverständlich ist vieles nicht speziell hamburgisch, sondern gehört zum eisernen Bestand der Schwankliteratur. Eingestreut sind kurze Plaudereien über Straßennamen, Ökelnamen u. a. — (F. B.)

E. de Zacharko, Contes du Turkistan (Muséon 36, 101—120. 297—312. Louvain 1923). — Zwei Märchen, die N. Pantusow russisch veröffentlichte, werden mit Unterstützung von W. Bang wiedergegeben. Dieselbe Dame übertrug aus Radloffs Proben Bd. 9: Usages des Tatares de l'Abakan (Muséon 35, 261—272. 36, 249—286).

Paul Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm 1—2. Jena, E. Diederichs 1912 bis 1923. XVI, 416. VIII, 303 S. (Die Märchen der Weltliteratur, hsg. von F. v. d. Leyen und P. Zaunert). — Das Werk stellt sich eine ähnliche Aufgabe wie Dähnhardts 1902—3 erschienenes 'Deutsches Märchenbuch', nämlich zusammenzufassen, was nach der Sammlung der Brüder Grimm an deutschen Volksmärchen zutage gefördert wurde. Während Dähnhardt 94 hübsch illustrierte Nummern aus Wolf, Zingerle, Colshorn, Jahn u. a auslas, bietet Zaunert die doppelte Zahl (105 + 91 Nr.) und sucht dem Verfahren der Brüder Grimm dadurch näher zu kommen, daß er öfter mehrere Fassungen desselben Märchens zu einer vollständigeren Gestalt zusammenschweißt oder, wo die Überlieferung kümmerlich, der Ausdruck nachlässig oder mit poetisierenden Zutaten überladen war, überarbeitend und umgestaltend eingreift, die mundartlichen Stücke aber nicht antastet. So ist ein die Kinderwelt erfreuendes Buch zustande gekommen. Der Forscher freilich wird damit nicht viel anfangen können, solange das verheißene Nachwort über die Herkunft einer jeden Nummer und die Geschichte der Stoffe und das Verfahren des Bearbeiters noch aussteht. — (J. B.)

Aus den

Sitzungs-Berichten des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 22. Februar 1924. Herr Studienrat Paul Schmidt sprach über den musikalischen Ausdruck des deutschen Volksliedes. Die Melodik des Volksliedes ist wesentlich für seine Aufnahme. Man sollte daher nicht nur den Text beachten. Auch ist das Verhältnis der Melodie zum Text zu erforschen. Unter den jetzigen Volksliedern sind 3 große Gruppen zu unterscheiden: a) die vor dem dreißigjährigen Kriege entstandenen; b) Trümmer früherer Volkslieder; c) spezifisch neue Volkslieder, deren Melodien später hinzugetreten sind. Sie sind aus Kunstliedern entstanden und vom Volke übernommen. John Meier hat ihnen besonders zahlreiche Studien gewidmet. Die Melodie des Volksliedes drückt nicht Empfindungen aus; sie enthält Spannungen und Lösungen, wie sie allerdings den Empfindungen auch eigen sind. So erklärt sich die Beziehung von Melodien und Text. Es gibt einen Kreis von Aufgaben der musikalischen Schilderung, die allgemein in ähnlicher Art, auch im Volkslied, gelöst werden. Man kann 67—68 musikalische Grundformeln des Volksliedes feststellen, aus denen etwa 3800 Melodien gebildet sind. Der Volksgesang ist an die Melodie gebunden, nicht an den Text. Grundlegend für die Melodie ist das System der Spannungen und Lösungen. Die Tonalität wandert, nicht die Melodie. Dieselbe Phrase der Melodie kann aber bei anderen Völkern eine ganz andere Bedeutung haben als im deutschen Volksliede. — In der Besprechung äußerten sich Hr. Geh.-Rat Bolte, Friedlaender, Mielke und Maurer zu dem Thema.

Freitag, den 28. März 1924. Hr. Universitätsprofessor Dr. G. Neckel trug über nordische Balladen vor. Die mittelalterlichen Balladen oder Tanzlieder sind Voraussetzung der modernen Ballade. Die Heimat der alten Ballade ist England, Schottland und Skandinavien. Svend Grundtvig, der mit Axel Olrik Balladentexte in Dänemark gesammelt hat, glaubt, daß die dänischen mittelalterlichen Balladen auf niederdeutsche Quellen zurückgehen. Der Redner hält ebenfalls deutschen Anteil für sicher vorhanden. Zusammenhänge mit dem Roman sind auch anzunehmen. Hauptländer der nordischen Ballade sind Dänemark und Norwegen, ihre Blütezeit in Dänemark um 1300. In Dänemark war die Ballade auch später beliebt; seit dem dreißigjährigen Kriege ging sie hier aber stark zurück. In Jütland leben die Balladen in travestierter Form bei den Bauern, nicht mehr in ihrer alten würdigen Art. Die Kunstdichtung des 19. Jahrh. ist von der alten Balladenkunst befruchtet worden. Viele Balladen haben tragischen Schluß, wie die stabreimenden Helden- oder Edda-

lieder, die ihnen vorangehen. Alter Volksglaube tönt oft in ihnen wieder, wie die Phrase: Nenne mich nicht zu Tode! Namensnennung im Kampfe bringt Schaden und Tod. Der Norweger Gustav Storm vertrat überhaupt die Ansicht, daß die alten Balladen versifizierte Heldensagen seien. Der Wert der Balladen liegt in ihrer schönen Einfalt und Einfachheit, in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. — Der Vorsitzende Geh.-Rat Bolte erinnerte an die aus der dänischen Ballade stammende Tannhäusersage und die diesbezüglichen Arbeiten von Alpers.

Freitag, den 25. April 1924. Frau Geheimrat Dr. H. Dihle sprach zur Geschichte des Schneiderhandwerks. Es wurde in alter Zeit von Frauen ausgeübt. Mit dem Aufblühen der deutschen Städte im 12. Jahrh. erwuchs das Handwerk zu festerer Organisation. Mitte des 13. Jahrh. werden Schneiderzünfte zuerst genannt. Größere Gewandstücke wurden zuerst nur von Männern gefertigt. Mit dem Verfall mittelalterlicher Tracht in der Mitte des 14. Jahrh. blühte das Schneiderhandwerk auf. Es gab auch weibliche Zunftglieder, aber schon im 14. Jahrh. begann die Beschränkung der Frau in den Zünften. In Deutschland wurden schließlich die Gesellen unehrlich, die neben Frauen arbeiteten. Anders in Frankreich. Friedrich d. Gr. trat 1783 für die Frau im Schneiderhandwerk ein. 1811 wurde Gewerbefreiheit verkündet. Wanderschaft der Frauen war nicht üblich. 1370 wird die Zunft der Nadler in Nürnberg genannt; Metall-Stecknadeln gab es in England seit 1343, während man früher hölzerne Stifte benutzte. Das Plätteisen kam im 15. Jahrh. auf; früher wurden die Nähte flach aufeinander gelegt. Das Anprobieren ist wohl kaum vor 1500 üblich gewesen; es wird erst im 18. Jahrh. bezeugt. Die Kleinheit der Spiegel in älterer Zeit verhinderte auch den guten Sitz der Kleider zu kontrollieren. Erst im 17. Jahrh. kamen große Spiegel auf. Wegen geringer Breite der Stoffe war die Stückelung bedeutend. Schnittmuster in sogen. Stückbüchern aus dem 16. Jahrh. bewahrt die Lipperheidesche Kostümbibliothek in Berlin auf. Das Meisterstück kam im 15. Jahrh. auf. Später wurden die Anforderungen oft ungeheuerlich, bis zu 93 Stücken, die zuweilen längst unmodern geworden waren. Durch solche rigorosen Ansprüche der Zünfte wurden die „Pfuscher“, „Störer“ oder „Bönhasen“ gezüchtet. In Berlin begann der Kampf gegen sie schon im 16. Jahrh. Nach der Volksmeinung waren die Schneider meist schwächlich, aber schlagfertigen Mundwerks und aufrührerischen Sinnes. Joh. Butzbach, ursprünglich Schneider, dann Geistlicher, hat uns Bilder aus dem Handwerkerleben des 15.—16. Jahrh. hinterlassen. 1854 wurden die ersten amerikanischen Nähmaschinen in Deutschland eingeführt; in den Jahren nach 1870 kam die sogen. Konfektion auf und später die Warenhäuser, die das Handwerk völlig veränderten. — Der Vorsitzende Geh.-Rat Bolte gab dazu Beiträge über Handwerkerspott. Er ging aus von Zünften, die andere als unehrlich verspotteten, dann auch vom Publikum. Hans Sachs schonte sogar sein eigenes Handwerk nicht. Der Volksmund behauptet häufig Faulheit der Handwerker, und Zelter, der ursprünglich Maurermeister war, schwitzte auf seinem Totenbette, was ihn zu dem bekannten Witze über Maurerschweiß veranlaßte. Neuere Wortbildungen scherzhafter Art sind Knieriemінalrat für Schuster und Schurk für Chirurg in Baden. Die Volksdichtung betätigt sich auf diesem Gebiet durch Reimverse zum Arbeitsgeräusch und -rhythmus.

Der Unterzeichnete legte aus Privatbesitz ein umfangreiches Zauberbuch vor, etwa 1729 in Leipzig geschrieben, mit zahlreichen Abbildungen, Beschwörungen und Rezepten mannigfacher Art.

K. Brunner.

Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)